Am Kreuz.

Ein Passionsroman aus Oberammergau.

Von

Wilhelmine von Hillern.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die Ehe.

Auf einer waldigen Höhe, tief versteckt in den Forsten des bayrischen Hochlandes, liegt ein altersgraues Jagdschloß der Wildenauschen Familie. Ein steiler Bergweg führt zu ihm empor und zu seinen Füßen dehnt sich, wie ein Steinmeer, ein breites ausgetrocknetes Flußbett, ein Grieß, wie sie es hier nennen. Nur Eingeweihte kennen die Spur, die hindurchführt, dem oberflächlichen Blick erscheint es völlig unpassierbar und wild.

Wie eine Mauer umstarren nackte, schroffe Felsen das Jagdschloß auf seiner bemoosten Anhöhe, traurig harmonierend mit dem weißen Steinmeer da unten, das den harten Vordergrund zu dem eintönigen Gemälde bildet. Dann und wann tritt ein brünstiger Edelhirsch aus dem Walde, mit feinen elastischen Fesseln das Grieß überschreitend, und die bräunliche Silhouette des scharfgezackten Geweihs hebt sich stolz ab von dem farblosen Einerlei. Ihm entgegen tritt erwartungsvoll, jenseits des Grießes die Hindin, zögernd — lauschend — mit vibrierenden Nüstern, den Hals weit vorgestreckt, aus dem Dickicht. — Dann

knallt von drüben eine Büchse, der Sechzehnender neigt sich zur Erde, die schlanke erhobene Fessel knickt ein, auf die Kniee stürzt das königliche Tier, — dann fällt es auf den Rücken und gräbt sich mit dem mächtigen Geweih rücklings geworfen im Todeskampf ins tiefe, lockere Geröll ein. — Die Hindin ist entflohen, der Wilderer macht seine Beute, — durch die Steine sickert lautlos ein feines, blutiges Rinnsal, dann ist es wieder tot und still ringsum.

Dies ist das Versteck, wo die Gräfin Wildenau seit sieben Jahren ihren Kreuzesraub birgt — das Felsengrab, in dem sie den scheintoten „Gott“ halten zu können meint!

Dicht an die Bergwand gelehnt und von einem überhängenden Geklüft halb gedeckt, steht das Schloß wie in einer Nische. Kalt und feucht, der Sonne beraubt durch vorspringendes Gewänd, das schon um Mittag seine Schatten hereinwirft, so daß das Gebände vom feuchten Gestein herab berieselt und von jenem geheimnisvollen Duft nassen Mooses und faulender Pilze umzogen ist, der uns so seltsame Gefühle weckt, wenn wir auf heißer Wanderschaft innerhalb eines kühlen, verfallenen Burghofes ruhen, indes uns die Sohle feucht wird in fußtiefen Schichten modernder brauner Blätter, die keine geschäftige Hand seit Jahrzehnten mehr weggekehrt. Es ist, als ob es die Sonne mit den Menschen hielte. Wo kein Menschenauge mehr nachsieht, da schaut auch sie nicht mehr hinein. Es ist ihr nicht der Mühe wert, die Berge von welkem Laub oder das wilde Gerank und Gestrüpp oder die Schleier von Spinnweb und Kalkstaub zu durchdringen, die sich

im Laufe der Zeit im Mauerwerk eines verwahrlosten Besitztums angehäuft.

Wie man es einem Kinde ansieht, ob es von seiner Mutter geliebt wird oder nicht, so sieht man es auch einem Hause an, ob seine Besitzer es wert halten oder nicht, und wie ein schlecht gepflegtes Kind ein sonnenloses Dasein fristet, so wird auch ein schlecht gepflegtes Haus nach und nach kalt und unfreundlich.

So hier das verlassene Jagdschlößchen. Seit Menschengedenken hat kein Fuß es mehr betreten. Was sollte die Gräfin Wildenau damit? Es ist so entlegen, so weit ab von allen Verkehrsstraßen, dabei so versteckt im Walde, daß es nicht einmal als Aussichtspunkt gelohnt hätte! Es stand als verlorener Posten auf den unermeßlichen Situationsplänen der gräflich Wildenauschen Güter. Es fiel der Besitzerin nicht einmal ein, es auf diesen — geschweige denn in der Wirklichkeit, und auf Wegen zu suchen, die für unfahrbar und unreitbar galten.

Alljährlich wurde ein Baumeister hingeschickt, die notwendigsten Reparaturen vorzunehmen, weil es unpassend für eine Wildenau gewesen wäre, eines ihrer Schlösser verfallen zu lassen. Das war alles, was zur Erhaltung des Baues geschah. Der Garten verwilderte allmählich und wuchs mit dem Forst und dieser mit ihm so zusammen, daß die Zweige der Bäume an die Fenster des Hauses schlugen und die letzten spärlichen Sonnenstrahlen wie eine grüne Hecke ringsumher absperrten. Ein Schloß für ein Dornröschen, aber ohne die Schläfer darin! Da gefällt es dem Schicksal, daß ein süßes Geheimnis in der Brust

seiner Besitzerin ein solches Dornröschenversteck bedarf, um dort zu träumen, den seltsamsten Traum, den je, seit Danae in ihres Gottes Armen geruht, ein Weib geträumt!

Sie sucht und findet den verlorenen Punkt auf ihren Karten, und mit der Energie, welche die Gewohnheit, alles zu können, was man will, verleiht, schafft sie eine geheime Furt durch das Grieß, die nur ein vertrauter alter Kutscher kennt, und kein Mensch weiß, wo sich die Gräfin Wildenau aufhält, wenn sie plötzlich auf Tage aus der Gesellschaft verschwindet. —

Ueberhaupt ist es auffallend, wie verändert die Gräfin Wildenau ist, seit sie von ihrer Reise in den Orient zurückgekehrt. Man spricht in der Gesellschaft ernstlich von einer romanhaften Aventüre oder von einer religiösen Exaltation, in die sie vor Jahren durch das Ammergauer Passionsspiel versetzt worden! Da sie ja auch die Reise ins Gelobte Land unmittelbar von dort aus angetreten habe! — Und wie kein Meer so weit — und kein Berg so hoch, daß nicht der Klatsch seinen Weg darüber fände, so fand er ihn auch sogar über das Heilige Grab hin nach den Salons der Residenz!

Ein Herr, ein Bekannter von dem und dem, hat auch eine Orientreise gemacht und in Jerusalem auf dem Heiligen Grab eine verschleierte, etwas ekstatisch hingegossene Dame gesehen, die niemand anderer war, als die Gräfin Wildenau! Das wäre nun nichts Merkwürdiges gewesen! Aber neben der Dame kniete ein Herr mit so ausgeprägtem Christuskopf, daß man hätte meinen können, es sei der Grabentflohene selbst, der sich im Himmel nicht wohl fühle und

reuig zu der verlassenen Ruhestatt zurückkehre, um sich wieder hineinzulegen!

Wie interessant! Die nach Romantik dürstende Phantasie der Gesellschaft verarbeitete natürlich diese Nachricht mit Begierde!

Der Herr mit dem Christuskopf, wer konnte es anders sein als der Ammergauer Christus? Das stimmte auch damit, daß in jenem Sommer so plötzlich die Passionsspiele unterbrochen wurden, und zwar wegen Erkrankung des Christus, — wie die Ammergauer sagten, die es trefflich verstehen, ihre Geheimnisse nach außen zu wahren. Aber da sie die Inkonsequenz begehen, hin und wieder ihre Töchter in die Stadt zu geben, ventiliert ein oder das andere Gemeindegeheimnis, mehr oder weniger entstellt, durch die Toilettenzimmer der Gebieterinnen solcher Ammergauer Kammerjungfern.

So zuckte auch da und dort ein unsicheres Licht über die Ammergauer Katastrophe auf: Der Christus sei nicht krank — er sei verschwunden — durchgegangen — und eine hohe Dame mit ihm: „Quel scandale!“

Aber siehe, da tauchte eines Tages die Gräfin Wildenau wieder auf — nach einer drei Jahre langen Orientreise, — zerstreut, religiös angehaucht, aber ohne wirkliche Frömmigkeit. Denn das Christentum ist nicht zu haben in einem Anlauf religiös-erotischer Ekstase mit ihren süßen Täuschungen — in harter Arbeit täglicher Selbstopferung nur ist es zu erringen, — aber davon wußte eine Natur wie die Wildenau noch nichts!

Sie kam also zurück, anders als sonst — und doch

nur insofern, als ihr eigenes Ich, das die Leute ja nicht kannten, noch potenzierter war, denn früher!

Aber sie kam allein! Wo hatte sie ihren bleichen Christus gelassen? Alle Nachforschungen blieben erfolglos. — Was konnte man da sagen? Zu beweisen war nichts — und überhaupt: bewiesen oder nicht, — welch eine Anklage hätte die Gräfin Wildenau gestürzt? Das wäre eine Arbeit gewesen, zu der selbst ihren Feinden die Ausdauer fehlte.

Denn es ist ganz amüsant, wenn man in aller Geschwindigkeit durch das leicht hingeworfene Wort einen Menschen moralisch vernichten kann! Sowie aber eine Mühe, wie die Erbringung eines Beweises damit verknüpft ist, wird man aus Trägheit gutmütig — läßt von seinem Opfer ab und sucht sich ein anderes, bequemeres.

So erging es der Gräfin Wildenau. Ihre Machtstellung blieb nach wie vor unangetastet, ja der Reiz ihrer Erscheinung wirkte noch anziehender als früher. War es die lange Zeit, während deren man sie vermißte, oder hatte sie sich verjüngt? Genug — es war ein Schmelz süßer Weiblichkeit über sie ausgegossen, der sie unwiderstehlich machte.

In welch geheimem Schacht des menschlichen Herzens und Empfindens sammelte sie die Diamantstrahlen, von denen es in ihren Augen funkelte wie von verborgenen Schätzen, auf die zum erstenmal das Tageslicht fällt?

Wenn ein Weib ein geheimes Glück im Busen trägt, da scharen sich die Männer mit einer Art instinktiver Eifersucht desto enger um sie, sie möchten dem unsichtbaren Nebenbuhler das süße Besitzrecht streitig machen, die edle Beute

abjagen. Das liegt so in der menschlichen Natur. Einer aber wollte es mit Bewußtsein, nicht in instinktiver Eifersucht, sondern mit dem vollen intensiven Entschluß ausdauernder Treue — der Prinz! — Aber mit ruhigem Bedacht und der ihm eigenen klugen Beherrschung verfolgte er sein Ziel. Nicht mit Liebeswerbungen, denn er wußte zu gut, daß Liebe kein Mittel gegen Liebe ist! — Im Gegenteil, er wählte einen andern Weg, den des kalten Verstandes!

„Solange sie in der Glut ist, bleibt sie gegen jedes andere Gefühl unempfindlich — zuerst muß sie abgekühlt werden bis zum Gefrierpunkt, dann nimmt man den erstarrten Vogel behutsam an die Brust und gibt ihm neue Wärme!“

Es wird lange dauern, bis es so weit kommt, — aber er versteht zu warten! —

Indessen zog er die Gräfin in einen Taumel von Vergnügungen der auserlesensten Art hinein.

Kein Wort, kein Blick verriet den noch hoffenden Liebhaber! Mit der Miene eines Mannes, der für sich abgeschlossen hat und zu sehr Weltmann ist, um eine interessante Frau deshalb zu meiden, weil er nicht bei ihr reüssierte, trat er ihr nach ihrer Rückkehr wieder gegenüber. Hätte er auch nur den Schimmer einer Empfindung gezeigt, er wäre ihr in ihrer damaligen Stimmung widerlich geworden! Aber die absolute Unbefangenheit und Ruhe, mit der er den „alten Freund“ und nichts weiter spielte, machte ihn ihr zu einer Wohlthat, ja zum Lebensbedürfnis! So war er ihr unzertrennlicher Begleiter — ihr Schatten, und er-

stickte schon durch das Ansehen seiner Person jeden verleumderischen Hauch, der gegen die schöne Freundin von Ammergau herüberwehte.

Anfangs hatte sie nach ihrer Rückkehr die Grille — wie sie es selbst nannte, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen und mehr auf ihren Gütern zu leben. — Aber da war es die kluge Umsicht des Prinzen, die sie davon abhielt:

„Um Gottes willen thun Sie das nicht! Wollen Sie den Gerüchten über Ihre Ammergauer Episode und Ihre sich daran knüpfende Wallfahrt nach Jerusalem freies Spiel geben, indem Sie sich in die Einsamkeit zurückziehen und so Ihren Verleumdern das Feld selbst räumen, daß sie sich nach Belieben auf der verlassenen Stätte Ihres ehemaligen Glanzes tummeln können?"

Das war sein Argument: „Jetzt gerade erst recht müssen Sie Ihre alte Stellung in der Welt wieder einnehmen, sonst sind Sie — verzeihen Sie mir die Offenheit — eine gefallene Größe!"

Die Gräfin erschrak auffallend bei dem Gedanken.

„Oder — haben Sie irgend ein Wolkenkuckucksheim, dessen Genüsse die Welt für Sie aufwiegen? fragte er mit unerbittlicher Konsequenz.

Diesmal errötete die Gräfin tief bis unter die zitternden aschblonden Stirnlöckchen hinein.

Seitdem wurden die Salons des Palais Wildenau wieder mit Rosenduft parfümiert, — beleuchtet und dekoriert mit echauffierend warmer, orientalischer Pracht, und lebhaft murmelnd ergoß sich der bunte Strom der Gesellschaft hinein. — Diamantenfunkelnd, von der eigenen, jahrelang

nicht mehr erprobten Schönheit trunken, erschien die Gräfin als ihr Mittelpunkt — indessen droben auf dem einsamen Jagdschloß hinter dem unwegsamen Grieß der einsame Mann, den sie da hinauf verbannt, vergebens der Herrin — der Gattin harrte. — — — —

Das Laub im Forst bräunt sich seit ihrer Rückkehr von Jerusalem schon zum sechstenmal, der Herbststurm weht zu den Bergen von welken Blättern immer neue herein, sie zu Wällen um das verwahrloste Gemäuer auftürmend, immer kälter, immer einsamer wird es dort oben, immer wärmer dort unten in den Salons, immer geselliger das Palais Wildenau mit seinen persischen Vorhängen und Teppichen und seinen lauschigen Eckchen hinter bunten Paravants. — Immer enger rückt man da um die flackernden Kaminfeuer zusammen, die bleiche Gesichter purpurn anhauchen und müde Augen aufleuchten lassen wie in flammender Leidenschaft. Da sitzen sie herum, auf niederen Fauteuils ausgestreckt, die Freunde und Freundinnen der Gräfin, im intimen Kreis. Die Herren, ausruhend von der Jagd — oder den Herbstmanövern, — die Damen, von den ersten Soireen und Bällen der Saison, die um so mehr anstrengen, als man es noch nicht wieder gewohnt ist und die Toilettenfragen bei so frühen Bällen geradezu nervenaufregend sind!

„Was soll man machen? Mit vorjährigen Kleidern die beginnende Saison zu eröffnen, ist geradezu deprimierend, und neue kann man nicht anschaffen, weil man um diese Zeit ja noch nicht einmal weiß, was diesen Winter porté sein wird? Die Nouveautés aus Paris sind noch nicht

da! Man muß also eine nichtssagende Toilette ohne cachet tragen, in der man sich unsicher fühlt und die man nachher wegwirft, weil doch etwas ganz anderes aus Paris kommt, als man sich's versehen hatte! —

So plaudern die Damen, und Gräfin Wildenau ist ganz bei der Sache, sie kennt und teilt diese Leiden, obgleich sie eigentlich jetzt, wie die Damen meinen, nicht „mitreden“ kann, da sie einen Vorrat kostbarer orientalischer Stoffe und Stickereien mitgebracht hat, aus denen sich für Jahre Toiletten anfertigen lassen, die kein anderer Mensch hat und die tout ce qu'il-y-a de plus exclusif sind! Denn nur kleine Leute brauchen sich nach der Mode zu richten, — große Damen richten die Mode nach sich und die Kostbarkeit der Stoffe gewährleistet für das, was allzu extravagant und phantastisch erscheinen dürfte! Eine Gräfin Wildenau darf sich solche Toiletten ‚hors ligne‘ erlauben. Sie hat das Recht, den Ton auch darin anzugeben, und man würde es ihr gern nachmachen, wenn man könnte, aber dazu fehlt einesteils der Geschmack — andernteils die Kasse.“ — Die Gräfin ist so liebenswürdig, die neidischen Komplimente der Freundinnen bescheiden abzulehnen, ihre Gedanken sind aber indessen abgeschweift; ihr Auge sucht ein Pastellbild neben dem Kamin, einen Knaben von wunderbarer raphaelischer Schönheit, und ruht einige Sekunden wie selbstvergessend darauf.

„Was ist das für ein Kind?“ fragt eine der Damen, die dem Blick gefolgt war.

„Kennen Sie es nicht?“ antwortet die Gräfin, träumerisch lächelnd. „Es ist das Christuskind der Sixtinischen Madonna!“

„Ach, wie merkwürdig, — wenn Sie einen Sohn hätten, könnte man meinen, es sei sein Bild, so ähnlich sieht es Ihnen.“

„Finden Sie?“ erwidert die Gräfin. „Ja, das fand der Künstler auch, der es mir kopierte, er machte es mir deshalb zum Geschenk und überraschte mich damit.“ Sie steht auf und nimmt ein anderes kleines Bild von der Wand: „Sehen Sie, das bin ich als Kind von drei Jahren — es hat wirklich etwas Aehnlichkeit!“

Die Damen stimmen sämtlich überein, auch die Herren, froh, die Toilettenfrage abgebrochen zu sehen, treten herzu und bewundern die merkwürdige Aehnlichkeit zwischen dem Mädchen- und dem Knabenkopf.

„Es ist in der That das Christuskind der Sixtina — sehr schön gemalt!“ sagt der Prinz.

„Apropos, Cousine!“ ruft eine scharfe, dünne Stimme zwischen zwei schmalen Lippen unter einem rotblonden Schnurrbart hervor, über des Prinzen Schulter weg, „wissen Sie, daß Sie auf Ihrem eigenen Grund und Boden solch ein Modell herumlaufen haben?“

Die Gräfin stellt mit einer auffallend nervösen Handbewegung die Kopie beiseite und eilt, ihr eigenes Kinderbild wieder an seinen Platz zu hängen. Die Herren wollen ihr dabei behilflich sein, sie läßt es sich aber nicht abnehmen, obgleich sie es nicht recht geschickt macht und dadurch der Gesellschaft ungebührlich lange den Rücken kehrt.

„Es ist wohl möglich — ich kann mich nicht erinnern,“ spricht sie währenddessen, „ich kann nicht alle Kinder meiner Gutsleute kennen!“

„Ja," beharrt die schnarrende Stimme weiter, „es ist ein Knabe, der sich auf Ihrem Jagdschlößchen im Grieß herumtreibt."

Die Gräfin wird plötzlich erdfahl.

„Apropos, Jagdschlößchen," — spricht der Vetter weiter, — er ist einer von den enterbten Wildenaus, — „Sie könnten mir das Ding wohl überlassen, Cousine! Ich will Ihnen nur gestehen, ich habe das alte Rattennest neulich ein wenig ausgespürt. Schlierheim will seine Jagden jenseits der Staatswaldungen verpachten, aber ohne Jagdhütte, nur bis zu Ihrer Grenze. Wir würden die Jagd pachten, meine Brüder und ich, wenn wir das alte Wildenausche Jagdschloß wieder dazu kriegen könnten. Wir sind gern bereit, Ihnen den höchsten Preis zu zahlen, den das Ding wert ist. Sie wissen ja, daß es ehemals zu unserer Linie gehörte und erst vor vierzig Jahren von Ihrem verstorbenen Gemahl erworben wurde. Damals war es für uns wertlos, aber jetzt möchten wir das Schlößchen wieder zurückkaufen."

Die Gräfin friert und muß Holz nachlegen! Sie weiß nicht wie? aber unwillkürlich ist sie in die Nähe des Prinzen gekommen, als stelle sie sich unter seinen Schutz. Ihre Schulter lehnt sich kaum merklich an die seine, sie ist zum Erschrecken bleich.

„Die Erinnerung an ihren verstorbenen Mann greift sie immer so an!" kommentiert der Prinz.

„Nun, wir sprechen ein andermal darüber, ma belle cousine!" sagt Vetter Wildenau und beschwichtigt seine Wünsche einstweilen durch ein Glas Chartreuse, das der Diener serviert.

Das wachsame Auge des Prinzen verfolgt die kleine Scene mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Hatten Sie nicht vor, Gräfin," wirft er jetzt mit scharfer Betonung ein, „Ihrem Papa das Schlößchen als Aufenthalt herzurichten, weil ihm die Stadtluft bei seinem Zustand nicht gut thut?"

„Ja, allerdings — ich — wir sprachen neulich davon," stammelt die Gräfin, „mir ist überhaupt das Ding lieb — ich möchte es nicht missen."

„So, — lieb ist es Ihnen? Aber verzeihen Sie — das sieht man ihm nicht an! Ich dachte, Sie legten keinen Wert mehr darauf — so wenig gepflegt ist das Ganze!" meint der Vetter.

„Ja eben das liebe ich — ich will es so haben," — antwortet die Gräfin gereizt. „Es braucht ja nicht alles künstlich zugestutzt zu sein! Es ist eben ein Waldidyll!"

„Ein Waldidyll?" wiederholt der Vetter, „hm! — Ah so! — Das ist etwas anderes — verzeihen Sie — hätte ich das gewußt, so würde ich den Punkt gar nicht berührt haben!" Er küßt ihr mit einem seltsam funkelnden Blick der stechenden grauen Augen die Hand und empfiehlt sich.

Die andern glauben, nun auch gehen zu müssen, und die Gräfin hält niemand zurück, — sie ist offenbar sehr abgespannt.

Auch der Prinz geht — der Form halber, — aber mit einem Ausdruck freundschaftlicher Besorgnis flüstert er ihr zu: „Ich komme wieder!" — Und er hält Wort.

Es ist eine Stunde später. Die bleiche Frau ruht in einem einfachen Hauskleid auf dem Divan.

Der erste Blick des Prinzen streift im Vorübergehen das Tischchen, auf dem das Pastellbild des Christuskindes gestanden — es ist weg!

Die Gräfin folgt seinem Blick und sieht, daß er es vermißt, — ihre Augen treffen sich gegenseitig. Der Prinz nimmt sich leise einen Stuhl und setzt sich neben sie, wie an das Lager einer Kranken, die eben operiert worden ist und Schonung bedarf. Er ist selbst sehr blaß. Er rückt ihr sanft die Kissen im Nacken zurecht und schaut ihr teilnehmend in das Gesicht.

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“ flüstert er nach einiger Zeit kaum hörbar, „das hätte alles ganz anders angefangen werden müssen!“

„Prinz, wie konnte ich denken, — daß Sie so groß — so edel“ — sie kann nicht vollenden, die Augen niederschlagend, liegt das schöne Weib da, wie in Glut getaucht vor Scham.

Er betrachtet sie ernst, und was er in diesem Augenblick fühlt, das ist der erste, große Schmerz seines Lebens, aber auch die Erkenntnis, daß er mit diesem Geschöpf, das da vor ihm liegt wie eine von feinster Künstlerhand gemeißelte Magdalenenstatue nicht rechten kann, — weil er sie lieben muß — jetzt in ihrer süßen Verwirrung mehr und zärtlicher denn je!

„Madeleine,“ sagt er leise und sein Hauch zieht kühlend über ihre Stirn hin, „wollen Sie sich mir anvertrauen? Es wird Ihnen leichter werden!“

Sie nimmt seine Hand zwischen ihre feinen durchsichtigen Finger und schlägt die Augen bittend zu ihm auf mit

einem Blick voll holder Weiblichkeit, wie ein Mädchen, wie ein unschuldiges Kind, das um kleiner Sünde willen büßt: „Lassen Sie mir mein Geheimnis!“ fleht sie in so rührender Verlegenheit, daß es dem Prinzen fast die Besinnung raubt.

„Gut,“ sagt er, sich mühsam fassend, „ich frage nichts weiter und dränge mich nicht in Ihr Geheimnis. Aber, wenn Sie je eines Freundes bedürfen — und ich fürchte, der Fall wird eintreten —, dann, bitte, machen Sie keine weiteren Unbesonnenheiten und denken Sie daran, daß Sie an mir einen Freund haben, der neben einem warmen Herzen einen genügend kalten Kopf besitzt, um für Sie zu handeln, wie es diese schwierige Situation erheischt! — „Adieu, chère amie! Ruhen Sie sich gut aus!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, gleich dem erfahrenen Arzt, der seinen Patienten nur verordnet, was ihnen gut thut, ohne sich auf Gespräche mit ihnen einzulassen, — ist er verschwunden.

Beschämt — niedergedrückt von der Größe dieses Charakters bleibt die Gräfin zurück. — Hätte sie ihm am Ende doch lieber die Wahrheit sagen sollen?

Sollte sie ihm nicht sagen, daß sie verheiratet sei? Verheiratet! Ist sie es denn? Kann man das verheiratet nennen? Sie hat sich und Freyer eine Komödie vorgespielt, an die sie von ihrem Standpunkte aus selbst nicht glauben kann.

Sie waren auf der Flucht von Ammergau nach Prankenberg geeilt, hatten den alten Pfarrer in Begleitung von Josepha und einem Kutscher, der im Dienst der Familie

ergraut war, als Zeugen, auf seinem Zimmer überrascht und vor ihm erklärt, daß sie sich zur Ehe nähmen!

Der alte Herr wußte sich vor Schreck und Verlegenheit nicht zu fassen, aber was war zu machen? Die Gräfin berief sich auf den Ritus des Tridentiner Konzils, laut dessen sie und Freyer nach dieser Erklärung Mann und Frau seien, auch ohne Trauungsakte und Dimissorialien. Da konnte der loyale, im Dienst der Prankenbergs wie seiner Kirche ergraute Seelsorger nicht mehr anders, als die Thatsache anzuerkennen, die Ehe als formgültig geschlossen zu erklären und ihnen die Trauscheine einzuhändigen.

So, am Frühstückstisch, über der dampfenden Kaffeetasse des beim Morgenimbiß gestörten Priesters, war das Bündnis geschlossen worden, das der gute Pfarrer nachher als einen Ehebund ins Kirchenregister eintragen sollte. Aber auch dieser äußere Beweis der Ehe zwischen der verwitweten Gräfin Wildenau und dem Ammergauer Bildschnitzer Freyer ward aus dem Wege geräumt, denn die Gräfin hatte recht, als sie ihrem Vater nicht traute und den Rat der heimlichen Eheschließung nur für eine Kriegslist hielt, sie vorderhand von einem öffentlichen Schritt abzuhalten.

Schon auf der Rückfahrt vom Geistlichen sauste ihr Wagen an dem des Fürsten vorbei.

Zehn Minuten später stürmte der Fürst wie ein Ungewitter dem alten friedlichen Pfarrer ins Zimmer, und es gelang ihm, diesen wenigstens dahin zu bringen, daß er den „Skandal“, wie er es nannte, nicht in das Kirchenbuch eintrug. — So blieben die äußeren Beweise der Sache auf die in den Händen der Gatten befindlichen Trauscheine,

ferner die beiden Zeugen Josepha und den fürstlichen Leibkutscher Martin beschränkt, freilich eine Kette, die sich Madeleine Wildenau an den zarten Fuß gebunden, — die sie aber noch immer in ihrer Gewalt behielt!

Was war also nun diese Ehe? Wie würde ein Mann wie der Prinz sie betrachten? Würde sie in den Augen des Skeptikers und erfahrenen Weltmannes nicht eine ganz andere Physiognomie haben als in denen des naiven Naturmenschen, der alles was glänzt für Gold nimmt? Ist eine solche Ehe, die nur im Genuß, — nicht aber in der Ausübung derjenigen Rechte und Pflichten besteht, welche sie zu einer sittlichen Institution erheben, ist sie besser als ein unsittliches Verhältnis? Nein, eher schlechter, denn sie begeht noch einen Gottesraub dazu, — sie ist ein unsittliches Verhältnis, das sich einen sakramentalen Namen gestohlen hat!

Aber — was ist das? Heute zum erstenmal ist ihr zu Mute, als könnte das Schicksal der Sache die sittliche Bedeutung aufdrängen, die sie ihr nicht freiwillig zugestand, — als könne die Gottheit, deren Namen sie dabei mißbraucht hat, sie beim Wort nehmen und sie zwingen, aus dem Spiel Ernst zu machen!

Ihr besseres Ich gesteht es sich unverhohlen zu, daß dies nur eine moralische Gerechtigkeit wäre! Vor dieser großen Wahrheit beugt sie das Haupt, wie die üppig schwellende Aehre vor dem nahenden Hagelwetter.

Eine unerklärliche Schwüle liegt trotz des kalten Herbstabends über ihr.

Es war etwas in dem kurzen Gespräch mit dem Vetter

Wildenau und besonders in der Art, wie der Prinz mit seinem klugen Ueberblick die Episode auffaßte, was die Gräfin erschreckte und beängstigte.

Wie kommt jener Wildenau auf ihr Jagdschlößchen? Wie kommt er zu dem Kinde?

Wie konnte sie aber auch so unvorsichtig sein, — das Bild hinzustellen! — Und doch, — es ist ja das raphaelische Christuskind. Wenn man nicht einmal mehr einen raphaelischen Kinderkopf in seinen Salons haben darf, ohne zu riskieren, daß irgend jemand eine kompromittierende Aehnlichkeit entdeckt!

Empört springt sie auf und richtet sich in ihrer vollen Größe empor: Wer ist sie denn? Und was fürchtet sie denn?

„Nur nicht kleinlich werden, Madeleine!“ ruft sie sich selbst zu! „Weh dir, wenn du die Sicherheit verlierst, dann bist du verloren! Wenn du der Bestie Fama nicht fest ins Auge blickst, wenn du nur mit den Wimpern zuckst, zerreißt sie dich. Werde nicht kleinlich, Madeleine, und gib dich nicht Skrupeln hin, sie verraten dich, sie machen den Blick scheu, die Haltung unruhig und die Stirn bei jedem Zufallswort erröten! Aber“ — sie sinkt wieder in sich zusammen, — „aber es ist leider heute schon geschehen, diese ganze Gesellschaft kann hingehen und sagen, daß sie die Gräfin Wildenau erröten sah und in Verlegenheit geraten, — und warum? weil von einem Kind die Rede war — —!“

Ihr schaudert, — sie bebt in sich zusammen, und ein stöhnender Schmerzenslaut entringt sich ihren Lippen!

„Und doch bist du da, mein Kind — und ich kann

dich nicht aus der Welt schaffen — und keine Mutter hat je einen solchen Sohn geboren. — Und ich, statt stolz auf dich sein zu dürfen, muß mich deiner schämen!

„Gott, du gabst mir alles: den Mann, den ich geliebt, ein herrliches Kind — und alle Macht, allen Reichtum der Erde — und dennoch keine Befriedigung — kein Glück! — Was ist es denn, was mir fehlt?“ Lange sitzt sie in dumpfem Sinnen, da plötzlich wird es ihr klar! Das moralische Gleichgewicht von Leistung und Gegenleistung ist es, was ihr fehlt! Deshalb ist all ihr Glück nur Diebstahl, und wie ein Dieb, in Angst und Heimlichkeit, muß sie es genießen! Diebstahl ist ihr Mutterglück — denn Josepha, die Fremde, vertritt Mutterstelle an dem Knaben und wenn sie selbst ihn ans Herz drückt, so muß sie sich eine Liebe stehlen, die sie sich nicht verdient hat. — Diebstahl ist ihr Vermögen, denn wenn sie verheiratet ist, darf es ihr nicht mehr gehören, — Diebstahl ist ihr eheliches Glück, denn solange sie ihr Vermögen besitzt, darf sie nicht verheiratet sein! — Das ist der Fluch! Wohin sie blickt, wo immer sie sich sieht, ist sie die Nehmende, die Begehrende — und sie, was gibt sie dafür? — wo ist ein Opfer ihrer selbst, das sie gebracht? Nichts — und nirgends! Egoismus in allem! — Alles genießen — alles besitzen, auch das Verbotene, und nichts opfern, so mußte sie schließlich zur Diebin werden, vor sich, vor Gott — und wer weiß, vielleicht auch noch vor den Menschen, wenn ihr Geheimnis je entdeckt würde!

„Wehe dir, Unselige — hast du nicht die Kraft, das eine für das andere hinzugeben? Lebst du lieber in der

Angst des Betrügers, als deinen Raub freiwillig zu lassen? Dann dünke dich nicht groß, nicht hoch — und nicht der Gnade wert, die du ersehnst!"

Sie birgt das Gesicht in die Kissen des Divans, ihr Körper bebt unter der Wucht ihrer Selbstanklage.

„Ich bitte um Entschuldigung, Erlaucht, ich wollte nur fragen, was Erlaucht zur Abendtoilette befehlen?"

Die Gräfin fährt auf. „Wenn Sie sich nur endlich das leise Gehen abgewöhnen wollten!" fährt sie unwillig die Kammerjungfer an.

„Ich bitte um Vergebung, ich habe zweimal geklopft, da glaubte ich das ‚Herein' überhört zu haben."

„Gehen Sie auf richtigen Sohlen, daß man Sie hören kann — ich liebe es nicht von meinen Leuten umschlichen zu sein wie von Spionen, merken Sie sich das!"

„Bei Prinzessin Hohenstein mußten wir Alle Filzsohlen tragen. Durchlaucht konnten gar kein Geräusch ertragen!"

„Nun, ich habe bessere Nerven als Prinzeß Hohenstein." — „Und wie es scheint ein schlechteres Gewissen," schaltet bei sich die Zofe ein, der die Verwirrung der Herrin nicht entging.

„Darf ich nochmals fragen wegen der Abendtoilette?"

„Straßenkleid, — ich gehe nicht ins Theater. Ich fahre auf die Güter. — Der alte Martin soll einspannen!"

Die Zofe entfernt sich.

Die Gräfin glüht wie im Fieber, — mußte diese Neugierige sie in solch einer Situation sehen! Ihr ist auf einmal zu Mute, als wäre sie umstellt wie ein Wild, als lauere überall ein Auge ihr auf.

Es war etwas im Blick dieser Person, was ihr nicht gefiel. — Gott, Gott, so weit ist es mit ihr — vor dem Blick ihrer Kammerjungfer muß sie sich fürchten!

Auf, und hinaus in die Natur und zu ihrem Kinde, zu dem armen, vernachlässigten Mann dort oben! — Schwer fällt es ihr auf die Seele, daß es bald nach Monden zählt, seit sie zuletzt bei dem Verlassenen war.

Schon beginnt das Interesse für den einfachen Naturmenschen zu erkalten, sie kann es sich nicht leugnen — wehe ihr, wenn auch die Liebe noch erkalten würde; geschähe dies, dann — sie fühlt es mit Entsetzen —, dann hätte sie keine Entschuldigung mehr für die ganze sinnlich-übersinnliche Episode, die ihre Ehre und ihre Existenz gefährdet!

Zweites Kapitel.

Am Bett des Kindes.

Schon flimmern die Sterne über dem Grieß und einzelne davon stehen wie aufgespießt auf riesigen Standarten, über den Spitzen der himmelhochragenden Fichten und weiterhin auf den scharfen Zinken der Felsenfirste. Unzählige Sternschnuppen gleiten wie liebende Blicke, die sich suchen, lautlos hin und her.

In langen gleichmäßigen Zügen atmet die Nacht. Von fünf zu fünf Minuten rauscht ihr schlummernder Hauch, weit ausholend, über die Wipfel hin.

Gespenstisch leicht und leise huscht ein Viergespann mit kleiner Kalesche, auf Gummirädern, über das Grieß hin. Die Pferde kennen den Weg, und das edle Blut treibt sie ohne Zuruf und Peitsche weiter, immer steiler den Berg hinein, wo allmählich die schwarzen Mauern des Jagdschlosses aus dem zitternden Sternschimmer auftauchen.

Josepha steht oben am Fenster der kleinen Wohnstube: „Ich glaube, die Frau Gräfin kommt!“ Am Tisch sitzt bei der Lampe, über ein Buch gebeugt, der „Verwalter“.

Er hat es offenbar nicht gehört, denn er blickt nicht von seinem Buch auf, und es ist, als ob der düstere Schatten über seinen Augen noch dunkler würde.

„Joseph, die Gräfin kommt!“ ruft Josepha laut.

„Du wirst dich wieder täuschen wie immer,“ sagt er mit seiner wunderbaren Stimme, die dem einfachsten Wort eine besondere Bedeutung gibt, wie wenn eine große volltönende Glocke um geringen Anlaß geläutet wird.

„Nein, diesmal ist sie's aber wirklich!“ beteuert Josepha.

„Ich glaub's nicht!“

Josepha schüttelt den Kopf: „Du mußt sie doch empfangen!“

„Sie kommt ja nicht zu mir, sie kommt ja nur zum Kinde.“

„Dann gehe ich! Ach, mein Gott, was für ein Leben!“ seufzt Josepha und tritt auf die grün bemoosten Stufen der steinernen, halbverfallenen Rampe hinaus, wo der Wagen soeben vorfährt.

„Du da, Josepha?“ sagt die Gräfin enttäuscht, „wo — wo ist Freyer?“

„Drinn' ist er, Erlaucht, er wollte es nicht glauben, daß Erlaucht wirklich kämen!“

Die Gräfin versteht den bittern Sinn dieser Worte:

„Ich bin nicht gekommen, um üble Launen zu ertragen!“ murmelt sie vor sich hin. „Schläft der Knabe?“

„Ja, wir haben ihn ins Wohnzimmer hereingenommen, er hustet wieder und hatte einen heißen Kopf, da wollte ich ihn lieber in ein wärmeres Zimmer thun.“

„Ist es denn drüben nicht warm?“

„Seit das Rohr herausgefallen, können wir nicht heizen; Freyer hat es eingefügt, aber es raucht beständig. Ich schrieb es Erlaucht ja schon vorigen Monat und frug, was zu thun sei? Auch Freyer meldete vor vierzehn Tagen, daß der Ofen, bevor die Kälte eintritt, umgebaut und das Kind umlogiert werden müsse, wenn Erlaucht einverstanden wäre, aber — wir bekamen keine Antwort. Nun ist der Kleine krank, — es fing schon an, sehr kalt zu werden!“

Die Gräfin beißt sich auf die Lippen, ja, es ist wahr, das wurde ihr geschrieben — und sie hat es in ihrem Trubel von Gesellschaften und Besuchen vergessen.

Nun ist das Kind krank — durch ihre Schuld! Sie tritt ins Wohnzimmer. Freyer steht, sie erwartend, in halb trotziger, halb unterwürfiger Haltung, — halb Gebieter, halb Diener.

Diese Haltung ist unschön, wie alles, was aus falschen Stellungen hervorgeht. Es mißfällt der Gräfin und gereicht Freyer zum Schaden, wenn sie ihn auch selbst in diese

falsche Stellung gebracht hat! Es läßt ihn linkisch und bäuerisch erscheinen.

Wenn wir in ein Kunstwerk mit unvorsichtiger Hand hineingepfuscht haben und erkennen, daß wir es nicht verbesserten, sondern verschlechterten, so machen wir dies nicht uns, sondern dem verpfuschten Werk zum Vorwurf, und das unschuldige Objekt muß es büßen, daß wir uns die Freude daran selbst verdorben haben. Nicht anders ist es mit dem Kunstwerk der Schöpfung — dem Menschen!

Es gibt Naturen, die nichts lassen können, wie es ist, die sich an allem durch bildnerische Versuche einen Schöpferanteil erwerben wollen, und wenn sie sich dann überzeugen, daß es besser gewesen wäre, sie hätten das Werk gelassen wie es war, dann sehen sie in dem mißlungenen Versuch nicht die eigene Ungeschicklichkeit, sondern nur die Unbildsamkeit des Materials, dann finden sie es der daran gewendeten Mühe nicht wert — und werfen es weg.

Solch eine unbewußt grausame, künstlerisch experimentierende Natur ist die Gräfin und ihr verpfuschtes Objekt — Freyer.

Also, seine Haltung gefällt ihr nicht — kann ihr nicht gefallen, und sie läßt einen Blick des Widerwillens über ihn hingleiten, der ihm nicht entgeht. Sie streift an ihm vorüber, auf das Bett ihres Sohnes zu.

Da liegt das „Christuskind“, ein Knabe von sechs bis sieben Jahren, mit seidenen Locken und mächtigen Stirnhöhlen, unter deren Schatten die geschlossenen Augen von dunkel gesäumten Lidern verhüllt sind. Ein vereinzelter Schein der verhangenen Lampe fällt auf die Stirn des

kleinen „Raphael“ und zeigt die weichen Brauen wie in einem unbewußten Schmerz zusammengezogen.

Das Kind ist nicht glücklich — oder nicht gesund — oder beides. Es atmet schwer im Schlaf und um die fein modellierten Nasenflügel spielt ein leises nervöses Zucken.

„Er hat offenbar abgenommen seit ich zuletzt hier war!“ sagt die Gräfin besorgt.

Freyer bleibt stumm.

„Was meinst du?“ fragt die Gräfin.

„Was kann ich meinen? Du hast den Knaben so lange nicht mehr gesehen, daß du besser beurteilen kannst als ich, ob er sich verändert hat!“

„Joseph!“ die schöne Frau richtet sich auf und ein Blick diesmal wahren Schmerzes trifft das bleiche verbitterte Gesicht des Gatten. „So oft ich komme, finde ich nichts als Bitterkeit und Nadelstiche, — offene und versteckte Vorwürfe! Das wird mir nachgerade zuviel! Nicht einmal heute, wo ich mein Kind krank finde, schonst du das geängstigte Herz der Mutter. Das ist mehr, als ich ertragen kann, das ist unedel und unritterlich!“

„Verzeih,“ erwidert der Gatte leise, „ich kann mir nicht denken, daß eine Mutter, die ihr Kind monatelang vernachlässigt, — so zärtlicher Natur sein sollte, daß sie sich gleich um ein leichtes Unwohlsein oder um eine Abnahme in seinem Aussehen ängstigt! Ich bin ein einfältiger Mensch und kann mir solche Widersprüche nicht erklären!“

„Ja, du hast recht von deinem Standpunkt aus, — ich muß ja in deinen Augen dastehen wie ein Ungeheuer von Herzlosigkeit — thue ich es doch fast in meinen eigenen.

Aber gerade weil mich der Vorwurf verdient trifft — — deshalb trifft er mich so schwer, deshalb wäre es groß und edel, ihn mir zu ersparen! O, Freyer, wo hast du deine große göttliche Liebe, die mir einst alles verzieh?"

„Da, wohin du sie verbannt hast, begraben in der Tiefe meines Herzens, wie ich begraben bin zwischen diesen einsamen Bergen, still und vergessen!"

Die Gräfin schaut ihn kopfschüttelnd an: „Joseph, du siehst, daß ich leide. Du mußt es sehen, es wäre mir eine Wohlthat, in deiner Liebe auszuruhen und du bist ungroßmütig genug, das gebeugte Haupt noch tiefer zu demütigen?"

„Ich will dich nicht demütigen. — Aber großmütig kann man doch nur gegen solche sein, die dessen bedürfen. Ich sehe in der stolzen Gräfin Wildenau nur eine Erscheinung, die Großmut üben kann, aber nicht ihrer bedarf."

„Weil du nicht in die Tiefe meines gequälten, von Unruhen und Selbstanklagen gemarterten Herzens blickst?" Und während sie dies sagt, quellen ihr Thränen aus den Augen und unwillkürlich denkt sie des treuen, geistvollen Freundes daheim, dessen feines überlegenes Verständnis ihr heute jedes Wort ersparte und mit einem Blick die ganze Hilflosigkeit ihrer Lage durchschaute.

Aber freilich, jener ist ein Mann der großen Welt, für den der Tand und Schimmer, mit dem sie umgeben ist, keinen Nimbus mehr hat, und der deshalb weiß, wie arm und elend man trotz der äußern Herrlichkeit sein kann.

Dieser — der Mann niederer Herkunft, kann sich, in der dem Volk eigenen kindischen Auffassung vom Wert materieller Dinge, nicht denken, daß man von Pracht und

Fülle umgeben, eine glänzende Rolle spielen und doch unglücklich und schonungsbedürftig sein kann.

Aber wie sie ihn auch entschuldigt, gerade das, womit sie ihn entschuldigt, setzt ihn immer tiefer vor ihr herab! — Es ist bei jedem dieser Konflikte, als erweitere sich die Kluft zwischen ihnen, statt sich zu überbrücken.

Solche Auftritte, die sie immer aufs neue an seine niedere Herkunft erinnern, schaden ihm bei ihr mehr, als sie beide im Augenblick ahnen. Das sind nicht Aufwallungen des Zornes, die ebenso raschen Reaktionen weichen, — es sind eben gar keine Affekte, — sondern kalte Ueberlegungen von dem Standpunkt der gebildeten Frau aus, welche unheilbare Ernüchterungen zurücklassen.

In dem steten Refrain: „Du verstehst mich eben nicht!“ womit die Gräfin derartige Unterredungen abbricht, liegt die ganze Hoffnungslosigkeit ihres beiderseitigen Verhältnisses.

„Es wundert dich, daß ich so selten komme!“ spricht sie bitter. „Und doch bist nur du es, der daran schuld ist — ja der mich zuletzt vom Bette meines Kindes entfernt?“

„Wirklich?“ Freyer unterdrückt mühsam seinen steigenden Groll: „auch das noch!“

„Ja, wie kannst du verlangen, daß ich gern komme, wenn es mir jedesmal so geht?

„Wie oft, wenn ich endlich im stande war, mich von der Gesellschaft mit ihren tausend Rücksichten loszumachen und mit liebedürstender Seele zu dir eilte, hast du mich zurückgestoßen durch deine ewigen Vorwürfe, die du mir

eben nur machen kannst, weil du keinen Begriff von meinen Verhältnissen und den Anforderungen der großen Welt hast! So kam es schließlich, — wenn mich's hierher zu Mann und Kind trieb, — daß ich aus Angst vor unerquicklichen Auftritten, die mir dein Bild trüben, fern blieb und es vorzog, mir daheim allein jenen Freyer herzuzaubern, wie ich ihn einst geliebt und stets lieben würde, wenn du nicht selbst das edle Bild zerstörtest.

„Mit jenem Freyer kose ich dann in der einsamen Kaminecke, — bei jenem hole ich mir Trost und Frieden, wenn ich diesem Freyer, dem kleinlich-empfindlichen, ewig beleidigten — ausweiche!"

Ein wehmütiges Lächeln verklärt ihre Züge, als sie auf ihn zutritt: „Siehst du, wenn ich an jenen Freyer denke, von dem ich da sprach — an jenen, wie ich ihn meine, — da geht mir das Herz über und die Augen werden mir feucht! Kennst du ihn nicht mehr, jenen Freyer? Kannst du mir nicht sagen, wo ich ihn wiederfinde, wenn ich ihn recht, recht ernstlich suche?"

Da breitet Freyer die Arme aus und deutet auf sein Herz: „Hier, hier kannst du ihn wiederfinden, wenn du willst, — komm, du über alles geliebtes Weib, komm an das Herz, das ja nur krank und empfindlich ist aus Sehnsucht nach dir!"

Und in seligem Vergessen wirft sie sich an seine Brust, ganz untergehend in einer neuen Woge der alten Illusion, ganz versinkend in seiner mächtigen Umarmung.

„O, liebes Weib!" flüstert er ihr ins Ohr, „ich weiß es ja — ich bin grämlich und ungerecht! Aber, Weib, du

ahnst nicht, was für eine Hölle es ist, zu der du mich verdammst. Verbannt von dir, fern von der Heimat, meinem Erdreich entrissen und in dem deinen nicht eingewurzelt. Was ist das für ein Leben?

„Mein einfacher Verstand reicht nicht hin, um mir eine Philosophie zu machen, die mich über das Rätsel wegbrächte: ‚Warum das alles?‘ Ich bin verheiratet und doch nicht verheiratet, ich bin dein Gatte, aber du bist nicht mein Weib. — Ich habe nichts verbrochen und bin doch ein Gefangener, ich bin nicht ehrlos — und doch ein Geächteter, der sich verbergen muß, um sein Weib nicht in Schande zu bringen!

„So gehen die Jahre hin und das Leben! Und dann kommst du manchmal, aber — ich möchte fast sagen, nur um mich wieder einmal kosten zu lassen, wie süß der Himmel ist, aus dem ich verbannt bin!

„O, das ist grausamer als alle Höllenpein, denn die Verdammten werden nicht von Zeit zu Zeit in den Himmel geführt, um wieder hinabgestoßen zu werden und tausendfach zu leiden. So grausam ist selbst der furchtbar strafende Gott nicht!“

Die Gräfin läßt, von der schweren Anklage niedergedrückt, die Stirn an ihres Gatten Brust ruhen.

„Sieh, mein Weib,“ fährt er in mildem, gedämpftem Ton fort, und der Zauber dieses Tons erfüllt ihr Ohr und Herz mit jenem elegischen Behagen, womit wir selbst an der Leiche unserer Liebsten einem schönen Trauergesang lauschen. „In deinen Kreisen da mögen die Menschen wohl die Selbstbeherrschung haben, einen großen Schmerz zu unter-

drücken. Ich weiß es ja, daß ich dich durch die beständigen Klagen nur langweilen und verstimmen kann und daß du mich schließlich lieber ganz meidest, als dich dem aussetzen!

„Ich weiß es, — aber ich kann nicht anders! Ich bin nicht zur Verstellung — Selbstbeherrschung, wie ihr's nennt — erzogen, — ich kann nicht lachen, wenn mir das Herz blutet, nicht süße Worte machen, wenn mir die Seele voll Bitterkeit ist! — Ich verstehe nicht, was für ein Zwang dich, die freie, reiche Frau abhalten soll, zu dem Manne zu kommen, den du liebst, und ich kann es nicht glauben, daß du nicht kommen könntest, wenn es dich hertriebe, deshalb verzweifle ich oft an deiner Liebe!

„Was sollst du auch an mir lieben? Ich habe dich ja gleich gewarnt! Ich kann nicht immer mit Dornenkrone und Binsenzepter als Ecce homo herumgehen und du siehst nun, daß du dich in mir getäuscht, daß ich ein armer, gewöhnlicher Mensch bin, dir nicht ebenbürtig an Bildung noch an Geist! Und solange ich nicht ein wirkliches Ecce homo werde — und das könnte vielleicht geschehen — solange bin ich dir nicht, was du brauchst! Aber wie arm und klein ich auch bin, — ehrlos bin ich nicht, — und wenn ich denke, daß du nur aus Mitleid dann und wann kommst, um dem Bettler die Brosamen zu bringen, die deine großen Herren mir übrig gelassen haben, — dann ja — ich sag's dir offen, dann empört sich mein Stolz und ich möchte lieber darben, als Almosen annehmen!"

„Und deshalb stößest du das liebende Weib von dir, wenn es sich mit voller Seele aus dem glänzenden Kreis

fortstiehlt, um zu dir zu eilen, bist kalt und streng und verschmähst, was die Andern vergeblich begehren! — Denn wie weit du auch von mir entfernt bist, es ist keine Stunde in meinem Leben gewesen, wo du mich nicht hättest sehen dürfen — und wie frei und unabhängig von dir ich auch dastehe, es ist keine Faser in meinem Herzen, die nicht an dir hängt! O, daß du ihn verständest, jenen tiefinnersten, heiligen Zusammenhang, der auch die freieste Seele dem Gatten, dem Vater ihres Kindes sichert! Ja, wenn ich Flügel hätte, über alle Meere und Länder zu fliegen, — es zöge mich doch immer zu dir zurück, und ich kehrte dir wieder, so sicher, wie der ‚Vogel am seidenen Faden'! — Mich kann niemand von dir trennen als du selbst. Daß du mir nicht ebenbürtig an Bildung, wie du sagst, trennt uns nicht, wärest du mir aber nicht ebenbürtig an Charakter, das würde uns trennen, denn nur die Größe zieht mich an, — dich klein zu finden, wäre der Tod unserer Liebe! Selbst das Kind wäre dann kein Band mehr zwischen uns, denn für geistige Naturen wie ich, sind die Bande des Blutes nur tierische Instinkte, wenn sie nicht von einer höheren Idee getragen und verklärt sind. — Das ist die größte Gefahr unserer Liebe, daß deine kleinbürgerlichen Anschauungen dich verhindern, den Standpunkt zu gewinnen, von dem aus ein Weib wie ich beurteilt werden muß. Ich habe große Fehler, diese brauchen große Nachsicht, — und eine Ueberlegenheit, die nicht davor zurückschreckt! Beides, mein Freund, fehlt dir leider! Ich habe eine große Liebe für dich — du aber missest sie mit dem engen Maßstab deiner hausbackenen Moral, und vor diesem ver=

schwindet sie, weil ihre Dimensionen weit darüber hinausragen! — Wo, wo, mein Freund, ist nun da die Größe, die Freiheit der Seele, die ich brauche?“

„O mein Gott, du sprichst nur zu wahr,“ sagt Freyer und macht sich von ihr los. „Jedes Wort ist ein Todesurteil. Du verlangst eine Größe, die ich nicht habe und nie erlangen werde! In kleinen Begriffen bin ich aufgewachsen, ich habe nie etwas anderes gesehen, als daß Mann und Weib zusammengehören, daß Vater und Mutter miteinander ihre Kinder erziehen, pflegen und warten, daß die Liebe in dieser engen, innigen Gemeinschaft ihr höchstes Ziel erreicht. In dieser Vorstellung einer bescheidenen Häuslichkeit verkörperte sich mir alles Erdenglück, wie es Gott den christlichen Eheleuten bestimmt. Von einer Liebe, die nur so nebenherläuft, neben allen andern Interessen des Lebens, und, wo sie mit diesen in Konflikt kommt, aus dem Wege muß und warten, bis sie sich wieder hervortrauen darf, — von so einer Liebe hatte ich keine Vorstellung, — wenigstens nicht in der Ehe! Ja, in einer Liebschaft, da weiß man es, daß man die Liebe so heimlich als etwas, was nicht dazugehört, mit sich herumträgt. Aber, das ist ein unhaltbarer qualvoller Zustand, dem man so bald als möglich durch eine Heirat ein Ende zu machen sucht. Daß aber in der Ehe ein solcher Zustand möglich sei, — das wäre mir nie in den Sinn gekommen, und du kannst sagen, was du willst, eine — Ehe wie die unsere ist nicht viel besser als eine Liebschaft!“

Die Gräfin zuckt zusammen — das sind ihre eigenen Gedanken von heute.

„Und ich“ — fährt Freyer unerbittlich fort — „bin nicht viel besser als dein Liebhaber! Wenn es dir gefällt, mir treu zu sein, so danke ich es dir, aber verlange nicht ‚die Größe‘, wie du es nennst, daß ich daran glaube. Denn wer es sich wie du mit seinen ehelichen Pflichten so bequem macht, — wer sich wie du an kein Gesetz, ‚das nur für arme bürgerliche Leute geschaffen sei‘, gebunden fühlt, der hält auch die Treue nur — solange es ihm beliebt.“

Die Gräfin starrt vor sich hin und sucht vergeblich nach einer Antwort.

„Das mag von eurem hohen Standpunkt recht beschränkt, recht lächerlich gesprochen sein. Du siehst, ich bleibe immer kleinbürgerlich — und unbildsam. Es ist ein Unglück für dich, daß du an mich kommen mußtest! — Warum bist du nicht in deinen vornehmen Kreisen geblieben, — deine hohen Herren hätten dich besser verstanden, als ich armer einfältiger Mensch. Das sage ich mir täglich und es ist der Wurm, der an meinem Leben nagt! Da hast du nun die ‚Größe‘, die du verlangst, die einzige, die ich dir bieten kann, — die Größe der Erkenntnis unseres Elends!“

Die Gräfin nickt hoffnungslos mit dem Kopf: „Ja, es steht schlimm um uns. Ich verzweifle immer mehr an der Herstellung eines Friedens zwischen uns — denn dieser wäre nur dann möglich, wenn es mir gelänge, dir ein Verständnis für die Notwendigkeit und Unabwendbarkeit der gegenwärtigen, allerdings unnatürlichen Form unserer Ehe beizubringen. Doch, du kannst und willst es nicht einsehen, daß ein Weib wie ich nicht in Armut leben kann, daß mir der Reichtum, der mich gleichwohl nicht beglückt, — un-

entbehrlich ist, nicht um des Geldes willen, sondern weil mit ihm Ehre, Macht und Ansehen verloren wären, du weißt es ja, wenn unsere Ehe bekannt würde, — und weil ich eher sterben, als auf jene verzichten kann. Ich bin zu hochgeboren, um mich in eine niedere Stellung zu finden. Verlangst du vom Adler, daß er sich in das Nest eines Hänflings herniedersenke und darin niste? Er würde darin sterben, denn er kann nur atmen in den Regionen, für die er geschaffen."

„Dann hätte aber der Adler sich nie zum Hänfling herablassen sollen!" sagt Freyer dumpf.

„Ich habe geglaubt, ich fände in dir einen Gefährten — schwunghaft genug, um mir auf meine Höhen folgen zu können. Denn deines Genius Flügel rauschten mächtig über mir, als du da oben am Kreuze hingst. O Mann, wer wie du in Kreuzeshöhe geschwebt, kann der zur philiströsen Engherzigkeit der Begriffe niederer Stände herabsinken und den schäumenden Trank der Liebe von sich stoßen, weil er ihm nicht in der gewohnten hölzernen Schale alltäglicher Pflichterfüllung geboten wird? Es ist unglaublich, aber es ist so. Und zuletzt drohst du noch, ich machte ein Ecce homo aus dir! — Wenn du es würdest, wäre es nicht meine Schuld, sondern weil du auch im Leben nicht aufhören kannst, den Christus zu spielen!"

Die Gräfin hat mit schneidender Schärfe und Bitterkeit gesprochen, es ist als müsse ihr das Messer, das sie gegen den Geliebten kehrte, das eigene Herz zerschneiden.

Freyer atmet schwer und kein Laut verrät den Schmerz der empfangenen Wunde. Aber, als ob das Kind es im

Schlaf empfände, daß die Mutter mit tödlicher Klinge den Lebensfaden zwischen dem Vater und sich zerschneiden will, zuckt es schmerzlich auf und fährt mit dem Händchen in die Luft, als wolle es das geheimnisvolle Band schützen, dessen Fasern auch durch sein Herz laufen.

„Siehst du, das Kind empfindet unser Zerwürfnis und leidet darunter!“ sagt Freyer und das namenlose Weh, das in diesem Wort liegt, bricht alle Härte, allen Trotz, und die Mutter sinkt mit überquellenden Augen an dem Bette des kranken Kindes nieder, — das unter ihrem und des Vaters Zwist hinsiecht, wie die zarte Blüte unter dem Kampf der Elemente. „Mein Kind!“ sagt sie mit erstickter Stimme, „wie mager sind deine Händchen geworden? Was ist denn das?“

Und sie drückt die kleinen, durchsichtigen Hände des Knaben an die Lippen und als sie wieder aufblickt, da schauen sie zwei übermächtige, dunkle — fast erschreckende Augen aus dem bleichen Kindergesicht an. Ja, das sind die Augen des kleinen Welterlösers, der Sixtinischen Madonna, in denen sich die Ahnung des Elends einer ganzen Welt spiegelt. Es ist der Ausdruck Freyers, aber noch vergeistigter, und wie auf einer dunklen Flut einzelne Sonnenreflexe spielen, so ist es, als wären von den phosphorisch schillernden Augen seiner Mutter grüngoldene Lichter auf die seinen übergesprungen.

Welch ein Kind! Die zarte Schönheit der Mutter, gepaart mit dem tiefen Ernst des Vaters, übergossen von Raphaelischer Schönheit und Verklärung. Und den Vater dieses Kindes konnte sie verletzen mit hartem Wort? Die

wunderbare Seele Freyers, die aus den Augen des Kindes sie anschaut mit stummer Klage, — die konnte sie schmähen, weil das Weh des Erlösers ihr untilgbare Spuren eingeprägt, schmähen, am Bette dieses Knaben, dieses Pfandes einer Liebe, deren übernatürlicher Drang sich den Menschen zum Gott gemacht, um einen Augenblick in göttlicher Umarmung zu ruhen? Der Knabe sagt leise, wie im wachen Traum: „Mutter!" aber sie empfindet es selig, daß er nicht Josepha, sondern sie meint. Dann schließt er die Augen wieder und schlummert weiter.

Und am Bett des Sohnes knieend, streckt sie die Hand nach dem Vater aus und es ist, als falle wieder ein zitternder Strahl jenes Augenblicks in ihre Seele, da er einst lichtumflossen, in seiner ganzen Macht und Schöne ihr genaht!

„Und wir sollten uns nicht lieben?" sagt sie, und ein paar heiße Thränen rinnen über ihre Wangen. Da zieht Freyer sie vom Bett des Kindes auf und nimmt sie mit einem überschwänglichen Ausdruck auf seinen Schoß. „Täuble!" Mehr kann er nicht sagen, auch ihm erstickt die Stimme in Schmerz und Liebe.

Sie schlingt ihre Arme um seinen Hals, wie einst, wenn sie ihm mit solch unwiderstehlicher Büßeranmut ihre Bekenntnisse machte, daß er ihr jede Todsünde verziehen hätte. — „Joseph, verzeih mir," spricht sie leise, um den Knaben nicht zu wecken, der das Köpfchen, wie die Blume nach der Sonne, auch im Schlummer den Eltern zugewendet hat: „Ich bin ein armes, schwaches Weib; ich leide selbst grenzenlos unter der Trennung von dir und dem Kinde, wenn du wüßtest, wie mir oft zu Mute ist — einen

Stein müßt' es erbarmen! Es ist ein elender Zustand — nichts ist mein, du nicht und mein Sohn nicht und mein Vermögen nicht, — wenn ich nicht das eine um das andere opfere, und das gewinne ich nicht über mich! Ach, hab' Mitleid mit meiner Schwäche! — Es ist die Art der Frauen, lieber den unerträglichsten Zustand zu ertragen, als einen gewaltsamen Entschluß zu fassen, der ihn ändern könnte! — Ich weiß es ja, es wäre das allein Richtige, wenn ich den Mut fände, der Welt zu entsagen und zu erklären: ‚Ich bin verheiratet, ich verzichte, wie es das Testament meines Gatten vorschreibt, auf das Wildenausche Vermögen, ich trete als Bettlerin vom Schauplatz ab, — ich will darben und arbeiten ums tägliche Brot'. — Siehst du, ich denke es oft, wie schön und groß das wäre, und daß man vielleicht auch so glücklich sein könnte, — glücklicher als jetzt — wenn es nur gethan wäre! Aber, wenn ich den Gedanken ernstlich ins Auge fassen will, dann fühl' ich, daß ich's nicht kann!"

„Und hast mir damals in Ammergau weisgemacht, es sei nur um deines Vaters willen," wirft Freyer ein, „daß du die Ehe nicht erklären dürfest? Dein Vater ist jetzt aber ein gelähmter, halb blödsinniger Mann, der über kurz oder lang das Zeitliche segnet, dann fällt dieser Vorwand weg."

„Ja, als wir uns verheirateten, war er es, der mich abhielt; damals wollte ich es thun und damals wäre es noch ein leichtes gewesen. Wenn ich es aber jetzt thue, nachdem ich acht Jahre lang heimlich verheiratet bin, und das Vermögen widerrechtlich behielt, stemple ich mich zur Betrügerin. Führe mich auf den Kofel und heiß' mich die

tausend Fuß hinunterspringen — ich kann's nicht und wenn ich mir die ewige Seligkeit damit erkaufte! — Stürze mich hinunter — meinetwegen, — aber verlange nicht, daß ich freiwillig den Sprung thue, denn das ist unmöglich. Wenn mir Gott nicht einen Engel schickt, der mich auf seinen Schwingen hinüberträgt, so ist alles vergebens!"

Sie drückt die vor Angst glühende Wange an die seine: „Hab' Mitleid mit meiner Schwäche, verzeih mir! Ach, ich weiß es, ich spreche immer von Größe — und doch besteht sie bei mir nur in der Phantasie. Das, was wirklich groß wäre, dazu bin ich zu klein.

Da siehst du mich nun, wie mich Gott sieht! Er wird mich richten — das Vorrecht der Gattenliebe, aber, ist es, zu verzeihen! Willst du von diesem süßen Recht nicht Gebrauch machen? Vielleicht zeigt mir Gott einen Ausweg. Vielleicht gelingt es mir, ein Abkommen mit den Verwandten zu treffen, oder den Beistand des Königs zu gewinnen, aber zu dem allen muß ich in der Welt leben — erst recht, um mir Einfluß und Terrain für meine Pläne zu sichern! — Willst du Geduld und Nachsicht mit mir haben, bis es einmal anders wird?"

„Das wird es nie werden, so wenig wie es in diesen acht Jahren anders wurde! — Aber ich will mit dir aushalten, armes Weib, ich will trotz allem an deine Liebe glauben, ich will versuchen, meine unzufriedene Stimmung zu unterdrücken wenn du kommst, und dankbar hinnehmen, was du mir gewährst, ohne zu rechten und zu mäkeln. — Ich trage es, solange es geht. Vielleicht — es reibt mich auf und dann wäre uns Beiden geholfen! Ich hätte

mich dir längst aus dem Wege geräumt — aber das wäre eine Sünde und dir damit nichts genützt. Denn, du hast doch ein zu gutes Herz, als daß es dir nicht weh thäte und der blutige Schatten des Selbstmörders würde dich der neuen Freiheit nicht mehr froh werden lassen."

„O mein Gott, was redest du da! Mein armer Mann, so steht es mit dir?" ruft die Gräfin, erschüttert von der Tragik dieser ruhig gesprochenen Worte. Ihr schaudert vor dem Blick, den sie in die dunkle Tiefe dieser unergründlichen Seele gethan und was ihm nach ihrer Meinung an Größe der Anschauung fehlt, das ersetzt jetzt die Größe seines Schmerzes und in diesem Augenblick interessiert er sie wieder! Jetzt wirft sie sich an seine Brust und überschüttet ihn mit Liebkosungen. Sie will ihn trösten, will ihn die Bitterkeit vergessen machen durch den Zaubertrank ihrer Liebe. Sie weiß es selbst nicht, daß sie auch jetzt — hingerissen von einer wahren Empfindung des Mitleids — nur dem dämonischen Reiz folgt, die Macht ihrer Koketterie, die sie an dem Menschen längst zur Genüge erprobt, nun an seinem Schmerz zu erproben. Aber was ihr bei dem Kulturmenschen unbedingt gelungen wäre, — daß mißlingt ihr bei dem Naturmenschen. Denn er fühlt es instinktiv, daß jenes süße Aufgebot der Zärtlichkeit nicht ihm, sondern dem Kampf gegen ein ihr feindliches Element gilt, das sie bestechen oder besiegen will. Die Trauer bleibt unverändert in ihm, denn sie ist zu tief begründet, als daß der Liebesrausch eines Augenblicks sie zerstreuen könnte. Aber der arme, nach dem heißgeliebten Weib verschmachtende Mann nimmt den vergifteten Trank an, den sie ihm bietet, wie

der Verdurstende, in der Wüste, die brennende Lippe an die Fieberquelle legt, von der er weiß, daß er sich den Tod aus ihr trinkt.

Drittes Kapitel.

Kämpfe.

Es ist Morgen! Die Lampe ist fast ausgebrannt! Josepha und die Gräfin sind um den Knaben beschäftigt, der von einem kurzen, trockenen Husten im Schlaf gestört ist. — Die Gräfin ist über Nacht dageblieben und hat nur wenige Stunden geruht. Sie hat Momente von Muttergefühl, wenn sie bei dem Kleinen ist! Dann findet sie, daß es schade um ihn wäre, und es ergreift sie die Angst, daß Gott ihr ein hohes Gut entziehen könne, weil sie es nicht zu schätzen gewußt! Es wäre nur gerecht, das sieht sie selbst ein — und weil es gerecht wäre, deshalb dünkt es ihr auch wahrscheinlich, und ihr Herz sucht in wenig Stunden nachzuholen, was es in Jahren versäumt. Vielleicht, daß es sich dadurch noch loskaufen könnte von der Strafe! — Aber wenn sie wieder fort ist, dann tritt das kleine, bleiche Gestirn an ihrem Horizont in den Hintergrund vor den bunten Erscheinungen der Welt, in der sie lebt, und nur manchmal, in einzelnen Momenten, empfindet sie es an einem dumpfen Schmerz, daß Gefühle in ihr schlummern, die nicht zur Entwickelung kommen können, und um die es schade ist, — wie ein Schatz, der an einer

Stelle verborgen liegt, wo er nicht gehoben werden kann. Es ist die Analogie zu dem Gleichnis vom Knecht, der sein Pfund nicht wuchern ließ. Dieses Pfund, das Gott dem Menschen anvertraut, ist die Liebe! — Ein großes, edles Gefühl, das wir in uns unterdrücken, ist das vergrabene Pfund, das Gott von uns fordern wird, wenn die Frist um, für die er es uns geliehen! Es kommen Stunden, wo die unselige Frau dies erkennt. Dann klagt sie alles an, die Welt und sich selbst! Und das arme, kleine Wesen empfindet in seiner frühreifen Seele den Schmerz der „schönen Frau", in der es ahnungsvoll die Mutter liebt, ohne zu wissen, daß sie es ist. Gemeine Kindernaturen lieben wie die Tiere diejenigen am meisten, welche für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgen, und hängen daher oft mehr an der Wärterin als an der Mutter. Nicht so dieses Kind! Es ist gegen Josepha, die es um so treuer pflegt, je mehr es von der Mutter vernachlässigt wird, fast undankbar.

Josepha hat eine wahre Leidenschaft für den Knaben. Alle jene schmerzliche Liebe, die sie für ihren eigenen toten Sohn in dem verwaisten Herzen bewahrt, übertrug sie von der ersten Stunde an auf dies zarte, mutterlose Geschöpf. Es erinnert sie so vieles an ihr eigenes armes Kind: der starke Zug von Familienähnlichkeit zwischen ihm und Freyer, — das Geheimnis, mit dem es umgeben werden muß. Eine Mutter, die sich seiner zu schämen hat, wie Josepha damals — es ist nicht anders, als wenn ihr das eigne tote Kind wieder auferstanden wäre. Und dazu gilt sie auch noch für seine Mutter!

Die Gräfin hatte es im Orient geboren und dort war

es leicht, mit den Behörden abzukommen. Unter dem Namen Josepha Freyer war die Gräfin, — unter dem der Gräfin Wildenau, war Josepha in Jerusalem angekommen, wo jene ihre Niederkunft hielt. Auf den Namen Freyer war das Kind getauft. — Als uneheliches Kind ward es in das Standesregister eingetragen und Josepha nahm die Schande auf sich! So kehrte Josepha als die Mutter des Knaben nach Deutschland zurück.

Was fehlte nun noch, um Josepha die Illusion zu vervollständigen, daß es ihr eigenes Kind sei, und daß sie es als Mutter lieben dürfe? Nichts, als die Gegenliebe des Kindes! Und das schmerzte sie bitter. Sie mochte ihm geben und thun, was sie wollte, ihm ihre Tage und Nächte weihen, ihre ohnehin sehr wankende Gesundheit aufopfern, — es half nichts. Wenn einmal nach Wochen und Monaten die „schöne Dame“, wie er sie nannte, kam, so strahlten seine melancholischen Augen und sein ganzes Wesen belebte sich. Er streckte ihr die Aermchen entgegen mit einem Ausdruck, als wolle er sagen: „Wenn du nicht bald gekommen wärst, wäre ich gestorben!“ Dann existierte keine Josepha mehr für ihn, und selbst der Vater, den er sonst als Paten, „Göth“, wie man es hier nennt, sehr ins Herz geschlossen, war vergessen. Das wurmte Josepha bis zur Unerträglichkeit. Sie übte die Mutterpflichten in ihrer ganzen Schwere, ihr Herz trug Mutterliebe mit all ihren Schmerzen und Kümmernissen, — und wenn die Andere kam, — die es gar nicht verdiente, die gar nichts that, die kein Mutterherz und kein Mutterrecht hatte — dann nahm sie ihr das Kind weg und Josepha hatte nichts, als die

Plage und die Schande! Jene genoß im Flug, spielend, gedankenlos die Freuden, die einzigen, die Josephas Opfer hätten lohnen können, das süße Kindeslächeln, das zärtliche Kosen und Schmeicheln der Kindesliebe, für das sie ihr Leben hingegeben hätte! Und sie knirschte die scharfen, weißen Zähne zusammen und eine heimliche, fast zum Haß ausartende Eifersucht gegen die Gräfin faßte Wurzel in dem verbitterten Gemüt. Was kann sie noch an dieser Frau achten? Wofür ihr dankbar sein? Sie thut ihr Gutes — weil sie sie braucht, — was liegt Josepha an sich selber! — „Sie soll mir weniger geben, aber ihre Schuldigkeit an Mann und Kind thun, das ist mir lieber," grollt sie insgeheim. „Solch ein Kind haben und ihm nicht Mutter sein, ihm nicht den Sonnenschein, die Wärme des Mutterherzens geben, die es braucht — dann aber kommen und einer andern wegnehmen, was man selbst nicht verdienen mochte!"

Solch einen Mann haben, das Höchste, was Josepha auf Erden kennt, — einen Mann, dem die ganze Welt zu Füßen lag, wie dem lieben Gott, einen Mann so fromm, so gut, so bescheiden und so treu — und ihn verstoßen, in ein so altes, einsames Schlößchen verstecken, damit nur ja niemand die Schande merkt, daß die hohe Dame sich mit einem armen Schnitzer eingelassen! Dann aber kommen und, wie die Vögel Beeren stehlen, ihm die Küsse von den Lippen naschen, wenn's niemand sieht — dazu ist er gut genug! Und das läßt er sich gefallen, der stolze, der strenge Mann, den die ganze Gemeinde fürchtete und ehrte. Man könnte verrückt darüber werden!

Und sie muß das so „hinunterfressen“ Jahr für Jahr, — und darf nichts sagen, — denn wehe, wenn sie einmal über die Gräfin murrte —! Er läßt ja nichts auf sie kommen — ob's ihn gleich umbringt. Sie muß es mit ansehen, wie er sich um diese Frau abhärmt, sie sieht ihn nach und nach verfallen und abmagern, denn das gottlose Weib thut es ja allen an und verzaubert Mann und Kind, daß sie um sie sterben müssen vor lauter Liebe, nachher treibt sie ihr Unwesen mit einem Andern weiter!

Das sind die furchtbaren Anklagen, die in Josephas leidenschaftlicher Seele gegen die Gräfin wühlen und alles austilgen, was sie der ehemaligen Wohlthäterin schuldig ist.

„Ich möchte wohl wissen, was sie anfinge ohne mich,“ ist dann stets das Raisonnement ihres undankbaren Hasses. „Die kann mir wohl schön thun, - wenn ich wollte, wäre es mit ihrem ganzen sündhaften Treiben aus. Verdienen thät sie's — und was liegt mir am Gehalt! Ich hab mich so auch durchgebracht, ich brauche das Sündengeld nicht. Aber — dann müßt ich ja von dem Knaben weg — der hätte dann gar niemand mehr. — Nein, nein, Josepha, trag's halt, so lang's geht — und schweig um des Kleinen willen!“

Das sind die Kämpfe, die da oben in der Brust der stillen Bewohner des Jagdschlosses sich vollziehen und die Abgründe, die sich zu den Füßen der ahnungslosen Frau unterhöhlen!

Es ist die Rache der beleidigten bürgerlichen Moral, über die sie sich so erhaben dünkt. Dieses unscheinbare Moment in dem Entwickelungsgang der Menschheit, deshalb

so unscheinbar, weil es vorzugsweise den kleinen, schlichten Leuten eigen ist, wird stets siegen im Kampf gegen die Emanzipation sogenannter ‚höher organisierter‘ Naturen, denn es ist das Schicksal des individuellen Titanentums, im Kampf gegen das Kleinliche unterzugehen! Hier aber ist es ein großes, ewiges Weltgesetz, das sein Kontingent von Anbeginn aus niederen, unscheinbaren Elementen zusammenstellte und in dem die sogenannte „bürgerliche Moral“ wurzelt, — das Christentum. Deshalb wird jene siegen und stets in ihrem Recht sein, auch wo das kleinliche Philisterheer, das sich um ihre schlichte Fahne schart, einen weitaus edleren Feind erlegt, als es selbst ist, einen Feind, um den Götter trauern würden! — Wehe der großangelegten Individualität, welche sich mit philiströsen Elementen verbindet — ihm Rechte über sich einräumt und glaubt, dennoch ihre eigenen Wege gehen zu können, — sie wird gegebenen Falls, eher vor Gott Erbarmen finden, als vor dem Richterstuhl dieses Buchstabendienstes und den Spießen und Stangen seiner Miliz!

Es war etwas wie solch eine stechende Lanzenspitze, was die Gräfin aus den Augen Josephas traf, als sie sich soeben über das erwachende Kind beugte.

Josepha will den Knaben aufrichten, aber er wehrt sie heftig ab und will nicht von ihr genommen sein. Mit sehnsüchtig verklärtem Blick drängt er sich in die Arme der „schönen Dame“. Die Gräfin zieht das kleine, schmächtige Körperchen an die volle Brust. Da gewahrt sie den herben, verbitterten Zug um die trockenen von Hitze aufgesprungenen Lippen Josephas und die etwas hektisch angeglühten, hart

hervortretenden Backenknochen. Das alles macht der Gräfin einen unbehaglichen, abstoßenden Eindruck. Es ist etwas in Josephas Benehmen, was der Gräfin nicht gefällt. Wenn sie könnte, sie würde die Person, „die sich immer mehr zu ihrem Nachteil verändert“, fortschicken. So aber ist sie an sie gebunden mit unlösbaren Ketten, ja, von ihr abhängig — und muß sie fürchten. Sie hat diese Empfindung, so oft sie kommt. Unter solchen Eindrücken ist ihr allmählich jeder Besuch auf dem Jagdschloß zu einem Bußgang, statt zu einer Erholung geworden. — Der Mann vorwurfsvoll und verstimmt, das Kind kränklich, die Wärterin renitent und unheimlich! Eine so verwöhnte Frau, der alles Unangenehme stets aus dem Wege geräumt wird, muß schließlich den Ort meiden, wo sie keine Stunde frei aufatmen kann.

„Josepha,“ sagt sie dumpf und zwei tiefe Schatten legen sich um ihre verwachten Augen, „willst du nicht dem Kinde für Frühstück sorgen?“

„Zuerst muß er gewaschen werden!“ sagt Josepha in jenem Ton, der die Gräfin schon oft verletzte, — der Ton, mit dem Wärterinnen, denen die Kinder zu viel überlassen sind, die jungen Mütter belehren, daß „wenn sie sich sonst nichts um ihre Kinder kümmern, sie auch in der Kinderstube nichts dreinzureden haben!“

Die Gräfin bekämpft sich mit vornehmer Selbstbeherrschung. Dann sagt sie ruhig, ihre Stimme klingt matt und heiser: „Das Kind dünkt mich schwach, ich halte es für besser, daß man ihm zuerst etwas Nahrung reicht und es dann wäscht!“

„Ja,“ bettelt der Kleine, „mich dürstet!“ Und das

einfache Wort mahnt die Gräfin daran, wie sein Vater am Kreuz sprach: „Mich dürstet!“ Wenn ihr diese Erinnerungen kommen, da erfaßt sie der ganze Schmerz ihrer einstigen, schönen — jetzt so elend verkümmernden Liebe! Sie hebt den Knaben, leicht wie ein Hauch, — ein Aethergebild, — aus dem Bettchen auf ihren Schoß und hüllt ihm mit den Falten ihres Morgenkleides die nackten Füßchen ein. Er schmiegt sein dunkles Lockenköpfchen an ihre Wange. Solche Momente sind süß, aber sie werden durch zu viel Bitterkeit aufgewogen.

„Bringe ihm Milch — frischgemolkene —!“ wiederholt sie in dem leise befehlenden Ton, der keinen Widerspruch zuläßt noch voraussetzt.

„Dann kommt er ganz aus seiner Gewohnheit,“ — wirft Josepha hin, als sei durch die Anordnung der Gräfin die dem Kinde notwendige Regelmäßigkeit der Lebensweise auf das bedenklichste gestört. Aber sie geht, den Befehl zu vollziehen, denn es ist ihr weniger darum, ob das Kind zuerst gewaschen oder gesättigt werde, als darum, die Gräfin fühlen zu lassen, wie wenig Recht sie habe, in ihrem eigenen Kinderzimmer etwas zu sagen.

Die Gräfin fühlt das auch und eine blasse Röte der Beschämung und des Unwillens steigt in ihrem Gesicht auf, vergeht aber ebenso schnell, als ob der Schmerz die Blutwelle verzehrt habe, die der Groll aufgewirbelt.

„Ist deine Mutter, — Josepha, — gut gegen dich?“ fragt sie, als Josepha draußen ist.

Der Kleine nickt gleichgültig mit dem Kopf!

„Schlägt sie dich nicht, ist sie sanft?“

„Nein, schlagen thut sie mich nicht," berichtet das Kind. „Lieb haben thut sie mich!"

„So, hast du sie auch lieb?" fragt die Gräfin weiter.

„Hm — ja!" sagt der Kleine achselzuckend, dann schaut er zärtlich zu ihr auf: „Dich hab' ich lieber!"

„Das ist nicht recht, Josepha ist deine Mutter — die mußt du am liebsten haben!"

Der Knabe schüttelt nachdenklich den Kopf: „Ich hätte aber lieber dich zur Mama!"

„Das geht nicht — leider, — das darf ich nicht!"

Der Knabe sieht sie traurig enttäuscht an.

Da findet er einen Ausweg: „Aber nicht wahr, — im Himmel, — wenn ich einmal in den Himmel komme, — da wirst du meine Mutter?"

Die Gräfin durchschauert's — ihr wird unbeschreiblich weh ums Herz, und doch wieder wohl — ein seliger Schmerz! Thränen quellen ihr aus den Augen, sie umschlingt das Kind und küßt es leise.

„Ja, mein Kind! Im Himmel — darf ich vielleicht deine Mutter sein!"

Jetzt bringt Josepha die Milch und will sie ihm geben, aber der Knabe will sie nicht von ihr, die Gräfin soll ihm die Schale halten. Sie thut es auch, aber die Hand zittert ihr so dabei, daß Josepha helfen muß, sonst würde alles verschüttet, — die Gräfin hat das Gesicht abgewandt.

„Nicht einmal zu trinken kann sie ihrem Kind geben!" denkt Josepha bei sich und räumt im Zimmer umher.

„Josepha, ich bitte dich, laß mich ein wenig allein," — sagt die Gräfin fast flehend.

„So?“ Josephas Wangen färben sich hochrot, es ist, als zögen sie sich noch schärfer um die vorstehenden Backenknochen zusammen: „Wenn ich Erlaucht zu viel bin — dann kann ich ja gleich gehen!“

„Josepha!“ sagt die Gräfin und wendet ihr jetzt plötzlich ein von Thränen überströmtes Gesicht zu. „Ich werde wohl eine Viertelstunde mit meinem Kinde allein sein dürfen, ohne daß es jemand andern zu beleidigen braucht! Ich vergebe dir das Wort — um deiner so natürlichen Eifersucht auf das Kind willen — und denke, du wirst es jetzt schon bereuen — nicht wahr?“

„Ja!“ sagt Josepha etwas zögernd, aber von den Worten der unglücklichen Frau so überwältigt, daß sie hingeht, um auf die Hand der Gräfin mit ihren rauhen, trockenen Lippen einen harten, halb widerstrebenden Kuß zu drücken. Dann weicht sie, mit einem leidenschaftlichen Blick auf das Kind, der Mutter, deren Recht sie ihr vor Gott selbst streitig machen möchte, wenn sie nur könnte.

Als aber die Thür sich hinter ihr geschlossen hat, da hält sich die Gräfin nicht mehr. Sie stellt den Knaben vor sich in das Bettchen und wirft sich in Schluchzen ausbrechend davor nieder, des Kindes zarte Kniee umfassend: „Mein Kind — mein Kind — vergib mir,“ ruft sie alles vergessend, — „bitte für mich bei — Gott!“

Da geht die Thür auf und Freyer tritt herein. Schnell wird ihm alles klar, was das Herz der Gräfin bewegt, wie er sie so vor dem Bett des Knaben hingegossen sieht.

„Fassen Sie sich — was soll das Kind denken!“ er beugt sich über sie und hebt sie auf.

„O Mama, nicht weinen!“ sagt der Knabe und streichelt das weiche Haar des vor ihm gebeugten Hauptes. Er weiß nicht, warum er sie jetzt auf einmal „Mama“ nennt — es ist die Aussicht auf den Himmel, wo sie seine Mutter werden will, — nun sagt er es schon zum voraus!

„O, Freyer, töte mich — ich bin nichts Besseres wert — kürze ihn mir ab, den Kampf eines verfehlten Lebens! Ein Tier, das nicht mehr genesen kann, bringt man um, aus Erbarmen, warum nicht auch einen Menschen, der sein Elend doppelt empfindet!“

„Magdalena — Frau Gräfin, — so kenne ich Sie ja gar nicht!“

„Ich mich selbst auch nicht! Was bin ich denn? Was ist eine Mutter, die nicht Mutter, — ein Weib, das nicht Weib sein kann? Es ist ein Fisch, der nicht schwimmen, ein Vogel, der nicht fliegen kann! Solch ein armes, verkrüppeltes Geschöpf schlägt man aus Mitleid tot. Was ist das für ein Leben? Eine Egoistin, die noch den Schmerz derer fühlt, die sie unglücklich macht; eine Aristokratin, die nicht außerhalb ihrer Sphäre existieren kann und doch vergeht im Verlangen nach dem Ewig-Menschlichen, eine Kokette, die mit Herzen spielt und doch sterben möchte für eine wahre Empfindung — das ist meine Charakteristik! Kann es etwas Widersprechenderes, etwas Unseligeres geben?“

„Frau Gräfin, lassen Sie uns hinausgehen, das sind keine Gespräche für das Kind.“

„O, das versteht er ja nicht!“

„Er versteht mehr, als Sie glauben, Sie wissen nicht, was er oft für Fragen thut, — ach, Sie bringen sich selbst um die edelsten Freuden dadurch, daß Sie die merkwürdige Entwickelung dieses Kindes nicht mitbeobachten können!"

Sie nickt, schweigend in das Anschauen des Knaben versunken.

„Kommen Sie, Gräfin, die Sonne ist so schön aufgegangen — die kühle Morgenluft wird Ihnen gut thun. Ich klingle Josepha, daß sie zum Kind geht," spricht er ruhig und drückt auf die Klingel.

Der Knabe sitzt im Bettchen und sein Atem ist kurz und ängstlich, seine großen Augen hängen bittend an der Gräfin: „O Mama — liebe Himmelsmama, — dableiben — nicht fortgehen!"

„Ach, wenn ich könnte — mein Kind, — wie gern blieb ich ganz da. Aber ich komme gleich wieder, ich gehe nur eine halbe Stunde in die Sonne hinaus."

„Ach, ich möchte auch in die Sonne gehen! Kann ich nicht mit hinaus und ein wenig herumspringen?"

„Heute noch nicht, erst wenn dein Husten vorbei ist, mein armes Bübchen! — Ich verspreche dir aber, ich rede nur von dir und denke nur an dich, bis ich wiederkomme! Einstweilen soll Josepha dich waschen und anziehen, weißt du, das verstehe ich ja doch nicht — das kann Josepha besser!"

„Jawohl, dazu bin ich gut genug!" denkt die Gerufene, als sie im Eintreten die letzten Worte hört.

„Die schöne Mama hat geweint, weil sie ein Vogel ist und nicht fliegen kann," — erzählt der Kleine Josepha

in teilnehmender Bekümmernis. „Aber du kannst auch nicht fliegen — und ich auch nicht — bis wir Engel werden — dann können wir's!" Und er breitet die Aermchen aus, wie Flügel, als wolle er auf und davon schweben, aber ein Hustenanfall läßt ihn in die Kissen zurücksinken.

Die beiden Gatten sehen sich in der gleichen schmerzlichen Sorge an.

Die Gräfin beugt sich über das Bettchen und es ist, als wolle sie mit ihren Küssen den Husten ersticken, der die kleine, wunde Brust zerreißt.

„Mama," tröstet der Knabe, „es thut nicht weh — du mußt nicht weinen. In meiner Brust, da ist eine Spinne, die kitzelt mich, — drum muß ich husten. Aber sie spinnt ein großes, großes Netz von Silberfäden wie am Christbaum, das reicht bis in den Himmel, daran steig' ich hinauf!"

Die Gräfin kann ihrer Bewegung fast nicht mehr gebieten. Da nimmt Freyer ihren Arm und führt sie hinaus in den taufrischen Morgen.

„Du bist so besorgt um unser Geheimnis und doch, wenn ich nicht gewissenhaft genug wäre, es dir hüten zu helfen, stünde es schlimm darum! Du würdest dich jeden Augenblick verraten, du bist unvorsichtig dem Kinde gegenüber. Es ist ja nicht mein, sondern dein Interesse, wenn ich dich warne. Laß dich jetzt nicht vor dem Knaben von deiner neuerwachten Mutterliebe hinreißen. Laß dich auch nicht ‚Mama' nennen! Arme Frau — ich verstehe ja, es thut dir wehe — aber, entweder — oder! — Wenn du dem Kinde nicht wirklich Mutter sein kannst — oder willst — so mußt du auf diesen Namen verzichten!"

Sie senkt das Haupt: „Du bist hart wie immer, wenn du auch recht hast! Wie kann ich meine Fassung bewahren, wenn ich solche Worte von dem Kinde höre? Welch ein Kind! So oft ich komme, staune ich über seine geistigen Fortschritte! Wenn das nur natürlich, wenn es nur nicht die Ahnung eines frühen Todes ist!“

Freyer fühlt Mitleid mit ihrer Angst.

„Er ist eben ein in der Einsamkeit erzogenes Kind, nur von uns zwei traurigen Leuten, Josepha und mir umgeben, da entwickelt sich so eine junge Seele ernster und sinniger als bei andern Kindern!“ tröstet er sie.

Sie sind hinausgetreten auf einen baufälligen von Gestrüpp umrankten Söller. Es ist ein herrlicher Morgen, aber der Wald umher und das vermodernde Herbstlaub sind weiß bereift. Freyer hüllt die fröstelnde Frau in einen Mantel, den er mitgenommen. Unter dem kalten Hauch des klaren Herbstmorgens und den besonnenen Worten ihres Gatten beruhigt sie sich allmählich und gewinnt ihre Fassung wieder.

„Etwas muß aber mit dem Kind geschehen,“ sagt sie ernst, „so kann es nicht fortgehen, das Kind wird mir zu ätherisch! — Ich werde es mit Josepha nach Italien schicken.“

„Mein Gott, dann bin ich ja ganz allein!“ sagt Freyer, mühsam seinen Schreck verbergend.

„Und doch muß es sein,“ sagt sie bestimmt.

„Wie werde ich das ertragen? Das Kind war mein Alles, mein guter Engel — mein Licht in der Nacht! Oft waren es seine kleinen Händchen, die meine Stirn kühlten,

wenn die Flamme des Wahnsinns nach mir züngelte. Oft waren es seine Augen, seine Züge, in denen ich dein Bild reiner wiederfand, wenn es sich mir während der langen Trennung verwirrte und entstellte. — Wenn ich das Kind ansah, das gute, liebe, dann fühlte ich, daß dies heilige Band durch nichts zu trennen ist! Die Mutter dieses Kindes kann den Gatten nicht verlassen — um dieses Kindes willen muß sie mich lieben! sagte ich mir und lernte wieder hoffen, wieder glauben. Und nun soll ich mich von dem Kinde trennen! Gott, Gott — du gehst hart mit mir ins Gericht! Deinem göttlichen Sohn sandtest du am Oelberg einen Engel zum Trost — mir nimmst du ihn! Doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!"

Er neigt traurig das Haupt: „Wenn es denn sein muß, so nimm ihn hin!"

„Das Kind ist krank, ich habe es schon zu lange in dies feuchte Gemäuer eingeschlossen, es braucht Sonne und milde Luft. Wenn es noch einen Winter hier in dem rauhen Klima zubringen müßte, wäre es verloren. — Aber wenn du dich so schwer von dem Knaben trennst, — so gehe doch mit ihm. Ich nehme für dich und Josepha irgendwo an der Riviera eine Villa. Es wird auch dir gut thun, wenn du einmal aus diesem Waldwinkel hinauskommst, — und hier in Bayern, wo dich jeder kennt, kann ich dich ja nicht unterbringen, ohne unser Verhältnis zu verraten!"

Freyer sieht sie mit schmerzlichem Lächeln an: „Und du glaubst — ich ginge?" Er schüttelt das Haupt: „Nein, so leicht kann ich dir's nicht machen. Noch sind wir Mann und Weib, noch gehöre ich zu dir, wie du zu mir! Und

wenn es dich auch noch so selten zu mir treibt, — ja, wenn es im ganzen Winter nur eine Stunde wäre, wo du ein Herz brauchst, so sollst du das Herz des Gatten finden, so muß ich da sein!" Und er zieht sie sanft an seine Brust: „Nein, mein Weib, es wäre mir ein Trost gewesen, hätte ich wenigstens das Kind gehabt, — mußt du es mir nehmen, so ertrag ich auch das noch, wie alles, was aus deiner Hand kommt, sei's Tod, sei's Leben, — aber trennen wird mich nichts von dir, auch nicht die Liebe zu meinem Kinde!"

Es ist etwas Unbeschreibliches in dem Ausdruck, mit dem er sie ansieht, während er die einfachen Worte spricht, und sie schmiegt sich an ihn, hingerissen von solch niegeahnter Treue, die das Einzige, das Letzte, was sie besitzt, klaglos hingibt für *eine* Stunde mit ihr!

„Mein Gatte, — mein guter, großer edler Mann! Du bestes Herz auf Erden!" ruft sie, ihn wieder und wieder liebkosend und mit trunkenem Blick das schöne, hoheitsvolle Antlitz betrachtend: „Nicht für eine Stunde nur sollst du das Opfer bringen; dein Weib wird kommen und dich belohnen für deine Treue mit tausendfacher Glut. Oft — oft! Vielleicht öfter als je! Denn ich fühl' es, so kann es nicht fortgehen! Ich muß endlich Weib und Mutter sein dürfen, — ich habe es heute am Bette des heranwachsenden Kindes gefühlt, daß auch meine *Schuld* von Jahr zu Jahr wächst. Es ist Zeit, daß ich sie gutmache! Ich will, wenn ich heimkomme, ernstlich überlegen, was sich thun ließe, um mit den Verwandten ein Arrangement zu treffen! Ich brauche ja nicht zu gestehen, daß ich schon vermählt bin, — ich könnte ja sagen, daß ich mich verheiraten möchte, wenn sie

mir eine anständige Apanage zahlten, daß ich es aber nicht thun würde, wenn sie mir die Mittel zu einer standesgemäßen Existenz verweigerten! Dann werden sie wohl eher ein Opfer bringen, um mir die Heirat zu ermöglichen, die sie in den Besitz des ganzen Vermögens bringt, als mich durch Geiz zwingen, ledig und in dem Genuß des Gesammtvermögens zu bleiben. Das wäre eine Idee! Siehst du, wie erfinderisch die Liebe ist?“ sagt sie mit anmutiger Koketterie, seine freudige Zustimmung erwartend.

Er aber wendet sich mit verdüsterter Stirn ab, — es ist, als ob über die ganze sonnige Morgenlandschaft plötzlich ein eisiger Schneewind hinzöge und alles in Winterstimmung umwandle:

„Lüge und Betrug in allem, — auch im Heiligsten! Wenn ich dich so reden höre, da schnürt sich mir das Herz zusammen! Ein so hohes Weib wie du, zu Lüge und Betrug herabsinken, wie der Niedrigsten eine!“

Die Gräfin steht starr mit gesenkten Lidern, auf ihrer Stirn malt sich Scham und Stolz. Auch ihr schließt das Herz sich zu und Eiseskälte legt sich darum.

„Und welchen besseren Vorschlag würdest du mir machen?“

„Keinen!“ sagt Freyer leise, „denn den einzigen, den ich wüßte, würdest du nicht annehmen: es wäre der, zu büßen, was du gefehlt, offen einzugestehen, wie alles kam und dann mit Mann und Kind in die Einsamkeit gehen und sich kümmerlich aber redlich durchbringen! Die Welt würde dich auslachen, das ist wahr, aber die Edeln darunter würden dich achten. Ich kann mir nicht denken, daß ein

sittliches Glück durch Betrug und Lüge zu erkaufen ist, — es gibt nur einen Weg, der zu Gott führt, — es ist der Weg der Wahrheit, — jeder andere führt in die Irre!"

Die schöne Frau blickt in unwillkürlicher Bewunderung zu ihm auf. Das ist jene innere Majestät, durch die ihr der niedere Mann einst so übermächtig wurde, und wie tief er sie auch verletzt und beschämt, sie beugt sich dieser Größe. Aber seinen Blick erträgt sie für heute nicht mehr, sie fühlt sich vor ihm gedemütigt, entwürdigt, die Freude an ihm ist ihr verdorben. Wie eine gemeine Sünderin steht sie vor dem Mann da, den sie so tief unter sich wähnte — der kleinlichen Lüge, des niedrigsten Betrugs ist sie von ihm überwiesen — dem Reinen, dem Wahren! Ihr ekelt an sich selbst. — Wo ist etwas, das diesen Schandfleck tilgt? Wo der Stolz, der sie über diese Schmach erhebt? In ihrem Standesgefühl? Weh ihr, was würden ihre Standesgenossen sagen, wenn sie wüßten, wie es um sie steht! Wäre sie dann nicht ausgestoßen aus allen Kreisen? Was gibt es dann noch, was sie wieder zu Ehren brächte? Sie kennt keine Würde, keine Ehre, als die, welche die Welt gibt und um diese zu retten, um jeden Preis und mit jedem Mittel — sinkt sie immer tiefer vor sich selbst und vor dem armen ehrlichen Mann, der sich ihrer eher schämen dürfte, als sie sich seiner.

Sie muß heim, sie muß ihr Palais, ihre Diener, ihre Gesellschaft wieder sehen, um es zu glauben, daß sie noch sie selbst ist, daß der Boden unter ihren Füßen noch hält, denn alles in ihr und um sie her wankt!

„Ich bitte, laß anspannen!" sagt sie und wendet sich

nach der halbverfallenen Pforte, durch die sie herausgetreten. Es ist wirklich indessen trübe und kalt geworden. Ein bleicher Herbstnebel hüllt den Forst ein. Man weiß nicht, wird es regnen oder schneien.

„Ich habe den offenen Jagdwagen, — ich möchte heim, ehe es regnet," entschuldigt sie sich, ohne ihn anzusehen.

Freyer öffnet ihr zuvorkommend die schwere alte Eisenthür und erwidert nichts. Stumm schreiten sie einen dumpfig kalten, schmalen Gang entlang bis zur Thür, wo der Knabe weilt.

„Ich gehe anspannen zu lassen," sagt Freyer und die Gräfin tritt ins Zimmer.

Zerstreut nimmt sie Abschied von dem Knaben. Sie bemerkt es nicht, wie er zusammenzuckt bei der Nachricht, daß sie heimfährt, sie hört nicht, wie er bittet: „Nimm mich auch mit!" Sie tröstet ihn wie jedesmal mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen und winkt Josepha mit sich hinaus. Der Knabe sieht ihr nach mit dem Blick eines sterbenden Rehs und ein paar große Thränen rinnen über die bleichen Bäckchen. Sie sieht es, aber sie muß fort, hier ist ihres Bleibens für heute nicht mehr. Draußen teilt sie Josepha den Plan mit, sie und das Kind nach Italien zu schicken, aber diese schüttelt den Kopf.

„Dem Kinde fehlt nichts, als die Mutter," sagt sie unbarmherzig, „das Kind sehnt sich nur nach Ihnen, und wenn Sie's noch weiter fortschicken, dann stirbt's!"

Die Gräfin steht da, wie gerichtet.

„Wenn Sie bei ihm sind, da lebt er auf und wenn Sie fort sind, da siecht er hin, wie eine Blume ohne Sonne!"

„Mein Gott," stöhnt die Gräfin und preßt die gerungenen Hände an die Stirn: „Was soll daraus werden!"

„Wenn Sie den Knaben zu sich nähmen, das wäre die beste Kur. Das Kind braucht Mutterwärme, die thäte ihm wohler, als alle Reisen. Sie haben keinen Begriff, wie er an der Mutter hängt! Es ist ordentlich, als hätten Sie's ihm angethan. Alle Tage horcht und harrt er sich müde, ob er den Wagen nicht rollen hört, und wenn der Abend kommt und die Zeit, wo Sie sonst herauffahren, da hat er jedesmal vor Erwartung fieberheiße Händchen. Dann sieht er auch noch, wie sein Vater auf Sie wartet. — So ein Kind merkt alles und wenn der Vater so traurig ist, fühlt er es mit! ‚Heute kommt sie wieder nicht!' sagte er neulich und streichelte dem Papa die Wange, er wußte also ganz gut, wo's ihm fehlte. So ein zartes Körperchen ist bald aufgerieben von einem immer nagenden Heimweh. Jedes Kitzlein, jedes Lamm schreit nach der Mutter. Hier im Wald höre ich's oft, wie die jungen Rehe, denen man die Alte wegschoß, nächtelang klagen und rufen, und das Kind mit Vernunft und Herz soll sich nicht nach der Mutter sehnen? Sie sitzen daheim in ihren schönen Zimmern und hören's nicht, wie hier oben in dem öden Haus, zwischen uns zwei traurigen Leuten, das arme Kind nach der Mutter verlangt, die sein Alles ist!" —

„Josepha, du willst mich töten!"

Die Gräfin hält sich an den Thürpfosten, ihr schwindelt. —

„Nein, ich will Sie nicht töten, Frau Gräfin, ich will Sie nur abhalten, das Kind umzubringen," sagt Josepha

mit flammenden Augen. „Glauben Sie, wenn ich dem Knaben die Mutter ersetzen könnte, ich würde bei Ihnen um das betteln, was jedem Kind sein Recht ist und was jede Mutter, die überhaupt ein Mutterherz im Leib hat, ihm von selbst gäbe? Gewiß nicht! — Stehlen würde ich Ihnen das Herz des Kindes, das Sie verkümmern lassen, — ehe ich Ihnen nur ein gutes Wort gäbe — und Sie könnten einmal vergebens um die Liebe Ihres Sohnes betteln, wie ich jetzt um die seiner Mutter für ihn. — Aber das arme Heiterle merkt's recht gut, wer seine Mutter ist, und was ich auch für's thue — es nimmt mich nicht an! Drum sag ich Ihnen wie's steht. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen, ich fürchte nichts mehr — denn wenn ich das Kind nicht retten kann, dann bin ich mit der Welt fertig! Sie kennen mich ja — und wissen, daß mir nichts am Leben liegt, — Sie haben mir's nicht lieber gemacht, als es mir damals war!"

Da geht leise die Thür auf und eine kleine, lichte Gestalt erscheint in der Spalte. Der Knabe hat drinnen Josephas leidenschaftlichen Ton gehört und kommt der Mutter zu Hilfe: „Mama, meine liebe Himmelsmama, was thut sie dir? Sie darf dir nichts thun! Böse Mutter Josepha, siehst du, drum mag ich dich nicht, weil du immer auf die schöne, gute Frau schiltst."

Und er schlingt sein Aermchen um den Hals der Mutter, wie um sie zu schützen.

„O, du Engel!" ruft die Gräfin und hebt ihn vom Boden auf, ihn ans Herz zu drücken.

Da rasselt es heran, — das Viergespann der Gräfin

fährt vor. Die feurigen Tiere warten zu lassen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Freyer meldet hastig den Wagen, die Pferde sind heute ganz unbändig. Die Gräfin legt den Knaben Josepha ans Herz. — Stumm hebt Freyer sie in den Wagen, es muß gehen wie der Blitz, denn schon ziehen die Pferde an, — noch ein düsterer Blick der beiden Gatten — ein fremder Gruß — und fort jagt das leichte Gespann dahin, durch den Herbstnebel. — Sie glaubt im Wegfahren noch die weinende Stimme des Knaben gehört zu haben. Ihr ist zu Mute, als hätte Josepha sie des Mords an ihrem Kinde überführt. Aber, sie wird es gutmachen, — dereinst, — bald! Es ist ihr, als schrie etwas aus ihr heraus laut: „Mein Kind, mein Kind!“ Auf ihrer Stirn perlt ein eisiges Naß, ist's Angstschweiß oder Tau? Sie weiß es selbst nicht, sie kann nichts mehr denken, sie erliegt, alle dem, was heute auf sie eingedrungen. — Sie schließt die Augen und lehnt wie ohnmächtig im Wagen. Unaufhaltsam stürmen die Pferde mit der leichten Last dahin, ihrem Ziel zu.

Die Stunden fliegen vorüber. Der Wagen fährt in das Palais Wildenau hinein, sie weiß es kaum. In ihrem Gehirn kreuzen sich in wilder Flucht Pläne und Entschlüsse der verschiedensten Art. — Sie wird aus dem Wagen gehoben und steigt die teppichbelegte Marmortreppe hinauf. — In ihrem Boudoir liegen zwei Briefe auf dem Tisch. Der Prinz war dagewesen und hatte den einen hinterlassen, ein Billet, das nichts enthält als die Worte: „Sie werden einsehen, daß Sie im jetzigen Moment diese Stellung nicht ausschlagen dürfen!

Der Freund, der es am besten mit Ihnen meint.“

Der andere Brief in großem Format ist ein Kabinettsschreiben: Sie ist Obersthofmeisterin geworden!

Viertes Kapitel.

Unberechenbar.

Eine Minute, und ein Lebensabschnitt!

Die Gräfin ist wieder „sie selbst", wie sie's nennt.

„Gott sei Dank."

Die Ammergauer Episode — mit all ihren tragischen Konsequenzen liegt hinter ihr. Sie war heute von den seelischen Eindrücken und den äußeren Umständen auf dem Unglücksschloß, wo alles sich gegen sie verschwor, so in die Enge getrieben, — sie hat dem Gedanken eines Bruchs mit ihren Traditionen und Lebensbedürfnissen, — dem Gedanken der Armut und Schande, so ernst ins Auge geblickt, daß diese Ernennung zur höchsten Hofstellung sie noch vom Abgrund errettete. Im letzten Augenblick zurückgehalten, taumelnd und schwindelnd sucht die Erschreckte wieder festen Fuß zu fassen. Ihr ist zu Mute wie einem Selbstmörder, dem es nicht recht Ernst war und der froh ist, wenn jemand anderer sein Vorhaben verhindert.

Sie hält das Dokument in den Händen. Das ist Wahrheit, ist Wirklichkeit, die Notwendigkeit der Selbstvernichtung war Einbildung. Die Schande kann ihr nicht mehr nahen, deren Brandmal sie schon auf der Stirn fühlte!

Sie stellt den Fuß auf einen zottigen Löwenteppich — der Boden wankt noch nicht unter ihr. Sie lehnt die heiße Stirn an eine schlanke Marmorsäule — auch diese hält noch! Sie streicht mit den zarten Fingern über den Seidenplüsch des Divans, auf dem sie ruht, und freut sich, daß er noch ihr gehört! Ihr Blick schweift schönheitstrunken über all die hunderterlei Kunstschätze, Bilder und Statuen aus aller Herren Länder, mit denen sie ihre Räume schmückte — es fehlt nichts davon. Auf seinem Sockel steht Apoll von Belvedere, dessen reiner Marmor in einem, durch rote Gardinen fallenden Sonnenstrahl warm aufleuchtet, als schimmere Blut, lebendig cirkulierend, in der steinernen Hülle. In göttlicher Ruhe lächelt das wundervolle Antlitz auf das bunte Gemisch, was hier die Kunst und Industrie von Jahrhunderten aufgehäuft haben, herab. Er ist die monumentale Verkörperung des Friedens, den der kämpfende Genius für ewige Zeiten mit der Schönheit geschlossen. — In allem, was sie umgibt, fühlt sich die stolze Frau mit diesem Genius vereint in dem stillen Raum, sie fühlt sein geheimnisvolles Walten und die schweren Draperien ringsum scheinen sich zu bewegen vom Rauschen seines Flügelschlags.

Vergangenheit und Gegenwart schließen hier den bezaubernden Reigen. — Da steht eine Venus von Milo, der reizenden Besitzerin die Majestät der eigenen Schönheit zeigend. Dort, in einer Blumenecke, birgt sich scheu eine badende Nymphe von moderner Meisterhand. In einer gothischen Nische schließt ein sterbender Christus die Augen, vor all der Welt und Sinnenpracht, am Kreuz. Es ist ein

Christus in der Manier von Gabriel Max, der die Augen auf- und zumacht. Unweit davon tritt das Porträt der Gräfin mit Lenbachscher Genialität gemalt aus dem dunkeln Rahmen — der Typus einer Blüte des Salons. In weichem, weißem Gewand von orientalischem Faltenwurf, mit Gold gestickt, schwer genug, um sich engauszeichnend dem Körper anzuschmiegen, — leicht genug, um so weit aufzufliegen, als Mode und Sitte es noch gestatten einen wundervollen Hals und Arm freizugeben. Und da Lenbach nicht nur das Aeußere, sondern auch das Innere des Menschen malt, so ruht über dem zarten Gesicht ein Duft von Melancholie, von Sehnsucht und Sinnigkeit, daß der Beschauer die körperliche Schönheit fast vergißt über der seelischen, wenn er in dies vergeistigte Auge sieht, das eine andere Heimat zu suchen scheint, als diese prosaische Erde. Und gerade in der Richtung, wo es hinblickt, neigt Hermes, der Todverkündende, sein ernstes Götterantlitz aus einem Gebüsch von Palmen und Makartgruppen hernieder. Es ist, als sähe sie das alles heute zum erstenmal, — als sei es ihr heute neugeschenkt, nachdem sie es schon verloren wähnte. Es nimmt ihr fast den Atem, wenn sie denkt, daß sie heute nahe daran war, es hinzugeben — und wofür? Alle diese Schätze unsterblicher Schönheit und Kunst, — für ein weinendes Kind und einen mürrischen Mann, der nur das brave Weib in ihr liebt, was jede Magd sein kann, das aber, was sie wirklich ist, was ihre Hoheit, ihren Reiz ausmacht, so wenig begreift, wie er das Bild Lenbachs verstehen würde, das ihr das eigene Sein verklärt, erhöht wiederspiegelt. — Sie betrachtet sich mit stolzem Behagen.

Ein solches Weib und sich einem Mann opfern, der kaum weiß, was schön ist! So zu Grunde gehen an einer Verirrung der Phantasie? Kann Gott, der Kultur und Kunst zum edelsten Vorrecht der Gebildeten machte, verlangen, daß eine solche Erscheinung ins Proletariat hinabsteigt? Sie klingelt — sie muß etwas befehlen, um es zu glauben, daß sie noch die Herrin des Hauses ist.

Der Kammerdiener tritt ein, mit derselben Amtsmiene wie immer: „Erlaucht befehlen?"

Gott sei Dank, ihre Diener gehorchen ihr noch! —

„Schicken Sie hinüber ins Palais Barnheim. Ich lasse den Erbprinzen bitten, um sechs Uhr mit mir zu dinieren. Dann servieren Sie das Lunch."

„Sehr wohl! Befehlen Erlaucht noch etwas?"

„Die Kammerjungfer!"

„Zu Befehl, Erlaucht."

Der Diener verläßt das Zimmer, mit dem lautlos gravitätischen Schritt eines wohlgeschulten, fürstlichen Lakaien.

„Wie kann ein Mensch leben ohne Diener?" fragt sich die Gräfin ihm nachblickend. „Was hätte ich wohl angefangen, wenn ich meine Leute entlassen hätte?" Ihr schaudert! Jetzt, wo ihr Haus und ihr fürstlicher Luxus sie wieder umgibt, ist sie eine andere als heute morgen. Wohl fühlt sie noch, was sie heute gelitten, aber nicht anders, als wir beim Erwachen aus einer Fieberphantasie die erduldeten Qualen nachempfinden.

Es klopft, die Kammerjungfer tritt ein.

„Ich will vor dem Lunch ein Bad nehmen, ich fühle

mich sehr unwohl. Gießen Sie eine Flasche vinaigre de Bouilli ins Wasser. Ich komme gleich."

Die Kammerfrau verschwindet.

Es geht noch alles nach der Uhr. Nichts ist verändert — niemand merkt ihr's an, was sie heute — beinahe — gethan hätte! Der Kampf ist ausgekämpft. Der königliche Befehl, dem zu widerstehen Wahnsinn wäre, hat ihn entschieden. —

Aber ihre Nerven zittern noch unter den Eindrücken der heutigen Erlebnisse.

Das Kind, wenn nur das Kind nicht wäre! Das ist das Einzige, was sie nicht frei aufatmen läßt, — es ist doch ihr Fleisch und Blut! Da ist eine nie heilende Wunde in ihrem Herzen. Sie wird sich ewig nach dem Knaben sehnen — wie er sich nach ihr! Aber was hilft's, es ist nicht zu ändern, sie muß thun, was Vernunft und Notwendigkeit gebietet! Wenigstens für jetzt, und es ist auch etwas Schönes um ein vornehm getragenes Leid! An der Tiefe der Wunde ermessen wir zugleich mit Stolz die Tiefe des eigenen Herzens. Es ist ein schmerzlicher, aber doch ein Reiz, unter einer diamantenfunkelnden Hülle ein blutendes Herz zu haben und es so wohl zu verbergen, daß die Blutstropfen nicht auf die Außenseite durchdringen!

Sie gefällt sich darin, als Obersthofmeisterin, Königen und Kaisern die Honneurs zu machen und dabei im innersten sich nach einem armen, verwaisten Kind zu sehnen, das die stolze Gräfin Wildenau — einem Mann aus dem Volke gebar! — So tief hinunter und so hoch hinauf kann sich nur eine Natur von ihrer Elasticität schwingen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

Es sind die Schaukelbewegungen, von denen einst Ludwig Groß sprach, die solchen Naturen notwendig sind, — und wenn sich auch ihre Radien durch die schwindelndsten Abgründe menschlichen Elends zu den entgegengesetzten Höhen hindurchziehen. Die Koketterie ist nicht nur grausam gegen andere, sie ist es auch gegen sich selbst, — sie ist es in den körperlichen Qualen, die sie sich um einer unbequemen Mode oder um eines Sports willen auferlegt, und in den seelischen, mit denen sie ihre Triumphe bezahlt.

So, die Gräfin. Sie hat um eines engen Schuhs willen mit Lächeln Schmerzen ausgehalten, die andere niedergeworfen hätten, sie ist um irgend eines Festes willen fiebernd und krank aus dem Bett aufgestanden und niemand hat ihr etwas angemerkt. — Sie hat während ihrer ersten unglücklichen Ehe gelernt, die verzweifeltsten Stimmungen zu unterdrücken und mit zuckendem Herzen „amüsant" zu sein. Was Wunder, daß sie es ganz selbstverständlich findet, um Ehre und Macht das nagende Weh ihres Mutterherzens zu unterdrücken. So kokettiert sie auch mit dem Schmerz und gefällt sich darin, ihn mit Grazie zu tragen. —

Sie setzt sich an den Schreibtisch, den Canovas Gruppe von Amor und Psyche krönt, und schreibt:

„Mein Lieber! In aller Eile nur die Nachricht, daß ich in der nächsten Zeit nicht hinauskommen kann, um Josephas Reise zu besprechen. Ich bin zur Obersthofmeisterin der Königin ernannt und muß selbstverständlich diesem Ruf Folge leisten. Josepha soll sich einstweilen zur Reise rüsten, ich schicke dieser Tage den Reiseplan und das Geld. Den Knaben grüßt und küßt von mir und vertröstet ihn, daß

ich ihn an der Riviera besuche, wenn ich irgend kann. Unter den neuen Eindrücken der Reise wird er mich bald vergessen und sich das Hoffen und Harren abgewöhnen. Der Süden wird ihm gut thun und man hat nachher um so mehr Freude an ihm. Er muß wenigstens ein Jahr dort bleiben, damit er sich kräftigt.

„Ich schreibe nur flüchtig, denn eine Menge Geschäfte und Ceremonien müssen in den nächsten Tagen erledigt werden. — Es wird mir schwer, diese Stellung anzunehmen, welche mich mehr denn je in Fesseln bannt die ich nahe daran war, abzustreifen! Aber, mir auch noch König und Königin zu Feinden zu machen — im jetzigen Augenblick, wo ich dringender als je mächtiger Freunde bedarf, — das hieße das Schicksal geradezu herausfordern! Es wird sich kaum thun lassen, daß ich jetzt so oft herauskomme, wie ich Dir heute versprach. Aber Du kannst ja, wenn es Dir zu einsam wird, als mein „Verwalter“ hin und wieder gegen Abend hereinkommen unter dem Vorwand, mir Rapport über besondere Vorkommnisse zu erstatten, — so sieht man sich doch und ich werde Befehl geben, daß der Verwalter mir jederzeit gemeldet wird und im Palais ein ständiges Büreau und Absteigequartier bekommt, ‚da ich jetzt nicht mehr so viel auf den Gütern selbst nachsehen könne‘. Das macht sich ganz gut. Kann ich Dich nicht gleich empfangen, so gehst Du so lange auf Dein Zimmer, bis Dein Weib, frei von des Tages Zwang und Pflichten, in Deine Arme fliegen kann!

„Ist das nicht schön ausgedacht — bist Du nun endlich zufrieden, Du unzufriedener Mann?

„Ich werde das Verwalterzimmer so legen, daß Du, wenn alles im Haus zur Ruhe, durch die Gänge zu mir schlüpfen kannst. Du siehst, ich thue für Dich, was nur möglich! Nur grolle mir nicht, daß ich auch nebenbei thue, was die Vernunft gebietet. Ich muß meinem Kinde die festen Grundlagen einer gesicherten und wohlgeordneten Existenz schaffen, da darf man nicht um einer Sentimentalität willen planlos und ziellos sein eigenes Schicksal zertrümmern. Was würde es jetzt dem kranken Kinde helfen, wenn ich mich selbst denunzierte und bis auf den letzten Rest meines Privateigentums den Verwandten ersetzen müßte, was ich seit meiner Wiedervermählung unrechtmäßig verbraucht? Ich könnte nicht einmal mehr etwas für die Gesundheit meines Sohnes thun und müßte ihn hinsiechen lassen in irgend einem rauhen Gebirgsnest, — vielleicht Ammergau selbst, wo ich, mit einem kleinen Hausstand und euch, wie eine Dörchersfamilie hinpilgerte. — Die Buben würden ihn dort mit Steinen werfen und ihn zum Hohn „Grafenkind“ nennen. Die Schneestürme würden ihn peitschen und die zarte Lunge vollends zerreißen!

„Nein, wenn ich nicht für mich die Armut scheute, für euch müßte ich es thun. Denn auch Du, — würdest Du es ertragen, wenn die Leute in Ammergau, — und wo anders, solltest Du Verdienst finden? mit Fingern auf Dich zeigten und sagten: ‚Seht her, das ist Freyer, der mit einer Gräfin durchgegangen ist! Der hat's weit gebracht‘ — und dann Hohngelächter!

„Man muß nur das Landvolk kennen! Du gingst zu Grunde. — oder es gäbe ein Unglück. —

„Mein Joseph! Habe Du die Liebe für mich und laß mich die Vernunft für Dich haben, dann wird alles gut. In Liebe Deine M.“

Sie ahnt es nicht, als sie sehr befriedigt von ihrer Dialektik den Brief beendet, daß Freyer ihn, wenn er ihn gelesen, zerrissen zu Boden werfen würde.

Dieser kalte, oberflächliche Brief, — dieser Rückschlag auf die gestrige Stimmung — diese That nach den gestrigen Versprechungen! Wieder ist er betrogen und getäuscht worden, wieder hat er geglaubt und vergebens gehofft. Alles, alles zerstört, worauf er gebaut, die sittliche Erhebung des geliebten Weibes, die Mann und Kind endlich in ihre heiligen Rechte einsetzen sollte, — eine Lüge, und statt dessen, als Entschädigung, das Anerbieten einer Buhlerei! —

In der Nacht soll er sein Weib aufsuchen, wie der Bub' zur Dirn einsteigt, — der Gemahl, der Vater ihres Kindes! „Nein, Frau Gräfin, der Verwalter schleicht sich nicht in Ihr Schloß, um, wenn Sie alle Freuden des Tages genossen, auch noch mit seiner geringen Person für ein galantes Abenteuer der Nacht zu sorgen!

„Wenn mich auch der Hohn und die Schadenfreude meiner Landsleute schwer treffen würde, wie Sie glauben, — so will ich doch lieber bei jenen im Taglohn arbeiten, als vor Ihren Lakaien die Rolle spielen, die Sie mir anweisen!“ Schreibt er ihr als einzige Antwort.

Er weiß genau, daß dieselbe ihr nur ein Achselzucken und ein mitleidiges Lächeln entlocken wird, aber er kann nicht anders. —

Es ist Abend, als der Brief der Gräfin durch den Kurier bei ihm eintrifft. Und während er bei der dunkelverhängten Lampe neben dem Bette des fiebernden Kindes, unter Todesweh, diese schwerfällige und leider auch noch unorthographische Antwort auffetzt, öffnet sich die Flügelthür des hellerleuchteten Speisesaals, wo der Prinz die Gräfin zu Tisch führen soll.

Sie ist wieder ganz frisch und erholt. Sie hat ein aromatisches Bad genommen, sich dann beim Lunch durch ein Glas gut frappierten Champagners „montiert“, das Königliche Handschreiben beantwortet, einige Entwürfe zu neuen Hoftoiletten gemacht und dieselben in Paris bestellt. —

Sie malt mit ungewöhnlichem Talent und die Figurinen in Aquarell, die sie für ihre Modistinnen entwirft, sind kleine Kunstwerke, die sich weit über das Genre der Modejournale erheben. —

„Erlaucht könnte Ihr Brot damit verdienen,“ — meinte heute schmeichelhaft die Garderobiere — und es durchzuckte die Gräfin seltsam bei diesem Wort. — Sie hat sich selbst ein Garderobenbuch angelegt, wo sie seit ihrem Eintritt in die Welt alle ihre Toiletten hineingemalt, und es macht ihr oft Vergnügen, darin zu blättern; was weckt doch der Anblick der alten Kleider für Erinnerungen! Von der Silberdurchwirkten, drückend schweren Brokatschleppe der jungen Braut des alten Wildenau, bis zu dem luftigen Sommerkleidchen — wie sie es vor neun Jahren in Ammergau getragen. Von der streng stilisierten, imposanten Hofrobe, bis herab zu dem einfachen, wollenen Morgenkleid, in welchem sie heute die qualvollen Stunden, die Folgen jener

Ammergauer „Verirrung“ durchlebt. — Bei den Worten der Garderobiere aber schlug sie wie schaudernd das Buch zu und stand auf: „Diese Matinee, die ich heute anhatte, schenke ich Ihnen — jedoch mit der Bedingung, daß ich sie nie an Ihnen zu sehen bekomme.“

„Erlaucht sind zu gütig, ich danke unterthänigst,“ sagte die Frau entzückt und küßte der Gräfin den Aermel ihres Frisiermantels, — die Hand zu küssen, hätte sie sich nicht erlauben dürfen.

Dann war rasch die Toilette zum Diner beendet worden und als sie sich im Spiegel betrachtete, fand die Gräfin, daß sie heute schöner denn je sei. Der melancholische Zug um die Augen und eine leise Spur von vergossenen Thränen gaben der bleichen Theerose einen Anflug von Farbe, der sie wunderbar kleidete.

So ist der Tag vorübergegangen, und als der Prinz um sechs Uhr zum Diner kommt, tritt sie ihm mit ihrer ganzen Liebenswürdigkeit entgegen.

„Mein Prinz — wem danke ich das?“ fragt sie lächelnd, ihm das Kabinetsschreiben hinhaltend.

„Warum fragen Sie das mich?“

„Weil Sie allein es wissen können!“

„Ich?“

„Ja, Sie! Denn wer anders als Sie hat mich den Majestäten vorgeschlagen?! Machen Sie mir doch nichts weis mit Ihrer unschuldigen Miene, — ich glaube es Ihnen ja doch nicht! Sie und kein Anderer thaten mir diesen Freundschaftsdienst, denn — alles Gute kommt von Ihnen. Sie sind nicht nur ein großer, ein mächtiger, — Sie sind

auch ein guter, ein edler Mensch — meine Stütze, meine Vorsehung! Ich danke Ihnen!“

Sie nimmt seine beiden Hände und neigt ihm die Stirn zum Kusse, mit einem Blick so aufrichtiger Bewunderung und Dankbarkeit, daß er fast in freudigem Schreck das erlaubte Ziel verfehlt und statt der Stirn die Lippen trifft. Aber, zum Glück, besinnt er sich noch und berührt fast schüchtern die flaumigen Löckchen, die ihm wie feine Blütenranken duftig entgegenzittern.

„Nun denn, diesem Dank kann ich nicht widerstehen! Ja, mon auguste cousine, die Königin hat die Gnade gehabt, meine Vorschläge, als — ‚ihr besonders sympathisch‘, zu berücksichtigen! Aber — meine liebe Gräfin, Sie müssen Entsetzliches durchgemacht haben, um für eine Kleinigkeit, wie diese Ernennung zur Obersthofmeisterin, für deren Annahme ja wir Ihnen dankbar zu sein haben, — dem unschuldigen Urheber so überschwänglich zu lohnen! Es ist fast etwas Eingeschüchtertes in Ihnen, meine arme Madeleine, als hätten Sie das Selbstgefühl verloren, das Ihrer Erscheinung trotz all Ihrer zarten Weiblichkeit eine so imponierende Sicherheit gab. Sie thun sich selbst Unrecht. Sie müssen sich aus dieser Gedrücktheit herausreißen! Deshalb erlaubte ich mir den kleinen Ruck an den Zeigern Ihrer Lebensuhr und erwirkte Ihnen diese Stellung, die den Vorteil hat, Ihnen keine Zeit zu müßigen, selbstquälerischen Stimmungen zu lassen. Das ist es, was Sie vorderhand am nötigsten brauchen. — Ich kann Ihnen eine, vermutlich sich selbst aufgebürdete Last, leider nicht von den schönen Schultern nehmen, — aber ich kann und

will Sie dahin bringen, daß Sie diese nach und nach selbst abstreifen.

„Die Welt, in die Sie gestellt sind, braucht Sie, — Sie müssen ihr leben und dürfen ihr nicht Ihre Kräfte, Ihren Geist, Ihre Liebenswürdigkeit entziehen. Sie sind geschaffen für einen hohen Posten! Ich meine nicht die dienende Stellung — einer Obersthofmeisterin. — Diese ist nur ein Palliativ für den Moment — ich meine, die einer regierenden Fürstin, welche für das leibliche und geistige Wohl eines ganzen Volkes mit zu sorgen hat. — Und wenn Sie sich auf Ihrem jetzigen Posten wieder mit der Welt und ihren Bedingungen ausgesöhnt haben, dann wird vielleicht doch noch der Tag kommen, wo es mir erlaubt ist, Ihnen auch jenes höhere Amt zu bieten!"

Die Gräfin steht, mit der Hand auf den Tisch gestützt, und blickt zu Boden. Ihr Herz schlägt heftig — ihr Atem geht schnell und bang. — Nur ein Gedanke wirbelt ihr im Kopf: „Das alles hättest du haben können und hast es dir verscherzt für ewig!" Die Empfindung ihres verpfuschten Schicksals überkommt sie mit ihrer ganzen Macht. Welch ein Kontrast, zwischen dem Prinzen, — dem vollendeten Kulturmenschen, der allen Anforderungen ihres Standes und Wesens Rechnung trägt, und dem kleinlich beschränkten Naturmenschen, ihrem Gatten, der ihr aus allem einen Vorwurf macht, was der routinierte Weltmann selbstverständlich findet! Freyer quält sie und erniedrigt sie vor sich selbst, während der Prinz sie auf Händen trägt, — Freyer verlangt alles von ihr, was ihr zuwider, — wie die personifizierte christliche Askese, — während jener nichts will, als sie schön,

glücklich und gefeiert sehen, und es ihr zur Pflicht macht, das Leben zu genießen, wie es ihrer Erziehung und Neigung entspricht! Aufjubelnd möchte sie sich dem Retter in die Arme werfen und sagen: „Nimm mich hin und trage mich wieder empor auf die Woge des Lebens, ehe ich jenem düsteren Gott verfallen muß, dessen Macht sich vom Blut der gemordeten Freuden seiner Bekenner nährt!“

Da ist es ihr, als ob jemand Anderer im Zimmer sei und sie hartnäckig fixiere. Sie blickt auf, — der Christus am Kreuz in der gothischen Nische hat die Augen starr auf sie gerichtet. „Siehst du mich schon wieder an?“ fragt es schaudernd in ihr. „Kannst du nie sterben?“

Und so ist es auch, er konnte nicht sterben am Kreuz, und er kann nicht sterben in ihrem Herzen. — Wenn es auch nur ein Moment war, seit er im Passionsspiel dem leiblichen Auge erschienen, — wer diesen Moment erlebt, — dem lebt er ewig! —

Und wie gelähmt läßt sie die schon erhobenen Arme sinken und stammelt in abgebrochenen Sätzen: „Kein solches Wort mehr, Prinz, — um Gottes Barmherzigkeit willen — führen Sie mich nicht in Versuchung. — Bannen Sie jeden Gedanken an mich, — Sie wissen nicht — o, ich war Ihrer nie würdig, habe nie Ihren vollen Wert erkannt, — und jetzt, wo ich es thue, — jetzt ist es zu spät!“ — Sie kann nicht weiterreden, Thränen zittern an ihren Wimpern. Furchtsam blickt sie wieder nach dem gemalten Christus hin, — jetzt hat er die Augen geschlossen, sein Ausdruck ist ein friedlicher.

Der Prinz betrachtet sie ernst aber ruhig: „Hm! Da

ist irgend ein falscher Standpunkt, der beseitigt werden muß. Das wird etwas kosten, ich seh's schon! Beruhigen Sie sich, — Sie haben nichts mehr von mir zu fürchten — ich bin mit der Thür ins Haus gefallen, — es war der Moment noch nicht, das hätte ich denken können. Erinnern Sie sich noch an unser Gespräch vor neun Jahren, auf der Pilgerfahrt zum Passionsspiel? Damals war es ein Phantom, was zwischen uns stand. Es hat indessen greifbare Gestalt genommen, — nicht wahr? Ich sah es kommen und vermochte es leider nicht abzuwenden. Aber bedenken Sie wohl — es ist und bleibt doch immer — — ein Phantom! Solcher Spuk kann nur excentrischen, phantasievollen Frauen, wie Sie, verhängnisvoll werden, die neben dem phantastischen auch noch einen stark idealistischen Zug in sich tragen, der allem, was sie fühlen, eine ethische Bedeutung aufdringt! Für eine Natur wie Sie, nehmen Dinge, die an und für sich nichts sind, als romantische Episoden, gleich den Charakter sittlicher Konflikte an, in denen Sie sich stets als die Schuldige empfinden, weil Sie jedenfalls die Ueberlegene waren und Beziehungen, die es nicht verdienten, zu ernst genommen haben."

„Ja, ja! Das ist es! Prinz — Sie verstehen mich, wie kein Mensch!" ruft die Gräfin bewundernd aus.

„Ja! Und weil ich Sie verstehe wie kein Anderer, liebe ich Sie, wie kein Anderer, — das ist die unvermeidliche Folge. Deshalb wäre es schade, wenn ich jenem Phantom doch noch weichen müßte, — denn nie waren zwei Menschen so für einander geartet, wie wir beide!" — Er schweigt, sie hat die letzten Worte nicht gehört. In ihrer wunderbar

rasch wechselnden, auf jeden Eindruck reagierenden Stimmung ist durch das Wort „Phantom“ und die Erinnerungen, die es wach rief, eine Aenderung eingetreten. — Auch der klügste Mann ist nicht im stande, eine Frau zu berechnen. — Das Phantom steht wieder zwischen ihnen — er selbst hat es heraufbeschworen.

Wie mit einem Zauberschlag taucht der Kofel mit seinem leuchtenden Kreuz vor ihr auf und gegenüber, ihr zur Rechten, schleichen sich zitternde Sonnenstrahlen die Felswand hinan, bis sie wie leuchtende Zeiger auf einem Gesicht stehen bleiben, wie sie noch keines sah, — die Augen tief dunkel und doch glanzvoll wie die Nacht, da der Stern die Könige zum Kind in der Krippe führte! Da steht er wieder, der lang Geahnte, lang Ersehnte — das Haupt umrankt vom blutig-schimmernden Dorngezweig — majestätisch, ruhig, ins Thal hinabblickend. Und ihr entzückter Blick sagt ihm: „Auf der ganzen Welt hab' ich nur dich gesucht.“ Und der seine antwortet: „Und ich nur dich!“ — Und das soll Lüge sein — das soll vergehen? Es ist als habe der Himmel seine Spalten aufgethan und sie hineinschauen lassen, in seine Herrlichkeit, und das alles soll Täuschung sein? Und weiter zieht das Wandelbild der Erinnerung, an ihr vorüber — und führt sie in Ammergau an den Wohnungen der Hohenpriester und Apostel vorbei bis zu der mondbeschienenen Gasse, wo das ehrfürchtig lauschende Ohr die Worte vernahm: „Hier geht's zum Christus!“ Und sie stehen blieb mit stockendem Atem, zitternd vor Gotteserwartung! — — —

Und der folgende Tag — der große Tag, der des mächtigen Ahnens Erfüllung brachte, wo sie das Antlitz

schaute, „aus dem der längst ersehnte Gott ihr Gewährung lächelte!“ — Der Gott, den zu suchen, zu bekennen, sie gekommen war! — Wie? und diesen Gott, in dessen Wundenmale sie die Finger gelegt, — kann sie verleugnen — aufgeben?

Und wieder steht sie in scheuer Ehrfurcht, im Herzen lodernde Glut und vor ihr schwebt die blutende durchbohrte Hand, — Himmel und Erde dreht sich um die Frage, ob [illegible] es wagen darf, ihre Lippen auf das Stigma zu drücken! — Und sie wagt es, fast ersterbend im Uebermaß der Gefühle, — und siehe, im Kuß spürt die zitternde Lippe den Pulsschlag des erwachenden, warmen Lebens in der Hand des strengen „Gottes“, und hochauf jubelt es in ihr: „Du gehörst mir! Ich stehle dich der ganzen Menschheit!“

Und nun, kaum neun Jahre — und der Jubel soll verklungen, der Gott verschwunden, — der Glaube tot sein? Welch ein elendes, wandelbares Wesen ist der Mensch! —

„Es ist serviert, und Baron St. Génois wünschen die Aufwartung zu machen, — soll ich noch ein Couvert auflegen?“

Die Gräfin fährt auf aus ihrem Brüten — hat sie stehend geschlafen? Wo war sie?

Der Kammerdiener muß die Meldung und die Frage wiederholen, damit sie ihr verständlich wird. Jetzt ein Besuch? Lieber sterben — und doch Baron St. Génois ist Hausfreund, — er kann zu Tisch kommen, wann er will — er ist nicht abzuweisen. —

Sie nickt dem Diener bejahend zu. Zerstoben und verflogen sind die Gefühle, matt sinkt der gehobene Herz-

schlag zum gewohnten Gang herab, — bleiche Hoffnungslosigkeit flüstert der Gräfin zu: „Gib dich auf — du bist nicht mehr zu retten!“ —

Wenige Minuten später feiert die kleine Gesellschaft im hellerleuchteten Speisesaal mit schäumendem Sekt „l'évènement du jour“, die Ernennung der neuen Obersthofmeisterin.

Fünftes Kapitel.

Fallende Sterne.

„Es steht schlecht mit der neuen Obersthofmeisterin!“

„Die Gräfin Wildenau soll bereits in Ungnade sein; bei der neulichen großen Parade fuhr sie nicht im Wagen der Königin!“

„Es ist ja natürlich. Das war vorauszusehen, eine Dame, die so wenig gewöhnt ist, sich Zwang anzuthun wie die Wildenau, und eine solche Stellung!“

„Sie soll fortwährend Bévues machen. Wenn es ihr beliebt, läßt sie die Königin und den ganzen Hof warten. Neulich bei der Cour soll sie um eine Viertelstunde zu spät gekommen sein!“

„Und eine Menge Damen vergessen haben vorzustellen.“

„Man ist indigniert über sie.“

„Die Arme, sie gibt sich alle Mühe, aber es paßt einmal nicht für sie, — sie ist zu zerstreut und macht Mißgriffe, die einer Obersthofmeisterin nicht zu verzeihen sind.“

„Ja, wenn der Vetter der Königin, der Erbprinz von Metten-Barnheim sie nicht hielte, hätte die Königin sie schon längst fallen lassen. Man sieht sie bei Hofe nur, wenn sie zu repräsentieren hat. In eine persönliche Beziehung zu Ihrer Majestät ist es ihr nicht gelungen, zu treten!"

So lauten nach wenigen Monaten schon die Urteile der Gesellschaft und mit Recht!

Es ist, als ruhe der Fluch der verlassenen Wesen, denen sie die Treue gebrochen, darauf — sie kann machen was sie will, sie hat kein Glück in dieser Stellung.

Wie in der Höhenluft himmelanstrebender Gipfel jede warme Strömung sich zu einer Wolke gerinnt, so auch ist es in der kühlen durchsichtigen Atmosphäre hochexponierter Stellungen, als verdichte sich der leiseste Hauch innerer Kämpfe und Leidenschaften zu Wolkenmassen, die sich verdunkelnd oft um die glänzendste Persönlichkeit zusammenballen und ihr Bild trüben. — Der erotisch-phantastische Zug, der mit der aristokratischen Geburt und Erziehung der Gräfin fortwährend kollidiert, ist eine jener Sonderströmungen, die sich ganz unbewußt und unwillkürlich in der krystallenen Klarheit jener Spitzen der Gesellschaft als etwas Fremdartiges ausscheiden mußte. — Das sind geistig-physikalische Prozesse, die sich auf Grund von unbekannten, aber sicher folgerichtigen Gesetzen vollziehen.

Dies das Geheimnis, warum die Gräfin, eine als Privatperson gefeierte und bei Hof stets gern gesehene Frau, in einem offiziellen Verhältnis sich nicht halten konnte. Das leichte Gewölk, das in ihrem Privatleben nur dazu diente, sie mit einem Nimbus von Romantik zu umgeben,

der die freie unabhängige Frau doppelt interessant machte — ist mit einer, ihre Monarchin repräsentierenden Hofdame absolut unverträglich! Da muß alles klar, kühl, offiziell sein. Das Subjektive muß in den Hintergrund treten, der Ruf muß makellos, die Haltung streng repräsentativ sein. Das unpersönliche Element des Königtums, wie es sich in unserer Zeit, und besonders in den königlichen Frauen darstellt, verträgt in seiner nächsten Nähe nicht das Hervortreten der Individualität. Es fühlt sich dadurch beengt, belästigt, beleidigt, ohne sich selbst Rechenschaft zu geben, warum? Alle Leidenschaftlichkeit und starke Eigenartigkeit ist ihm instinktiv zuwider, weil ihm daraus auch im Einzelnen der Brodem der gärenden Volkselemente entgegenweht, die es beherrschen und zugleich fürchten muß. — Auch aus der beständigen Aufregung der Gräfin, aus dem unsicher schweifenden Blick, ihrer Zerstreutheit, ihrem fieberhaft wechselnden, oft gedrückten und befangenen, oft wieder übermütigen Wesen spricht unbewußt die Rache der in ihrem Gatten beleidigten Volksseele, — und die Königin hat in ihrer feinen Empfindung dafür eine geheime Scheu und Abneigung gegen die Gräfin, die sie nicht überwinden kann. So entstehen für die Gräfin die ersten Trübungen der Atmosphäre da oben in Thronesnähe, die Dünste gerinnen zu Wolken, — die Wolken aber werden vom Publikum gesehen, und dies beobachtet genau, — wie die Sonne der königlichen Gunst dahinter verschwindet.

Es ist viel besser nie herausgetreten zu sein, als wieder verschwinden zu müssen. Die Gräfin war eine Größe, deren Macht unerschütterlich und unantastbar schien, solange sie

selbständig für sich lebte — — jetzt sieht man, daß sie zu stürzen ist! Und nun braucht man keine Rücksicht mehr auf die bisher so Vielbeneidete zu nehmen. Man kann sich ungescheut dafür rächen, daß sie stets schönere Toiletten hatte, bessere Diners gab, mehr Bewunderer um sich versammelte — und ungestraft treiben durfte, was andern nicht verziehen wurde! — Wenn es wirklich dahin käme, daß die Gräfin ihre Entlassung nehmen müßte, wäre sie schlimmer daran als je, denn dann wäre sie erst, was sie stets am meisten fürchtete: eine gefallene Größe. — Sie hat wenig Freude in dieser Stellung, aber um so mehr Kummer.

„Eine Frau, die immer mit sich selbst beschäftigt ist, kann nicht Obersthofmeisterin sein, ich sehe es wohl ein,“ sagt sie eines Tages zum Prinzen. „Wenn irgend ein Beruf Selbstverleugnung verlangt, so ist es dieser. Und Selbstverleugnung ist nie meine Sache gewesen. Das hätte ich wissen können, bevor ich die Stellung annahm. Man glaubt, bei Hofe sei das Feld, wo die Saat des Egoismus in vollen Halmen aufschieße! Es ist nicht wahr, wer da für sich selbst ernten will, der soll wegbleiben; nur die äußerste Selbstlosigkeit, die strengste Pflichterfüllung kann sich dort halten. Ich aber, mein Prinz, bin ein verzogenes, verwöhntes Geschöpf, das aus den paar Jahren, wo es unglücklich verheiratet war, nichts gelernt hat, als den Zwang hassen und den Schmerz scheuen! Was fängt man nun mit solch einem unbrauchbaren Wesen an?“

„Man liebt es!“ sagt der Prinz, so ruhig als bespräche er eine Schachpartie: „Und sorgt dafür, daß es in

eine Stellung kommt, wo es nicht zu gehorchen braucht, sondern nur zu befehlen. Was zum Herrschen geboren ist, soll nicht dienen! Der Kiesel ist da, um den Pfad der Alltäglichkeit zu pflastern, — der Diamant, um zu strahlen, — wer wird ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er zu sonst nichts nütze? Sein Wert liegt in ihm selbst, aber nur Kenner wissen ihn zu schätzen!“ So tröstet der Freund sie immer wieder und bestärkt sie in ihren Neigungen. Wo aber die Menschen zu nachsichtig mit uns sind, da ist das Schicksal um so strenger, — das ist die Kompensation der moralischen Herzfehler der Gesellschaft, die Ausgleichung für die unverdiente Bevorrechtung Einzelner, gegenüber dem traurigen Los Tausender.

Die Bemühungen des Freundes vermögen es nicht, der Gräfin die innern Gewissensbisse zu nehmen, die sie foltern — denn er kennt ja nicht ihre ganze Schuld. Wenn er alles wüßte, würde sie auch ihn verlieren. — Und was sie noch außerdem erträgt, es wiegt das arme Dasein, für das sie kämpft, zehnfach auf.

Josepha sorgt dafür, von Italien aus, das Mutterherz durch beängstigende Berichte aufzurütteln und zu peinigen.

Freyer ist verstummt. Seit jenem bittern Brief, den er ihr schrieb, hat sie nichts mehr von ihm gehört. Wie ein kranker Löwe in seiner Höhle verkriecht er sich in seiner Einsamkeit und sie wagt es nicht, ihn darin aufzusuchen, ob auch gleich eine geheime Sehnsucht sie manchmal aus dem Schlaf auffahren läßt, mit dem Namen des Gatten auf den Lippen und einer Thräne im Auge. — Dazu kommt noch die Angst vor dem Vetter Wildenau, der mit seinen Ab-

sichten auf das Jagdschloß immer aufdringlicher hervortritt und seltsame anzügliche Reden führt, als sei er irgend einem geheimnisvollen Zusammenhang auf der Spur. Das Kind mit der verräterischen Aehnlichkeit ist nun freilich entfernt, aber — wenn er spioniert, — kann ihm gerade das auffallen, weil es von jenem Tage datiert, wo er die ersten Anspielungen machte! Ganze Nächte liegt sie schlaflos und sinnt über diese Rätsel nach, aber sie kann nicht finden, was ihn auf die Fährte ihres Geheimnisses gebracht. — Sie ahnt nicht, daß es das Kind selbst war, das dem neugierigen Wanderer in einem unbewachten Augenblick an der Umfassungsmauer in die Hände lief und auf schlaue Fragen verhängnisvolle Antworten gab: „Von der schönen Frau, die immer zum ‚Göth' kommt, der den lieben Herrgott gemacht habe — in Ammergau! Und daß er die schöne Frau so lieb habe — viel lieber als Mutter Josepha!" —

Das war leicht erfragt und leicht beantwortet, aber ebenso leicht zusammengereimt. Es war dem Fragenden klar, daß hier ein Verhältnis sei, kompromettant genug, um als Handhabe gegen die Gräfin gebraucht zu werden, — wenn man den wahren Zusammenhang einmal kenne. Vetter Wildenau und seine Brüder beschlossen, von jenem Tage an das geheimnisvolle Treiben der Gräfin, da oben, scharf zu beobachten, — und dies war der neueste und interessanteste Sport der enterbten Linie von Wildenau!

Aber die Verfolgte hat einen mächtigen Schutz an dem Prinzen, man muß vorsichtig und langsam zu Werke gehen.

Auch bei Hofe ist es noch immer sein Einfluß, der sie hält. Die Königin hat aus Rücksicht für ihn alle erdenkliche Geduld mit der ihr unsympathischen Frau. So lebt das unglückliche Weib in beständiger Unsicherheit. — Ihre Seele ist voll Bitterkeit über die Erfahrungen, die sie jetzt an den Menschen macht. Sie empfindet die Schadenfreude, die Mißachtung, mit der man ihr begegnet, seit die Sonne der königlichen Gnade sich für sie verdunkelt, wie Dolchstöße. Das macht sie immer unsicherer. Sie verliert die Fassung und weiß nicht mehr, was sie thut. — Ihr Stolz bäumt sich auf. Eine Wildenau — eine geborene Prinzessin von Prankenberg braucht das nicht zu dulden! Ihre gewohnte Liebenswürdigkeit verläßt sie und an deren Stelle setzt sie eine kalte, vornehme Verachtung, die sie sogar im Dienst beibehält und die alles noch mehr gegen sie erbittert. — Personen, die sie berücksichtigen sollte, ignoriert sie, Standesregister und Hoflisten, das Alpha und Omega einer Obersthofmeisterin, sind ihr nie gegenwärtig. Leute der ersten werden in die dritte Rangklasse degradiert, und dergleichen Verstöße mehr. Klagen und Beschwerden aller Art laufen ein und bei einem Galadiner zu Ehren eines fremden fürstlichen Besuches muß sie es sich gefallen lassen, daß die Königin selbst ihr vor dem ganzen Hof das Dementi gibt, eine von ihr zurückgesetzte Persönlichkeit besonders auszuzeichnen. Das trifft die stolze Frau bis ins Leben!

Dieses Diner wird ihr zum Verhängnis. Wo sie hinblickt, triumphierende oder ironisch lächelnde Gesichter, — wo sie zu einer plaudernden Gruppe tritt, wird das Gespräch mit jener ostensiblen Plötzlichkeit abgebrochen, die gar

kein Hehl daraus macht, daß man über sie gesprochen. Ja, oft begegnet ihr eine Miene, die sagen zu wollen scheint: „Was thust du eigentlich noch unter uns?“

Dazu kommt, daß der Prinz telegraphisch zu seinem kranken Vater nach Cannes berufen und nicht da ist, um sie zu schützen. Sie hatte immer gehofft, er käme bis zu dem Diner zurück, aber er kommt nicht. Sie ist ganz verlassen. Einige erbarmende Seelen, wie die gute Herzogin, die beim Passionsspiel mit ihr zusammen war, und ihre Damen, oder einige wohlwollende Hoffräuleins, nehmen sich ihrer an, aber sie fühlt auch darin einen Akt des Mitleids, der sie fast noch tiefer demütigt als alle Beleidigungen. Und ihre Freunde! Die Herren ihres intimen Kreises — sie erlauben sich seit einiger Zeit einen vertraulichen Ton, der ihr sagen zu wollen scheint, du mußt es hinnehmen und es dir gefallen lassen, wie wir's dir bieten! Von der ehemaligen Devotion ist keine Rede mehr. — Sie ist auch nicht mehr schön in dem Sinne dieser Herren — eine bleiche, vergrämte Miene, mit eingefallenen, hoffnungslos ins Leere starrenden Augen, findet unter diesem Publikum keine Bewunderer mehr. Und wie ihr alle Blicke, alle Gesichter feindlich begegnen, so schaut ihr eigenes Bild aus dem Spiegel sie vorwurfsvoll an, der blendend weiße, wundervolle Nacken trägt ein müdes, frühverwelktes Haupt. „Es ist aus mit dir!“ ruft ihr das Glas zu. — „Es ist aus mit dir!“ lächelt es fein von den Lippen der Hofgesellschaft. — „Es ist aus mit dir, du kannst froh sein, wenn wir deine Diners noch annehmen!“ haucht es sie beleidigend nahe aus dem weinduftenden Atem ihrer ehemaligen Hausfreunde an.

Ihr ist zu Mute, als müsse sich der Boden unter ihr aufthun und sie und das ganze Treiben um sie her verschlingen! Das ist die Welt, für die sie das Opfer ihres Herzens und Gewissens gebracht? Das die Ehre, für die sie stündlich Folterqualen leidet? So schnell verflog der Preis, um den sie die ewigen Güter des Menschen geopfert? Und droben auf der winterlichen Höhe läßt sie den Gatten zu Grunde gehen, der nichts auf Erden hat, als das arme bißchen Liebe, die sie ihm bringt, — meidet ihn monatelang, weil er für sie der Vertreter jenes unbequemen Nazarenertums ist, dessen Askese die Kultur von Jahrtausenden überlebt hat! Ja! Dieses Nazarenertum, das so schmucklos und in Knechtsgestalt über die Erde geht — es ist der Freund der Geächteten, der Gedemütigten. Es frägt nicht nach Kronen und Hofgunst, nicht nach Menschenmacht und Ansehen. Und sie, die gebangt und gesündigt hat für den elenden Schein, für den Schimmer der Ehren dieses kurzen Lebens, — sie will eine Moral verachten, die in ihrem Bettlerkleide hoch über allem erhaben ist, um was die Größten und Mächtigsten zittern?! Und wieder steht es vor ihr, das Zeichen des erneuten Bundes zwischen Gott und der Welt — das Kreuz — und daran hängt der arme nackte Leib des Dulders, erstrahlend in keuscher göttlicher Schöne — und dieser Leib ist für sie herabgestiegen von dem Kreuz, daran er für die ganze Welt hing und da sie ihn in den Armen hielt, nahm sie es ihm übel, daß er nur das Abbild dessen war, den doch *kein* irdischer Wunsch je erreicht, wie viel irdische Herzen auch in den Flammen der Liebe zu ihm emporlodern, solange die Welt stehen wird. —

„Mein Christus — mein geopferter Gatte!“ — ruft es in ihr, so laut, daß sie es überhört, wie die Königin sie etwas fragt. „Es ist unglaublich!“ sagt jemand empört in ihrer Nähe. Da fährt sie aus ihren Gedanken auf: „Majestät —?“ Die Königin hat sich bereits wieder entfernt, ohne die Antwort abzuwarten — ringsum Geflüster und Kopfschütteln, alle Blicke sind auf sie gerichtet. Ihr flimmert vor den Augen, — hat man sie gesehen, eben, am Fuß des Kreuzes, den herabgestiegenen Gott zu umfangen? Was wollte die Königin? Sie will ihr nacheilen. — Die Majestät ist verschwunden, dort schreitet sie hin durch den nächsten Saal, — aber der Weg ist so weit — sie kann es nicht erreichen, wie sie auch geht und geht, es wird immer weiter — —! Sie fühlt, daß sie ohnmächtig wird und schleppt sich in ein entlegenes Zimmer.

Es ist der Moment, wo der Hof sich zurückzieht. Es entsteht eine Verwirrung, — im Augenblick des Congés fehlt die Obersthofmeisterin! Niemand hat Zeit sie zu suchen. Alles sammelt sich zum Cercle und eilt dann nach den Bedienten und Mänteln. Wagen um Wagen rollt davon, die Säle sind leer, die Lakaien kommen, um auszulöschen. Die Gräfin liegt allein und vergessen im letzten Saal auf dem Sofa.

„Um Gottes willen, Erlaucht sind krank?“ ruft ein alter Haushofmeister und hilft der Gräfin auf, die sich langsam erhebt: „Ist schon alles aus?“ fragt sie, mit geisterhaftem Blick um sich schauend: „Wo ist mein Diener?“

„Er wartet draußen noch immer auf Erlaucht,“ sagt der alte Herr, bemüht der Gräfin zu helfen: „Soll ich den Arzt holen lassen oder eine Kammerfrau?“

„Nein, danke, ich bin schon wieder wohl. Es war nur ein Schwindel,“ sagt die Gräfin und schreitet langsam hinaus. „Wer fährt heute?“ fragt sie ihren Diener, als er ihr den Pelz um die nackten Schultern legt.

„Martin, Ew. Erlaucht!“

„So, dann gehen Sie nach Hause und melden Sie, daß ich nicht komme, sondern auf die Güter fahre!“

„Es ist sehr kalt, Ew. Erlaucht!“ warnt der Haushofmeister, der die Honneurs bis zum Wagen macht.

„Das thut nichts — ist die Biberdecke im Wagen?“

„Gewiß, Erlaucht!“

„Welche Zeit haben wir? Ist es spät?“

„O nein, erst neun Uhr, Erlaucht!“

„Dann fort!“

Martin weiß schon wohin!

Der Haushofmeister schließt mit einer Verbeugung den Schlag und fort geht's in die stahlglitzernde Winternacht hinaus — den altgewohnten, aber lange nicht mehr eingeschlagenen Weg. — Es ist freilich eine kalte Fahrt. Der Boden ist hart gefroren und die Wagenfenster mit Eisblumen überzogen. Der Gräfin thut es wohl. In ihren Schläfen pocht es heiß, und heiß schlägt ihr Herz dem Manne entgegen, den sie um diese schnöde Welt verlassen! Noch einmal flammt die alte Glut in ihr auf, nach den schmählichen Erfahrungen der letzten Zeit. Die Stimmung jener Ammergauer Epoche tritt wieder in ihre Rechte und reuevoll eilt sie, zu suchen, was so schön war und was sie gedankenlos weggeworfen. — Das Herz voll Bitterkeit über die ihr in der Gesellschaft widerfahrene Unbill und

Lieblosigkeit, taucht ihre Seele unter in dem süßen Kelch der Liebe und Poesie jener Zeit — einer Liebe, die Religion, — einer Religion, die Liebe war! „Und ihr hättet der Liebe nicht, so seid ihr ein tönend Erz und eine klingende Schelle!“ Ja, für tönendes Erz und klingende Schellen hat sie warmes Herzblut vergeudet und die trauernde Volksseele, aus deren heiliger Einfalt ihre Blasiertheit sich neu verjüngen sollte, die sie aber verleugnet und verraten hat — schaut sie aus den Augen ihres fernen Sohnes weinend an.

Die Pferde laufen heute so langsam, meint sie — denn einem reuigen Herzen, das gutmachen will, ist kein Tempo schnell genug!

Er wird böse sein, sie wird einen schweren Stand haben, — aber sie wird ihn schon erweichen — sie wird ihren ganzen Zauber aufbieten, sie wird zärtlich und schön sein, schön, wie er sie nie gesehen, denn sie hat sich ihm noch nie in Toilette gezeigt, — er hat ihren weißen Hals noch nie in einem diamanten funkelnden, sammtenen Rahmen gesehen, ihre wundervollen Arme noch nie umrändert von schweren Goldspangen, die er lösen darf. Er müßte ja kein Mensch sein, wenn er sich vor so viel Glanz und Anmut nicht überwunden auf die Kniee würfe und der Herrin die Hände küßte, die ihm das alles bringt und ihre Liebe dazu!

Sie will ihm sagen, daß sie bereut, daß alles wieder ist wie damals, wo sie sich ihm bei den Brautfackeln des Waldbrands verlobt und Walkürenkraft in ihren Adern gefühlt, Walkürentraum geträumt!

Sie thut einen tiefen Atemzug und vergleicht die bleiche Hofdame von heute, die über einen Beweis von Ungnade und ein paar hämische Blicke ohnmächtig wird, mit der Walküre von damals! War es damals nur eine Täuschung, was sie so stark machte? Nein — war auch der Gott, den sie in ihm sah Täuschung, die Liebe, die ihre Adern mit jener den Elementen trotzenden Kraft schwellte, war göttlich und hat vor jedem Standpunkt der Philosophie, der Aesthetik und der Geburt, nicht nur vor dem der Moral — der ja für sie nicht maßgebend wäre — ein Recht zu bestehen!

Warum also hat sie sich seiner geschämt? Um kleiner Vorurteile, kleiner Eitelkeiten willen: also aus Schwäche!

Nicht Freyer — *sie* war zu klein für diese große Liebe! — „Aber warte nur, — warte, verstoßener Mann! Heute kommt dein Weib und bringt dir eine Liebe, die deiner würdig ist — noch fühlt sie die Kraft und die Jugendglut in sich, in einer Stunde die Versäumnis von Jahren gutzumachen!“

Sie haucht mit ihrem heißen Atem die gefrorenen Scheiben an und schmilzt einen Durchblick in die Eiskruste. Schon liegt das Schloß vor ihr, die Höhe ist fast erreicht. Da — ein jäher Ruck, — ein Schrei des Kutschers, und der Wagen macht eine schräge Rückwärtsbewegung nach dem Abgrund zu. Schnell besonnen springt die Gräfin auf der andern Seite heraus! „Was ist's?“

„Da, die Pferde, am Herrn Verwalter haben sie gescheut —!“ ruft der Kutscher, während Freyer mit eiserner Faust das bäumende Gespann bändigt. Die Gräfin eilt zu

ihm hin. Er und der Kutscher haben die zitternden Tiere zum Stehen gebracht.

„Ich bitte um Entschuldigung, Erlaucht," sagt Freyer, noch atemlos vom Aufhalten der Pferde, „ich trat ahnungslos aus dem Wald, da erschraken sie an der dunklen Gestalt. Ich konnte ihnen zum Glück gleich in die Zügel fallen!"

„Fahr' nur leer hinauf, Martin," befiehlt die Gräfin, „ich gehe mit Herrn Freyer zu Fuß." Der Kutscher thut, wie ihm geheißen. Sie legt ihren Arm in den Freyers: „Es ist kein Wunder, daß die Pferde an dir scheuten, mein Gatte, so unheimlich siehst du aus! Was thatest du denn mitten in der Nacht im Wald?"

„Was ich immer thue — herumschweifen!"

„Das ist nicht recht, du sollst schlafen."

„Schlafen?" wiederholt Freyer bitter lachend.

„Joseph, ist das mein Empfang?"

„Verzeih, — aber es kostet mich ein Lachen, wenn du von Schlafen sprichst! Da schau —" er nimmt den Hut ab: „Im Sternenschein kannst du die weißen Haare auf meinem Kopf sehen, die ich bekommen habe, seit du 's letzte Mal hier warst, mir mein Kind fortschicktest, und mich ganz zum Einsiedler machtest. Seitdem ist kein Schlaf mehr in meine Augen gekommen und mein Haar ist ergraut." —

Die Gräfin sieht entsetzt die Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Durch die schwarzen Locken ziehen sich silberne Streifen, die Augen tiefliegend und fieberhaft umherirrend, die ganze Gestalt verfallen, die Brust eingesunken, — ein kranker Mann! Die Gräfin erträgt seinen

Anblick nicht, — er ist ihr der furchtbarste Vorwurf, sie blickt zu Boden. „Ich dachte es mir so schön aus, wie ich mich ganz leise, — Martin hat ja den Hausschlüssel — hineinschleichen wollte bis an das Lager und dein schlummerndes Haupt küssen!“

„Ich danke dir für die liebe Absicht. Aber meinst du, ich hätte schlafen können seit jenem Brief von dir, der mir die Nachricht brachte, daß ich betrogen — wieder betrogen bin, daß von allem, was du bei deinem letzten Besuch so heilig versprochen, das Gegenteil geschah und du eine Stellung angenommen, die dich noch mehr als früher von Mann und Kind trennt und an die Welt fesselt? Glaubst du, dazu reichen die Tage, um einen solchen Gedanken auszudenken? Nein, da muß man noch die Nacht zu Hilfe nehmen. Das weißt du auch ganz gut und es wäre mir viel lieber, du würdest ehrlich sagen: ‚Ich weiß, daß ich dich zu Grunde richte, daß deine Kräfte sich in dem Kummer um mich verzehren, aber ich habe nicht den Willen, es zu ändern!‘ statt zu heucheln, und zu thun, als könntest du dir gar nicht denken, warum ich nicht ruhig schlafen sollte, und dich zu wundern, daß ich die Nacht hindurch im Forst umherirre? — Aber, fürchte nichts, ich bin ganz ruhig, — ich mache dir keine Vorwürfe mehr,“ — sagt er in milderem Ton, „denn ich habe abgeschlossen mit mir selbst, — mit dir, — abgeschlossen mit dem Leben! — Weine nicht, ich hab' dir versprochen, wenn du den Gatten suchst, sollst du ihn finden, — ich will nicht auch wortbrüchig werden. — Komm, leg dein Köpfchen an meine Brust, — du zitterst, frierst du? Stütz dich auf mich und

laß uns besser ausschreiten, daß ich dich ins warme Stübchen bringen kann! Verflogenes Täuble, du, — wie verirrst du dich auf einmal wieder ins einsame Nest des Gatten, in kalter Nacht, in rauher Winterszeit? Was bleibst du nicht im warmen Schlag bei den Andern, wo du's gut, wo du alles hast, was du begehrst! Fehlt's doch an was? Sag, was suchst du denn bei mir, nach was sehnt sich denn dein Herzchen? Hm?" Und seine Stimme sinkt wieder zu dem sinnverwirrenden Geflüster herab, welches früher schon alle ihre Pulse klopfen ließ, in süßer unbeschreiblicher Empfindung. — Das große Herz nimmt alle seine Schmerzen und Leiden auf sich und hat aufgehört mit ihr zu rechten. Die treulose Taube findet das Nest offen, und seine milde Hand streut ihr die Brosamen seines verlorenen Glücks hin, wie der Verhungernde noch den letzten Rest mit dem Aermeren teilt.

Sie kann nicht sprechen, — überwältigt von Rührung lehnt sie sich an ihn und läßt sich den steilen Anstieg mehr tragen als führen. — Aber sie kann es nicht erwarten, noch im Gehen suchen ihre Lippen die seinen, ihre kleinen Hände fassen unter den eisstarrenden Hüllen die seinen und ein leises, von Bewegung zitterndes „Das fehlt mir!" — antwortet auf die süße Frage. Droben blitzen tausendfältig die Sterne herab — es freut sich die ganze verschwiegene, glitzernde, eisknirschende Winternacht!

Endlich ist das Schloß erreicht und das „warme" Zimmer nimmt sie auf. Es verdient zwar diesen Namen nicht so recht, denn das Feuer im Ofen ist längst ausgegangen, aber die Beiden fühlen es nicht — sie wärmt die innere Glut.

„Du mußt nun freilich vorlieb nehmen, — wie ich dir's eben bieten kann, denn du weißt, ich bin ganz allein.“

„Ganz allein! —“ wiederholt sie mit einem seligen Lächeln, das er beim Sternenschimmer, der zum Fenster hereinleuchtet, sehen kann. Noch ein Kuß — eine lange stumme Umarmung.

„Jetzt laß mich aber Licht anzünden, daß ich dir den Mantel abnehmen und dir's bequem machen kann! Oder willst du heute Nacht so zwischen Thür und Angel stehen bleiben?“ Er ist so entzückend in seinem wehmütigen Scherzen, seinem schmerzlichen Glück!

„O, so warst du lange nicht!“ stammelt sie mit hochaufatmender Brust: „Welt, jetzt lach' ich deiner!“ jubelt es in ihr, denn die alte Liebe, der alte Zauber ist wieder da. Und wie er ihr wieder in seiner milden Größe und Schöne erscheint, so will auch sie sich ihm ebenbürtig, begehrenswert zeigen und sich ihm enthüllen, blendend — in ihrer ganzen Schönheit! Und während er sich abwendet, das Licht anzuzünden, läßt sie den schweren Mantel fallen und steht da in ihrer ganzen Pracht, die weichen Formen der klassischen Büste umsäumt von einem dunkeln Sammtmieder, auf das sich alle Sterne des glitzernden Firmaments da draußen herabgelassen und angeheftet zu haben scheinen, um einen Augenblick an dieser Brust zu ruhen! —

Freyer dreht sich mit dem Licht in der Hand um — ein Aufblitzen, — ein leiser Schrei von seinen Lippen! Lächelnd erwartet sie einen Ausbruch des Entzückens — aber er rührt sich nicht. Wie wenn er ein Gespenst sähe, betrachtet er sie und immer finsterer wird der Blick, der

sich in Millionen Strahlen der Brillanten-geschmückten Erscheinung baden sollte, immer starrer wird seine Haltung — eine dunkle Röte steigt in dem bleichen Gesicht auf. — „Und das soll mein Weib sein?“ ringt sich's mühsam, tonlos von seinen Lippen: „Nein — das ist sie nicht!“

Sie versteht ihn nicht, sie meint, der fürstliche Anzug imponiere ihm so, daß er sich ihr nicht zu nahen wage, und sie müsse ihm durch doppelte Hingebung zeigen, daß er nicht zu gering sei für dies stolze Weib. „Es ist dein Weib, gewiß, es ist's und all dieser Prunk verhüllt ein Herz, das dein, nur dein ist!“ ruft sie und wirft sich ihm an die Brust, ihn mit den weißen Armen umschlingend.

Aber mit einer heftigen Bewegung reißt er sich von ihr los und tritt einen Schritt zurück: „Nein — nein, — ich kann nicht, ich mag dich so nicht berühren!“

„Freyer,“ — ruft die Gräfin entsetzt und starrt ihn an, als suche sie die Spuren des Wahnsinns in seinen Zügen: „Was soll das heißen?“

„Bist du — in Gesellschaft gewesen — in *diesem* Anzug?“ fragt er leise, als schäme er sich für sie.

„Ja! Und habe mir vor Ungeduld, zu dir zu eilen, nicht mehr die Zeit genommen, mich umzukleiden! Ich dachte, du würdest dich freuen, mich einmal schön angethan zu sehen!“

Freyer schlägt wieder das bittere Lachen auf, das sie stets an ihm erschreckt. „Freuen soll ich mich, wenn ich sehe, daß du dich Andern so zeigst —!“

„Wie denn?“ fragt sie, ihn immer noch nicht verstehend.

„So nackt!" bricht er aus, sich nicht mehr beherrschend: „So entblößest du dich vor den Blicken der Herren? Und das will mein Weib sein, — ein Geschöpf so bar aller Scham?!"

„Freyer!" schreit die Gräfin auf und hält sich taumelnd die Stirn, als habe sie einen Schlag auf den Kopf bekommen: „Mir das — heute —!"

„Heute oder morgen! An jedem Tag, wo du meine Heiligtümer, die ich mit zitternder Ehrfurcht vor der Hoheit deiner Frauenschöne kaum mit dem Blick zu streifen gewagt, der Schaulust einer Menge von Menschen preisgibst, die mit demselben Vergnügen die zweideutigen Buden eines Jahrmarkts betrachten — an jedem Tage, wo du diese Brust, die das Herz birgt, das mein sein soll, zum Tummelplatz lüsterner Blicke machst, an jedem solchen Tage bist du nicht wert, daß ein ehrlicher Mann dich berührt!"

Ein dumpfer Schrei der Empörung antwortet ihm, dann ist alles eine Weile still. Endlich ringt es sich von den Lippen der Gräfin: „Das ist das Letzte!"

Freyer sucht sich zu mäßigen. Er lehnt die heiße Stirn an die beeisten Fensterscheiben mit ihrem buntflimmernden Gewirr von Krystallblumen und Sternenschimmer. Drüber herein schaut in ewiger Klarheit das gestirnte Firmament auf den armen kleinen Erdenbewohner nieder, der in seiner kindlichen Weise dem keuschen Gott opfert, dessen kalte Heimat es ist.

„So oft ich komme — ist etwas anderes, womit du mich quälst, — so tief aber wie heute hast du mich noch nie beleidigt — beschimpft!" spricht die Gräfin leise und

langsam, jedes Wort erwägend. Eine furchtbare Ruhe und Kälte ist über sie gekommen.

„Ich begreife, daß es dir befremdlich sein mag, eine dekolletierte Dame zu sehen, — du hast dich ja nie in einer Welt bewegt, wo dies selbstverständlich ist und niemand etwas dabei denkt: Dem Reinen ist alles rein, und wer es nicht ist, der steht doch, bei uns, unter dem Gesetz der Beherrschung und des Anstands unserer Kreise! Eure Bauernmädchen freilich müssen sich verhüllen bis an den Hals, denn, was und wer würde sie schützen vor den frechen Witzen und Zudringlichkeiten der Dorfburschen?!"

Freyer zuckt zusammen, er hat den Hieb empfunden.

„Daß man," fährt sie fort, „als Festschmuck außer der Gewänderpracht auch noch einen Teil der natürlichen Schönheit, des gotterschaffenen Menschenleibes zeigt, ist ein Tribut, den auch die reinste und keuscheste Frau dem Auge gewähren darf, und nimmer ist das schamlos oder unanständig, was in den Grenzen künstlerischer Anschauung bleibt. Wehe dem, der diese Grenzen verläßt und Uebles dabei denkt, — er streicht sich selbst aus der Reihe der Gebildeten. So viel und nicht mehr warst du mir noch wert, dir zu meiner Rechtfertigung zu sagen!"

Sie wendet sich und nimmt den Mantel wieder auf, sich darein zu hüllen: „Willst du so freundlich sein und wieder anspannen lassen?"

„Du willst fort?" fragt Freyer, der indessen zur Besinnung gekommen.

„Ja."

„Gott, Gott, was hab' ich gethan!" sagt Freyer hände-

ringend. „Ich habe dich nicht einmal sitzen heißen, dich nicht ausruhen lassen, beleidigt und gekränkt, o ich bin ein wilder, ein unseliger Mensch!"

„Du bist, wie du sein kannst!" sagt sie mit jener schneidenden Kälte, in die bei einem stolzen Weibe verschmähte Glut sich umsetzt.

„Wie eben ein ungebildeter Mensch sein kann! Nicht wahr? Das ist es, was du sagen willst!" ergänzt Freyer. „Aber sieh, darin liegt meine Entschuldigung. Ja, ich bin ein Mensch vom Lande, gewohnt, meine Früchte im Morgentau vom Baum zu brechen, ehe noch eine Hand sie berührt hat, oder mir im taufrischen Waldesdickicht aus dornigem Gestrüpp die versteckten Beeren zu pflücken, wo sie noch kein Auge erblickt; — ich kann es nicht verstehen, wie die Leute Früchte genießen mögen, die stundenlang unbedeckt im Staub des Marktes ausgestellt waren. Der Duft ist weg — die Frische, der Schmelz ist verloren, und wenn mir solch ein vielbewundertes und begehrtes Schaustück geschenkt würde — und wäre es noch so kostbar, ich möchte es nicht, — die mühsam gesuchte, wilde Beere draußen im Wald, die mich aus dem Blätterdunkel mit dem funkelnden Tautropfen anlacht, freut mich mehr — tausendmal mehr! — Dies soll kein Vergleich sein, nur ein Beispiel, wie man wird, wenn man auf dem Lande lebt!"

„Und wenn du denkst, daß die so viel begehrte Frucht, um dein Beispiel weiter zu führen, nur für dich aufbewahrt worden, — freut es dich nicht, zu besitzen, was andere vergebens ersehnten?"

„Nein," sagt er einfach, „dazu bin ich nicht neidisch

genug, um andern etwas wegzunehmen, wonach es sie gelüstet; — teilen aber mag ich nicht — und so verzichte ich lieber!"

„Nun denn — darauf habe ich nichts mehr zu sagen — brechen wir das Gespräch ab!"

Beide schweigen lang wie erschöpft von einer großen Anstrengung.

„Wie steht es mit unserem — mit dem Kinde. Hast du heute Nachricht von Josepha?" fragt endlich die Gräfin.

„Ja, aber leider keine gute!"

„Wie immer!" erwidert die Gräfin schroff, „es ist ihr Prinzip, uns zu ängstigen. Solche Personen benutzen jede Gelegenheit, uns ihre Macht fühlen zu lassen. Ich kenne das."

„Das glaube ich nicht. Ich muß da meine Verwandte in Schutz nehmen. Sie war immer rechtlich, wenn auch derb und heftig!" sagt Freyer. „Ich fürchte, sie schreibt die Wahrheit, und der Knabe ist wirklich schlechter!"

„Reise doch hin, wenn es dich ängstigt, und berichte mir, wie du es gefunden hast?" —

„Ich reise nicht auf deine Kosten, — außer im Dienst, und meine eigenen Mittel reichen dazu nicht!" erwidert Freyer kalt und streng.

„Gut, das i st im Dienst! Also — gehorche und gehe auf meine Kosten!"

Freyer sieht sie lang an: „Als ‚Verwalter'?" fragt er in eigentümlichem Ton.

„Ich möchte einen wahrheitsgetreuen Bericht haben, — nicht tendenziös, wie es Josephas Gewohnheit," sagt sie

ablenkend: „Auf den Gütern ist ja jetzt nichts zu thun, — ich bitte den ‚Verwalter' auch hierin meine Interessen zu vertreten. Denn wenn du das Kind wirklich schlimmer findest, so nehme ich Urlaub und reise hin!"

„Gut, ich thue wie du befiehlst!"

„Aber nun laß anspannen, es wird sonst Morgen, bis ich heimkomme."

„Ist es nicht für dich zu anstrengend, in derselben Nacht zurückzufahren? Soll ich nicht die Hausdirne wecken, daß sie dir dein Zimmer richtet und dich bedient!"

„Nein, ich danke!"

„Wie du willst," sagt er ruhig und geht, den Wagen, der kaum ausgespannt, wieder anspannen zu lassen. Der Kutscher macht Schwierigkeiten wegen der Pferde, die nicht geruht hätten. Freyer bedeutet ihm aber, daß es gegen den Willen der Gräfin keine Widerrede gebe.

Die halbe Stunde, die der Kutscher noch unbedingt verlangt, bringt jedes von den Gatten auf seinem Zimmer zu. Freyer richtet auf seinem Büreau einen Fascikel von Berichten über Verwaltungssachen, Rechnungen und Abschlüsse zusammen, um ihn der Gräfin zur Durchsicht mitzugeben. Er arbeitet so ruhig, als sei alles still und erstorben in ihm. — Die Gräfin sitzt in dem schlecht beleuchteten, unbehaglichen Wohnzimmer allein und starrt auf die Stelle hin, wo damals das Bett des Knaben stand. Ihr Blut kocht vor Beschämung und Empörung und dabei ist ihr der Anblick der leeren Wand, wo der Knabe ihr nicht mehr aus seinem Bettchen die Arme entgegenstreckt, so seltsam traurig — als ob er gestorben wäre und man habe

ihn schon hinausgetragen! Eine Empfindung von Schmerz ist in ihr, zu bitter, um sich durch Thränen erleichtern zu können. Auch die Thränen erstarren in einem solchen Augenblick. Sie möchte den Namen ihres Kindes laut schluchzend hinausrufen, aber es ist, als stünde ein Etwas neben ihr, das ihr mit eiserner Faust den Mund zuhielte und das Herz zusammenkrampfte, die Rache des schwer beleidigten Weibes! Dann wieder meint sie, das Kind zu sehen, wie es in einem weißen Hemdchen barfuß auf sie zuschwebt. In diesem Augenblick springt eine Thür auf, ein Luftzug rauscht durchs Zimmer, daß sie heftig zusammenschrickt — und zugleich fällt ein Stern vom Himmel, so senkrecht und nahe, als müsse er die Scheiben durchschlagen und der Gräfin an die Brust fliegen, zu seinen diamantnen, funkelnden Genossen.

Was war das? Ein Windstoß so jäh, daß er durch den geschlossenen Raum fährt, Thüren aufreißt und Sterne vom Himmel herabzuschleudern scheint? Draußen aber ist alles ruhig, nur im Getäfel und Gebälk des Zimmers knistert es leise, — das Volk würde sagen: „Es hat sich was angemeldet!" Die erregte Frau denkt es mit heimlichem Grauen. War es das Sausen der ablaufenden Spule, von der eine Parze den Lebensfaden geschnitten? Wenn es der Lebensfaden ihres Kindes gewesen wäre, — wenn in dieser Stunde, — ihr Blut gerinnt zu Eis! Sie möchte aufschreien vor Angst und doch, wieder ist es der finstere Genius der Rache, der ihr Mund und Herz verschließt. Wenn es wäre — in Gottes Namen! Dann wäre auch das letzte Band zwischen ihr und Freyer zerrissen!

Was will sie noch mit einem Kinde von diesem Mann? Nichts hat ein Recht zu bestehen, was sie an ihn fesselt, — ist das Kind nicht mehr, dann ist sie frei, dann ist nichts Gemeinsames mehr zwischen ihnen! Er hat heute ihr Herz gemordet — und sie mordet die letzte Empfindung, die noch darin lebt, die Liebe für ihr Kind! Es soll alles aus sein zwischen ihnen, weggetilgt von der Erde, — nie bestanden haben, auch das Kind nicht! Gott mag es nehmen! —

In jedem leidenschaftlichen, verschmähten Weibe rührt sich ein Stück Medea, deren Rachestahl den Gatten, den er nicht erreichen kann, im Herzen der Kinder trifft, gleichviel, ob ihr eigenes mit durchbohrt wird oder nicht! Denn weit größer als die Selbstverleugnung der Liebe, ist die Selbstverleugnung des Hasses, diese geht bis zur Selbstvernichtung! Sie fürchtet keinen Schmerz, sie schont nicht sich, noch das eigene Fleisch und Blut, sie mordet ihr Liebstes und sich selbst, um dem Andern wehe zu thun, — und wär's auch nur im Gedanken, wie hier bei dem modernen Kulturwesen, wo sich alles, was einst zur Gewaltthat wurde, auf geistigem Gebiet vollzieht. —

Es ist eine fürchterliche Stunde! Aus jeder Ecke des Zimmers, wo immer sie hinblickt, leuchten ihr die zwei großen Augen des Knaben aus dem Dunkel entgegen und flehen: „Vergib dem Vater und stoß mich nicht aus deinem Herzen!“ Aber umsonst, die Erbitterung ist zu groß, ihr Herz ist in diesem Augenblick nicht fähig, irgend etwas anderes zu fühlen. Es ist alles gekommen, wie es mußte: Sie hat sich in eine fremde, in eine untergeordnete Sphäre begeben

und die eigene verlassen und mißachtet, dafür stößt die Gesellschaft, in die sie gehört, sie jetzt aus und in der selbsterwählten Sphäre erntet sie Undank und Mißkennung! —

Nun muß sie zu spät erkennen, was es heißt, an einen ungebildeten Menschen gefesselt zu sein, fürs ganze Leben! Das Edle hat sie aufgegeben und das Gemeine erwählt! — „Gott, gerecht Strafender!“ grollt es in ihr, „alle die Wohlthaten der Bildung, mit denen ich umgeben war, — ich habe sie in kindischem Trotz verachtet, um mir aus Lehm ein selbstgeschaffenes Idol zu bilden, das von meinem glühenden Hauch belebt, mir ins Gesicht schlägt und zu seinem ursprünglichen Element zurückkehrt! — Mich selbst weggeworfen an einen Mann, dem jede Bauerndirne lieber gewesen wäre als ich! — Warum, — warum o Gott, hast du mich mit deiner trügerischen Maske herabgelockt in den Schmutz? Fühlst du dich wohl in der Niedrigkeit? Ich kann mich dir dort nicht mehr gesellen! Das kann nie *meine* Religion werden, die mit des Menschen höchsten Gütern, Kultur und Wissenschaft, auf so schlechtem Fuß steht. Ist das göttlich, ein Herz unter der Christusmaske zu stehlen, und dann wie zum Hohne die Betrogene im Stich zu lassen, wenn sie in der scheinheiligen Schlinge gefangen und an einen beschränkten, brutalen Menschen gebunden ist? Ist das göttlich? Nein, das ist teuflisch! Schaut mich nicht so bittend an, ihr schönen Kinderaugen, auch euch glaub' ich nicht mehr! Es ist bis jetzt alles Lüge gewesen, was mich an deinen Vater gefesselt, auch du bist eine verkörperte Lüge und wirst nicht bestehen! — Es ist nicht wahr, daß die Gräfin Wildenau ihr edles Blut mit

dem Blut eines gemeinen Mannes vermischt habe, daß sie einen Bastard geboren, ein unglückliches Wesen, das in keiner Sphäre heimisch werden könnte, als durch Betrug! Nein, nein, so weit kann ich mich nicht vergessen haben — es ist alles nur ein Traum — eine Passionsphantasie, und wenn ich erwache, dann ist es am Morgen jenes Augusttages in Ammergau nach dem Passionsspiel. Dann bin ich frei, kann mich mit einem edlen, ebenbürtigen Manne vermählen und ihm den legitimen Erben zur Welt bringen, dem ich ohne zu erröten Mutter sein darf!"

Was ist das? Täuscht sie ihr Ohr? Der Hufschlag eines Pferdes, das in Windeseile den Berg heraufstürmt! Sie eilt ans Fenster. Die Uhr schlägt Zwei. Wirklich! eine Gestalt wie der wilde Jäger fliegt schattenhaft durch die Nacht daher, auf das Schloß zu. Jetzt biegt er um die letzte Kurve und gewinnt die Anhöhe, und nun sieht sie es deutlich, es ist ihr Kurier. Was wird er bringen, — was ist geschehen — in später Nacht?

Ist denn der schwere Traum immer noch nicht aus?

Welch neuer Schlag wird sie treffen?

„Was du gewünscht — nichts anderes!" sagt der Dämon ihres Lebens.

Der Kurier hält auf schweißbedecktem Pferd vor der Rampe. Die Gräfin will ihm entgegeneilen, aber sie kann nicht vom Fleck. Sie hält sich schaudernd am Fensterkreuz, das seinen langen schwarzen Schatten hinauswirft. —

Freyer hat die Hausthür geöffnet, die Gräfin hört, wie der Reiter sagt: „Frau Gräfin hier?"

„Ja!" antwortet Freyer.

„Ich habe ein Telegramm, das unterschrieben werden muß, mit bezahlter Rückantwort!“

Freyer nimmt ihm das Couvert ab: „Führen Sie Ihr Pferd in den Stall, ich besorge alles?“

Er geht ins Haus, er nähert sich der Thür, durch die das letzte Mal der Kleine seiner Mutter zu Hilfe gekommen, um sie gegen Josepha in Schutz zu nehmen. Der Gräfin ist, als müsse er wieder das Köpfchen hereinstrecken! Aber es ist nur Freyer mit der Depesche. Er hat auch zugleich Tinte und Feder zum Unterschreiben mitgebracht. Die Gräfin setzt mechanisch zuerst ihren Namen auf die Empfangsbescheinigung, als fürchte sie, es später nicht mehr thun zu können, nachdem sie gelesen! — Dann löst sie das Couvert mit zitternder Hand, das Telegramm enthält nichts als die Worte:

„Unser Engel soeben gestorben, den Namen der Mutter auf den Lippen. Bitte um Bescheid wegen Begräbnis.

Josepha.“

Ein Schrei ist durch das Zimmer gedröhnt, wie wenn eine Saite springt, — dann ist alles totenstill. Die Gräfin liegt auf den Knieen, Gesicht und Hände, mit dem Telegramm, auf den Tisch gestützt, hingebrochen vor dem Gott, dessen Macht sie jetzt zum erstenmal in ihrem Leben empfindet, den sie noch vor wenig Minuten gelästert und herausgefordert, — er hat sie beim Wort genommen und das Wort hat sie gerichtet. — Das Kind, das treue Kind, das mit ihrem Namen auf den Lippen starb, sie konnte noch vor wenig Minuten wünschen, daß Gott es aus der Welt nehme, — sie konnte es verraten um eines stolzen

legitimen Bruders willen, der nicht existiert und nicht existieren dürfte! Sie konnte an seinen Tod denken, als etwas Notwendiges, als ihr Befreiungsmittel? Nun hat das Kind sie befreit. Zart und bescheiden, wie es war, hat es die Last seines armen kleinen Daseins, das ihr zuviel war, von ihr genommen und ist der Erde entschwunden, auf der es keine Stätte fand, — aber sein letztes Wort war der Name aller Liebe, der Name „Mutter!“ Es hat nicht gefragt, „hast du für mich gethan, was einer Mutter Pflicht ist?“ — es fragte nicht, „hast du mich auch geliebt?“ Es hat die Mutter geliebt, mit jener süßen Kindesliebe, die nichts fordert — die nur gibt! —

Und sie, die geizige Mutter, sie hat gespart mit ihrer Liebe — bis das Kind verschmachtet ist — und hat es sterben lassen und ist nicht gekommen und hat ihm nicht die letzte Freude gegönnt, den letzten Kuß auf den kleinen Mund gedrückt, dem letzten Blick der suchenden Augen das Mutterantlitz gezeigt! —

Und lautauf schreit jetzt die beleidigte lang verleugnete Natur, wie das Tier nach dem toten Jungen! Aber das Tier hat doch wenigstens seine Schuldigkeit gethan, hat sein Junges gesäugt und es gewärmt und bedeckt mit seinem Leib, solang es konnte. Sie aber, das höher organisierte Wesen, — denn solcher Unnatur fähig ist nur der Mensch, — sie hat ihr Kind sogenannten höheren Interessen geopfert, — sie hat Josephas Warnung nicht beachtet, ihr eigenes Herz nicht gehört. Jetzt kommt das Mitleid mit dem toten Kinde, jetzt möchte sie es in die Arme nehmen, noch einmal mit allen Namen der Liebe rufen, noch einmal

das müde Köpfchen an ihrer Brust betten —! Zu spät, es ist dahingegangen wie ein lächelnder guter Genius, den sie von sich gewiesen — und nun ist sie allein und frei — aber frei, wie es Der ist, der in den Abgrund stürzt, weil das Seil riß, das ihn an den Führer band! — Sie hat ein Kind gehabt und hat es nicht gewußt, solang es lebte, jetzt im Tode weiß sie's. — Die Mutterfreude konnte sie's nicht lehren, denn sie hat sie nie gekannt, — der Mutterschmerz lehrt sie's — und sie muß ihn auskosten bis auf die Neige! Wie sie sich auch windet und krümmt in ihrer Qual und ihre zarten Nägel in den Teppich des Fußbodens gräbt, als wolle sie das Kind aus der Erde scharren, da gibt es keinen Trost, und verzweifelnd läßt sie das Haupt sinken: „Mein Kind — du gehst und lässest mich zurück mit der nie zu tilgenden Schuld!"

„Im Himmel darfst du meine Mutter sein!" hat er einst gesagt. Auch das ist verscherzt, nicht im Himmel noch auf Erden hat sie ein Mutterrecht, denn sie hat ihr Kind nicht nur vor der Welt, sie hat es auch in dieser Stunde vor sich selbst verleugnet! —

Anders trägt Freyer die Schickung. — Für ihn ist sie keine Strafe, sondern eine Prüfung, die unabwendbare Folge unverschuldeter, unseliger Verhältnisse! Er kann sich keinen Vorwurf machen und er macht ihn auch niemand Anderem. Er ist kein Neuling im Leiden, und hat einen mächtigen Trost, den sie entbehrt: die Erkenntnis der Göttlichkeit des Schmerzes, — die macht ihn stark und ruhig! — Freyer lehnt am Fenster und blickt hinauf zu den Sternen, die da oben so friedlich ihre Bahn ziehen. „Du warst mir

fern, da du im fremden Lande lebtest, mein Kind, — jetzt bist du mir nah! — Mein armes Bübchen! Diese kalte Erde hatte keine Heimat für dich! Aber deinem Vater lebst du doch und dein verklärter Geist wird mir den Pfad erhellen, — den dunkeln, den ich noch wandeln muß!" — Still rinnen ihm die Thränen über die Wangen, — seinen großen heiligen Schmerz soll kein irdischer Klagelaut entweihen. — Schweigend mit gefalteten Händen kämpft er ihn hinunter, und wie einst am Kreuz spricht sein Auge mit jenen Mächten, die dem geduldig Leidenden in der Stunde des Kampfes nahe sind. — Und wie kleinlich und unerfahren er in dieser Welt ist, so groß, so überlegen ist er in der Erkenntnis der Dinge einer andern Welt. —

„Komm, steh' auf!" sagt er milde zu der fassungslosen Frau und bückt sich, sie aufzuheben. Sie folgt ihm willenlos, aber es ist nicht anders, als wenn zwei Unbekannte sich im Augenblick eines gemeinsamen Unglücks Hilfe leisten. Das Band zwischen ihnen ist heute zerrissen und der Tod des Kindes legt ein Grab zwischen sie.

„Ich fürchte, man hört dein Schluchzen bis hinunter. Willst du nicht mit mir beten?" mahnt Freyer. „Wir mögen machen, was wir wollen, wir sind in Gottes Hand und müssen es hinnehmen, wie er es schickt! Ich wollte, du könntest es fühlen, wie die Heiligen einer stillleidenden Seele beistehen. Durch Geschrei und ungebärdiges Jammern vertreiben wir sie! Gott straft uns nicht, um uns ungeduldig, sondern um uns geduldig zu machen." Und er faltet die Hände: „Komm, laß uns beten für unser Kind!" Er betet mit leiser Stimme die üblichen, altgewohnten Sterbe-

gebete, denn nicht immer steht dem Menschen der Ausdruck für seine Gefühle zu Gebot. So ein alter mechanisch gewordener Text kommt uns oft gerade da zu statten, wo der Aufruhr im Innern uns kein Wort mehr finden läßt, und gern rankt sich der, im Sturm der Gefühle hin und her gepeitschte, Gedanke um eine hergebrachte Formel, an der er sich sammelt und der er neues Leben gibt.

Die Gräfin versteht das nicht. Sie stößt sich an dem einfältigen Wortlaut, der ihr nicht durch Gewohnheit und Pietät geheiligt — sie blickt verächtlich auf einen Standpunkt herab, der für einen solchen Schmerz im Herplappern von „Albernheiten" Trost findet! — Freyer hat geendet. Er hält noch einen Augenblick die Hände auf der Brust gefaltet, dann taucht er den Finger in das Weihwasserkesselchen neben der verlassenen Lagerstätte des Kindes und macht das Kreuz über sich und die teilnahmlos in sich versunkene Frau. Sie läßt es geschehen, aber es durchzuckt sie als habe er ihr mit einem Messer das Gesicht zerschnitten und ihre Schönheit zerstört. Es erinnert sie an jene Stunde in Ammergau, wo er ihr zum erstenmal das Zeichen des Kreuzes gemacht! Damals fühlte sie sich mit diesem Zeichen eingereiht in ein geheimnisvolles Leidensheer und dort hat auch ihr Unglück begonnen.

„Wir müssen nun besprechen, wo wir das Kind begraben lassen," sagt Freyer; „ich meine, wir lassen es hierher bringen, damit wir doch zu unseres Engels Grab können!"

„Wie du willst!" sagt sie erschöpft und trocknet die Thränen. „Am besten du reisest hin und besorgst alles selbst. Dann kannst du die — Leiche mitbringen!" Und

bei diesem Wort verläßt sie wieder die Fassung. Sie sieht das Kind im Sarge ausgestreckt und Josepha, die treue Dienerin, die es gepflegt, dabei, und eine namenlose Eifersucht befällt sie nachträglich auf die, welcher sie gleichgültig alle ihre Rechte abgetreten. Das Kind, das immer liebebereite — jetzt liegt es da — kalt und starr und sie gäbe ihr Leben darum, wenn es noch einmal aufstehen, seine Aermchen um ihren Hals schlingen und „Du liebe Mutter" sagen möchte! „Perle des Himmels — — ich habe dich weggeworfen für elenden Tand und nun, da die Engel dich wieder geholt, erkenne ich deinen Wert." Und sie reißt sich die Brillanten von der Brust: „Da, da nimm sie mit, die gleißenden Sterne meines eiteln Lebens, und lege sie ihm in den Sarg — ich will sie nicht mehr sehen — ihr Strahl soll erlöschen in dem Grabe meines Kindes."

„Das Opfer kommt zu spät!" sagt Freyer und weist die Steine zurück. Er will nicht hart sein, aber er kann auch nicht unwahr sein. — Was ist eine Handvoll Diamanten, hingeworfen in einem Augenblick der Ekstase, für die Gräfin Wildenau? Will sie sich damit loskaufen von der furchtbaren Schuld an dem toten Kinde? Die Abschlagszahlung nimmt das zerrissene Herz des Vaters nicht an! Oder soll sie das Symbol eines größeren Opfers — eines Opfers ihres bisherigen Lebens sein? Dann kommt sie zu spät, zu spät für den Toten wie für den Lebenden; jenen nützt es nichts und dieser glaubt nicht mehr daran!

Sie hat ihn verstanden und die furchtbare Anklage, die er, ohne es zu wollen, gegen sie ausstieß! — Sie steht vor ihm wie vor ihrem Richter, sie fühlt, daß Gott in

dem Augenblick mit ihm ist, — sie aber ist verlassen, ihr Engel ist von ihr gewichen, kein Erbarmen ist mehr für sie, im Himmel und auf Erden — außer bei Einem! Aus dem Dunkel ihres Elends leuchtet ihr der Gedanke auf. Nur Einer ist, der kühlenden Balsam in ihre Wunden träufeln wird, Einer, der Nachsicht und Liebe genug hat, die Gebeugte aufzurichten, die Schuldige freizusprechen — der edle, großdenkende Freund, der Prinz! Zu ihm will sie flüchten, bei ihm, dem Freundlichen, sich bergen, vor dem düstern Geist, der sie verfolgt, seit sie in jenem unseligen Ammergau den grausamen Gott beschworen, der so Unmögliches verlangt und so furchtbar straft!

„Ich bitte dich, laß den Wagen vorfahren — ich muß fort von hier, sonst erliege ich!“

Freyer sieht auf die Uhr: „Die halbe Stunde, die Martin sich ausbedungen, ist um, er muß gleich da sein?“

„Eine halbe Stunde ist es erst? Gott, Gott — ist's möglich — so viel Elend in einer halben Stunde! Mich dünkt es eine Ewigkeit, seit die Nachricht kam!“

„Wir können in einem Augenblick mehr Schmerz empfinden als in Jahrzehnten Freude!“ sagt Freyer. „Das kommt wohl daher, weil Jedem von der gerechten Vorsehung Freude und Schmerz zu gleichen Teilen zugemessen ist, — der Schmerz aber in diesem kurzen Dasein durchlebt werden soll, während wir für die Freude eine Ewigkeit haben. Weh dem, der es umgekehrt macht, der den Schmerz für die Ewigkeit aufspart und die Freude schon diesseits verbraucht. Er hat wie die thörichten Jungfrauen das Oel verbrannt, bevor der ‚Bräutigam‘ kommt!“

Die Gräfin nickt leise. Sie begreift den tiefen Ernst in Freyers Worten.

„Aber, wen Gott liebt, den züchtigt er, sagt man bei uns im Volke,“ spricht er weiter, „und das deute ich mir so, daß er die, welche er retten will, zwingt, hienieden ihr Teil zu leiden, damit ihnen die Freude für das Jenseits bleibt! Solchen Begnadigten sendet er einen Engel mit dem Wermutsbecher, und wohin auch die arme Seele flieht und sich versteckt, — er findet sie doch. Immer näher und enger umkreist er sie mit seinen dunkeln Flügeln, bis sie ermattet niedersinkt und vor Durst wie der Heiland am Kreuz — den bittern Trank, den er ihr an die Lippen hält, trinkt, als wäre es das köstlichste Labsal!“

Die Gräfin blickt mit scheuer Bewunderung zu Freyer auf. Ihr ist als wäre er selbst der düstere Bote, von dem er spricht, als höre sie seiner Flügel Rauschen, wie er die tödlichen Kreise eng und enger um sie zieht, bis kein Entrinnen mehr. Und wie ein umzingeltes Wild ergreift sie die Flucht — Rettung suchend, um jeden Preis. „Gott sei gelobt, der Wagen!“ Martin fährt vor. Ein kaltes „Lebewohl, ich wünsche dir Trost und Kraft für die traurige Fahrt!“ flüstert sie dem Vater noch zu, der hinreisen soll, sein totes Kind zu holen — dann steigt sie in den Wagen.

Freyer zieht die Pelzdecke um die zarte Gestalt und hüllt sie sorgfältig ein, aber kein Wort kommt mehr über seine Lippen. Was er nachher mit seinem Gott spricht, — wenn er in das verödete Haus zurückkehrt, — das wird die Gräfin Wildenau einst zu verantworten haben!

Sechstes Kapitel.

Noli me tangere!

„Ich habe dich angezogen durch ein Spiel — denn du warst ein Kind, und Kinder lehrt man spielend. Aber wenn ein Lehrmittel erschöpft ist, wird es weggeworfen und gegen ein höheres vertauscht, damit das Kind zum Ernst reife!“ — So spricht die Stimme des allweisen Lehrers dort oben zur Gräfin, als sie in ihrem Schmerz versunken durch die winterliche Frühdämmerung fährt. Sie wundert sich fast, als sie in das Morgengrauen hinausblickt, daß das Weltgestirn es immer noch nicht müde ist, seinen Kreislauf fortzusetzen. Ja, die geheimnisvolle Stimme spricht wahr: das Spiel ist aus, das Lehrmittel ist erschöpft, aber sie fühlt sich noch nicht reif für ein strengeres und zittert davor.

An die Stelle des göttlichen Kindergärtners tritt der finstere Lehrmeister, der Tod, und erzwingt die Aufmerksamkeit der ungelehrigen Schülerin durch den ersten unbarmherzigen Hieb in das eigene Fleisch und Blut! — Es tagt, — in der Natur wie in ihrem Innern, aber die Sonne bescheint ein Leichentuch, draußen wie drinnen, eine winterlich abgestorbene Welt. Wo ist der Tag, da sie ihr erscheinen sollte im Frühlingsgarten, die erlösende Liebe, auf die sie gehofft? O wehe dem, der noch an einen Frühling glaubt. Das Beste was ihm wird, ist eine kalte Wintersonne über verschneiten Gräbern.

An den lachenden Ufern der Riviera liegt die Leiche ihres Frühlingswahns. —

Der Gott, den sie suchte, war ein anderer als der, den sie ans Herz zu drücken gemeint. Und der neue Lehrmeister nimmt sie mit knöchernen Fingern an der Hand und läßt sie den selbstgeschaffenen Gott in der Nähe betrachten, mit dem sie jetzt hadert, daß er sie getäuscht. „Was wäre das für ein Gott, wie du ihn dir gebildet?“ schallt es ihr mit unerbittlichem Hohn ins Ohr. Ja, sie hat geglaubt, es sei derselbe Jupiter, der irdische Frauen minnte, der im Laufe der Zeiten nur den Namen gewechselt und ihr diesmal als Christus erschienen sei. Wohl wußte sie, daß Christus der Gott der Keuschheit sei, aber was dünkt der Eitelkeit eines koketten Weibes unmöglich? Sie hätte ja die eine, einzige, unter Millionen und in Jahrtausenden sein können, die das Herz des asketischen Gottes in Brand steckte! Und dieser Triumph wäre noch weit größer als der ihrer beneideten Rivalinnen, Danae, Leda oder Europa, denn der lüsterne Griechen- und Römergott war wohlfeil zu haben! Aber, jetzt mußte sie erfahren, daß Christus nicht wie jene gefälligen Götter eine Ausgeburt der sinnlichen Phantasie der Völker sei, sondern ein Gegensatz zu jeder natürlichen Neigung und Begierde, — ein nicht von Menschen erschaffener — ein *wahrer* Gott! Wäre er es nicht, die Menschen hätten ihn sich bequemer erdacht. Soll das nicht eine göttliche Macht sein, die im Widerspruch zu allem Menschlichen, zu allen irdischen Leidenschaften, ohne Glanz und Macht, mit den unscheinbarsten Mitteln ein Weltreich gegründet hat? Ja, sie erkennt es in Ehrfurcht erschauernd — es ist ein Gott, aber ein anderer, als den sie suchte; Christus ist nicht Jupiter — und Freyer nicht Christus. *Dieser*

läßt sich nicht in die Arme schließen, gibt sich nicht dem irdischen Verlangen, sei es noch so andächtig-brünstig. Geist, wie er ist, verflüchtigt er sich, auch wo er sich in der sinnlichen Form offenbart, und wer ihn zu fassen meint, der hält die arme Puppe im Arm, die er dem kindischen Sinn, der nur nach dem Greifbaren hascht, einen Augenblick zur Stütze gelassen!

Auch Maria Magdalena durfte ihn pflegen und salben, da er im Menschenleib wandelte, als sie aber den Wiederauferstandenen umfangen wollte, da donnerte ihr das „Noli me tangere“ entgegen und der Gott entzog sich der irdischen Berührung. Aber in Maria Magdalena war die Liebe, die der Sichtbare entzündet, stark genug, um für den Unsichtbaren fortzuglühen, — sie suchte ihn nicht mehr unter den Lebenden, sie ging in die Einsamkeit und lebte dem Entschwundenen! — Aber so weit ist die Gräfin noch nicht. Was ist das für ein „Gott der Liebe“, der an seinen Besitz Bedingungen knüpft, die das warme Blut gefrieren machen, das warme Leben ersterben? Was ist das für ein Besitz, der nur durch Entsagung, was für eine Seligkeit, die nur durch Abtötung zu erringen ist? Das ist ein Widerspruch, den die leidenschaftliche Seele nicht versteht. — Sie möchte seine Kniee umfassen und mit ihren Haaren seine Füße trocknen, wenigstens das, nichts weiter, nur das noch — sie will ja bescheiden sein! — Aber nicht einmal das ist ihr mehr gestattet.

Dies ist das große, sinnlich-religiöse Moment, worin sich Gottheit und Menschheit berühren, das Magdalenentum in der Bekehrungsgeschichte der Menschheit, das Seelen wie

die Gräfin zuerst anlockt, sie einen Augenblick lang alle Wonnen der Gottesnähe empfinden — und dann enttäuscht und allein zurück läßt, bis sie erkennen, daß ihnen in dem einen Augenblick Flügel gewachsen sind — stark genug, um sie zum Himmel zu tragen, wenn sie sie nur erst gebrauchen lernten.

So zuckend, verlassen am Boden liegt das Herz der modernen Magdalena, als ihr das erste Noli me tangere entgegentönt. — Daß es Dinge gibt, die man nicht haben kann, hat sie nie gewußt, und nun sie einen Gott haben wollte und ihn nicht erreichen konnte, murrt sie, wie das Kind, das vergebens nach den Sternen greift, bis es erwächst zu einem höheren Eigentumsgefühl, als dem des persönlichen Besitzes, zu jenem Gefühl, das uns im stillen Anschauen des gestirnten Firmaments mit dem stolzen Bewußtsein erfüllt: „Das ist dein! —“

Alles ist unser — und nichts, je nachdem wir es nehmen. Um uns die Brust zu weiten an seinem gewaltigen Gedanken, — um uns darin aufzulösen und zu schwelgen im wirbelnden Reigen der Atome, so gehört uns das All! — Um es aber in uns aufzusaugen und zu umfassen, — in dem Sinne gehört es uns nicht. Und so ist es mit Gott: Es kann das Große nicht im Kleinen aufgehen — nur das Kleine im Großen; das aber gerade, ist sein unbestreitbares Besitzrecht, daß es dies darf und seiner Wesenheit nach sich dazugehörig fühlen kann. Wie lange wird es dauern und was wird es kosten, bis das ungeduldige Kind zu dem Frieden dieser Erkenntnis gelangt?

Die Gräfin fährt im dämmernden Frühlicht an einer

kleinen Vorstadtkirche Münchens vorbei. Es ist die Zeit der Frühmesse. Tief vermummt, schlürfen ein paar schlaftrunkene, fröstelnde, alte Weiblein mit großen Filzschuhen über den Schnee hin, in die geöffnete Thür. Ein schwacher Lichtschein fällt heraus, kein Orgelton lockt sie, kein festliches Gepränge, denn es ist eine „stille Messe". Es ist jedenfalls kalt und düster, sang- und klanglos da drin. Aber die Gräfin zieht plötzlich im Wagen an der Schnur, der Kutscher hält.

„Ich gehe nur einen Augenblick in die Kirche," sagt sie und wankt unsicheren Schrittes, denn sie ist körperlich und geistig dem Erliegen nahe, hinein. Die alten Weiblein sehen sie feindselig an, als frügen sie: „Was willst denn du unter uns armen, häßlichen Weiblein, die sich mit ihren krummen Gliedern so früh aus den schweren Federbetten zu ihrem Heiland schleppen, weil sie nachher ihren kleinen Haushalt bestellen müssen und nicht weg können? Was kommst du, mit uns das bittere Brot der Armut zu teilen, das Brot der Armen im Geist, womit unser Heiland schon die Fünftausend speiste und noch Tausende und Abertausende mehr von Ewigkeit zu Ewigkeit? Was wird dich das Bröcklein frommen, das hier für die paar Bettelweiblein abfällt?"

Sie schämt sich, als sie in ihrer langen Sammtschleppe und ihrem kostbaren Pelzmantel an den zusammengekauerten, nach alten Strohsäcken und dumpfen Schlafkammern duftenden Gestalten vorbeischreitet und ihr die Frage aus den runzligen blöden Gesichtern unter wollenen Kapuzen und Hauben entgegentritt, als sei sie gekommen, um den Armen etwas wegzunehmen, sie, die Reiche! Sie ist schon bis zu

den vorderen leeren Bänken am Altar vorgegangen, wo sich die schüchternen Leutchen nicht hinzusetzen trauen, aber sie weiß nicht, warum — wie sie dort niederknien will, fällt es ihr plötzlich aufs Herz, sie könne den Leuten hinter ihr den Blick auf den Altar schmälern, ihnen etwas entziehen, worauf sie kein Recht habe, und sie kehrt um und geht zurück zur letzten Bank. — Dort, hinter einem zitternden, alten Mann im schäbigen Lodenkittel, der die steifen Kniee kaum mehr biegen kann und röchelnd und hustend vor sich hinlallt, und einer auszehrenden Frau, die den Rosenkranz zwischen hageren, krummen Fingern dreht, kniet sie nieder. Jetzt ist ihr wohler — sie fühlt es, sie hat hier kein Recht, hier ist sie die Letzte unter den Letzten!

Die Kirche ist noch dunkel, es ist noch nicht angezündet, denn der Mesner muß mit dem Licht sparen, — das weiß man alles. Der matte Schein, der herausfiel, kam von den Lichterstümpchen und Wachsstöcken, die die Leute mitbringen. Die kleben sie vor sich auf die Betstühle, um ihre Meß-büchlein dabei lesen zu können. Der Erste in der Bank muß ein Schwefelholz daran wenden, dann zünden die Anderen an seinem Licht die ihren an und sind froh, die Schwefelhölzer sparen zu können. Das ist so ein still-schweigendes Uebereinkommen, das jeder kennt. Hell blitzen da und dort die Lichtlein auf — dann und wann in einer noch dunkeln Gegend hört man das leise Knallen eines Streichhölzchens und gleich tritt aus zitternden Schatten wieder eine Säule, ein Heiligenbild hervor, bald schwächer, bald deutlicher, je nachdem das Licht auf und nieder zuckt, bis es recht brennt. Dann ist es hell im Schiff und wie

Rauchwolken vom Opferdampf zieht der Atem der Leute durch die kalte Kirche, über die Flämmchen hin. Nur der Hochaltar liegt noch im Dunkeln. Der Gräfin fällt der Strahl eines Wachsstockes aus der Bank vor ihr grell in die Augen. — Die Frau in dem dreieckigen Tüchlein mit den eingefallenen Schläfen und den knöchernen Händen schaut sich um und blickt ihr traurig, fast vorwurfsvoll ins Gesicht und auf den reichen Pelzmantel. Die Gräfin schämt sich, daß sie schön ist, sie schämt sich, daß sie einen Pelz trägt, während die Frau da vor ihr kaum die Schultern bedeckt hat. — Es schnürt ihr die Brust zusammen, sie möchte sich fast deshalb entschuldigen. Wäre sie jetzt auch arm — dann brauchte sie sich nicht zu schämen. — Sie zieht leise ihre Geldtasche heraus und drückt der Frau über die Bank hinüber den Inhalt davon in die Hand. Fast erschrocken fährt die Frau zurück, sie kann es nicht glauben, nicht begreifen, darf sie es wirklich nehmen, ist es wirklich ernst?

„Vergelt's Gott! I will für enk beta, tausend und hundertmal!“ flüstert sie leise und es ist ein großes, unausgesprochenes Etwas, das sich aus dem Dankesblick des armen Weibes über die Gräfin ergießt. Dann rutscht das Weib auf den Knieen zu ihrem Nachbar, dem hustenden, lallenden Mann hinüber und drückt ihm ein Goldstück in die Hand.

„Da habt's ös au ebbas! Oes seid's au arm und bedürfti.“

Dieser sieht die Frau, die er nicht kennt, nun auch an, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt: „Ja, was is dös?“ stammelt er mühsam.

„Die Dam' dahint' hat mir's geb'n!“ sagt das Weib und deutet mit dem Daumen zurück.

Der alte Mann nickt, so gut es geht mit dem schweren Kopf, der Gräfin zu, und es fällt der armen Frau nicht ein, daß er eigentlich ihr hätte danken müssen, da es ihr geschenkt war und sie es freiwillig mit ihm teilte.

Die Gräfin hat ein seltsames Gefühl der Beruhigung, als habe sie jetzt erst ein Recht hier zu sein, als habe sie sich mit dieser Gabe ihr Teil an dem „Brot der Armut“ erkauft! —

Endlich regt sich's am Hochaltar. Ein schlaftrunkener Chorbub schlurft daher, macht seinen Knix vor dem Allerheiligsten und zündet eine Altarkerze an, die nicht brennen will, weil er nicht wartet, bis das vor Kälte spröde Wachs schmilzt. Während er die zweite anzündet, löscht die erste aus und er muß von vorn anfangen. Lange wackelt der Stock mit dem Anzünder in den frostzitternden Händen des Buben hin und her. Endlich ist der Altar beleuchtet, der Bub knixt wieder und stapft die steinernen Stufen herunter in die Sakristei zurück. Das ist gemeine Prosa, aber die Andächtigen sehen es nicht. Sie kennen alle den mächtigen Feuerzauber, womit die katholische Kirche die Kerzen weiht und ihrem Lichte die Kraft gibt, die Fürsten der Finsternis zu vertreiben, und sie freuen sich der siegreichen Strahlen, vor denen die bösen Geister entfliehen, sie sehen ihre huschenden Schatten in wilder Hast durch die Kirche jagen und der Chorbub, der das Wunder mittelst seines Anzünders, halb im Schlaf, hervorbringt, verschwindet dabei. — Das Licht leuchtet, *habe es entzündet wer wolle!* Die armen,

dunkeln Seelen, die kein Schimmer irdischer Hoffnung erhellt, saugen seine tröstlichen Strahlen begierig ein und solange die geweihten Kerzen brennen, sind auch die Geister der Sorge, der Zwietracht, des Neides und wie sie alle heißen, die Dämonen der Armut gebannt! Und jetzt kommt der Geistliche im weißen Chorhemd, begleitet von zwei Ministranten. Totenstill ist es in der Kirche. Leise flüsternd, kaum hörbar, liest er den lateinischen Text, den niemand versteht, aber dessen Sinn jeder kennt, auch die Gräfin. —

Alles was den Anstoß zu einer selbständigen Seelenthätigkeit gibt, wirkt mehr, als was in einer fertigen Form empfangen wird. — Während des unverständlichen Gemurmels, gerade, hat die Seele der Gräfin Zeit, den ganzen gewaltigen Vorgang, den es andeutet, an sich vorüberziehen zu lassen, besser und lebhafter, als ein deutlicher, nüchtern theologischer Vortrag ihn zu schildern vermocht hätte. — Noch einmal durchlebt sie alle Schrecken und Schauer der Passionsgeschichte wie im Passionsspiel — nur diesmal unsichtbar, statt sichtbar, — unkörperlich, statt körperlich — „Noli me tangere!“

Der Priester bückt sich und küßt den Altar, es bedeutet den Kuß des Judas. „Du kannst diesen Mund küssen und du fällst nicht nieder und betest nicht an?“ Ruft es wieder wie vor neun Jahren im Herzen der Gräfin und eine namenlose Sehnsucht ergreift sie nach der göttlichen Berührung, die dem Verräter zu teil geworden — aber „Noli me tangere!“ tönt es der büßenden Magdalena entgegen. Vor ihr steht ein Altar und ein Priester, nicht Christus, noch Judas, und der Kuß, um den sie ihn beneidet, traf

ein weißes Linnen, nicht die Lippen des Heilands. Sie preßt die Hände aufs Herz und ein paar bittere Thränen ringen sich aus den gesenkten Wimpern hervor. Es geht ihr wie der blindgebornen Königstochter in Henrick Hertz' wunderbarer Dichtung, die, als sie plötzlich sehend wird, sich nicht mehr auskennt unter den Dingen, die sie sonst nur durch Berührung wahrgenommen, und die nun wähnt, alles verloren zu haben, was ihr lieb und vertraut, — weil ihr ein neuer Sinn aufgegangen, den sie noch nicht zu gebrauchen versteht — ein höherer als der der tastenden Fingerspitze! Da, in ihrer Angst wendet jene sich an den Unsichtbaren — und ihn allein erkennt sie wieder, er allein hat sich nicht verändert mit den Erscheinungen, weil er sich der Sehenden, wie der Blinden, nur im Innern offenbart.

So ergeht es der Gräfin. Die Welt, die sie mit Fingern greifen konnte, ist entschwunden und vor dem neu erschlossenen Sinn liegt ein unabsehbarer Raum voll fremder Gestalten, die alle so unerreichbar fern; nur einer bleibt sich immer gleich: der Gott, den sie nie gesehen. Und jetzt, wo ihr alles verwandelt und ferngerückt ist, was ihr einst nahe war, wo ihr alles in einem andern fremden Licht erscheint, jetzt ist er es, zu dem das blindgewohnte Herz den Weg sucht und findet.

Der Priester ist ganz in sein Meßbuch vertieft. Was er alles sieht, die Andern fühlen es in geheimnisvollen Schauern. Es ist, wie wenn einer durch ein Fernglas in fremde Welten schaut, während die, welche nicht mit hineinschauen dürfen, daneben stehen und sich ausmalen, was jener

sieht. Und der Gedanke ergreift sie mit neidloser Ehrfurcht, daß dem da neben ihnen die Weltgestirne so nahe vor Augen gerückt sind, daß er Macht hat, ihre ewigen Geheimnisse auszuspähen, und ihnen sagen kann, wie es dort oben ist. „Was sieht er jetzt?" fragt jeder, der einen andern am Teleskop erblickt und das geistige Auge stellt sich das ihm Verborgene vielleicht noch schöner vor als es sich dem Sehenden zeigt. Dann sagt jener einmal ein Wort, das Zeugnis gibt von dem, was er geschaut, und daran knüpft die Phantasie an, bis sie selbst die Sterne zu sich herabzieht.

Leise tönt vom Munde des Priesters das Sursum corda! Und siehe, da löst er sich los aus der Reihe der himmlischen Gestirne, der Stern der Welt, und senkt sich herab auch für die, welche unbewaffneten Auges sind, zum Rande des erhobenen Kelchs, die Kirche mit seinem Glanz erfüllend, — die Glocke ertönt. — „Christus ist da!" Wie geblendet wirft sich die Gemeinde auf ihr Angesicht nieder und schlägt sich dreimal an die Brust vor dem Ungeheuern, daß der Himmel selbst zu ihnen den Unwürdigen herabgestiegen! Draußen läutet's die Wandlung und drinnen ist lautlose Stille, — indes das Rätselhafte geschieht, daß die Gottheit eingeht zum Mund eines Menschen, wie sie sich hingab zum Brot des Lebens für die Menschheit. Es ist geschehen, der Priester hat ihn empfangen, den Leib des Herrn, und die Gemeinde im Anschauen mitgenießend, die göttliche Speise geteilt. Neu gestärkt erheben sie sich, als das Glockenzeichen verkündet, es sei geschehen, getrost an ihr Tagewerk zu gehen.

Das ist das Brot der Armen und Einfältigen, von dessen Brosamen die Gräfin Wildenau heute verstohlen, und, sich vor sich selbst schämend, nascht!

Die Messe ist beendet, der Priester gibt den Segen und geht in die Sakristei zurück. Die Leute blasen ihre Wachsstöcke aus — Wolken von Lichterdampf durchziehen die Kirche, es ist wie an Weihnachten, wenn die Kinder zu Bett sind und der Baum ausgelöscht wird — aber in den Herzen ist noch volle Christfreude. Die Gräfin weiß nicht, wie ihr das einfällt, auf einmal denkt sie daran, daß Weihnachten vor der Thür und daß sie nun keinem Kinde mehr zu bescheren habe. Sie hat es zwar im Lauf der Jahre nie selbst gethan, sondern immer durch Josepha besorgen lassen, aber dies Jahr, meint sie, möchte sie es thun und nun ist es zu spät! Sie weiß nicht wie ihr ist — sie sieht auf einmal ein paar Kinderaugen selig verklärt in einen Lichterbaum hineinstarren und unter diesem eine Krippe, und dieselben Augen strahlen daraus zurück. Die ganze Welt, Himmel und Erde glitzert von leuchtenden Kinderaugen, aber die schönsten von allen, die ihres eigenen Kindes, haben sich geschlossen, — ihr lächelt kein Dankesblick mehr in der allgemeinen Freude, für sie ist kein Weihnachten, denn es ist der Tag der Mütter und sie *war* keine! „Kind in der Krippe, neige dich herab zu der Sünderin, die zu deinen Füßen versäumte Liebe beweint!“ Und sie sinkt nieder auf den Betstuhl und schluchzt bitterlich.

Es ist still und dunkel. Die Leute haben sich verlaufen, die Altarkerzen sind schleunigst ausgelöscht worden, — die ewige Lampe wirft trübrote Strahlen auf den Hoch-

altar, durch die zugefrornen Kirchenfenster dämmert der Morgen herein. — Alles still — nur in der Ferne krähen die Hähne. Da steht es wieder vor ihr, wie sie an jenem Abend, wo ihr Vater kam, mit Freyer in der Kirche war und vor der Pieta kniete, bis der Hahnenschrei sie mahnte, wie leicht es sei, Lieb und Treue zu verraten. Und sie erhebt sich mühsam von den Knieen, schleppt sich zu einer Pieta an einem Seitenaltar und drückt ihre Lippen auf die Wundenmale des göttlichen Leibes. Und sie schaut ihn an, ob er die Augen nicht wieder öffne, aber er bleibt starr und tot, kein Echo antwortet diesmal dem stummen Flehen der warmen Lippen. Für sie geschehen keine Wunder mehr, die Hand, die sie führte, hat sich von ihr abgezogen, und wie der Aermsten und Vergessensten eine muß sie sich mühsam weiter tasten auf dem dürren Pfad der Tradition; — es ist gerecht, sie hat es nicht besser verdient, und die große Erkenntnis, die ihr heute geworden, ist die, daß auch dieser Pfad zu Gott führt.

So, in Betrachtung versunken, erschreckt sie plötzlich eine Stimme, daß sie fast umsinkt: „Ja was ist denn das? Gräfin — Sie hier in der Frühmesse und mit Hofschleppe! Wollen Sie Romane schreiben — oder erleben? Ich habe diese Frage schon öfter an Sie gerichtet, aber noch nie so berechtigt wie heute!“ Der Prinz steht vor ihr. Sie hätte fast aufgeschrieen vor Freude. „Prinz — mein Prinz!“

„Leider kein Prinz mehr, sondern Herzog von Metten-Barnheim, als welcher ich mich Ihnen erneut zu Füßen lege und um Ihr fortdauerndes Wohlwollen bitte!“ sagt der Prinz mit Laune. Er zieht sie von den Knieen auf

und führt sie hinaus in die kleine Vorhalle der Kirche. „Mein gnädiger Herr Vater,“ fährt der Prinz fort, „fühlt sich in Cannes so wohl, daß er seine alten Tage dort in Ruhe verleben will und mich telegraphisch berief, um die Abdikationsurkunde zu unterzeichnen und meinen jugendkräftigen Schultern die Last der Regierung aufzubürden. Ich komme soeben von der Bahn und sehe im Vorbeifahren Ihren Wagen vor diesem dürftigen Tempel warten. Ich lasse halten und erfrage von dem halberstarrten Kutscher mühsam den Aufenthaltsort, wo seine Gebieterin sich für die Langweile einer Hofsoiree entschädigt!! Wahrlich, ein Stück Romantik: Eine schöne Frau in Hoftoilette, morgens 6 Uhr weinend und büßend, unter Bettlern und Krüppeln in einer Vorstadtkirche! Ein fluchender Kutscher und zwei von Kälte steife Rappen draußen, endlich ein getreuer Ritter, der gerade noch zu rechter Zeit kommt, um einen moralischen Selbstmord zu verhindern und ein paar kostbare Pferde zu retten — — was kann man in unserer Zeit an Romantik mehr verlangen?“

„Prinz — pardon, Herzog, Sie thun mir weh mit Ihrem Spott!“

„Ja, das glaub' ich, denn Sie sind viel zu übernächtig, um noch Humor zu verstehen. — Kommen Sie, ich führe Sie zum Wagen. So, stützen Sie sich auf mich, Sie sind krank, ma chère Madeleine, so kann's mit Ihnen nicht fortgehen. Was — auch noch Weihwasser, in das Gott weiß wer die Finger getaucht? — Na, dem Reinen ist Alles rein! — Zum Glück — das bedenkliche Naß ist gefroren!“ —

So plaudernd führt er sie hinaus ins Freie. Ein

schneidender Morgenwind fegt vom Gebirg her durch die Straßen und peitscht der Gräfin das verweinte Gesicht. Sie birgt es unwillkürlich an der Brust des Herzogs. Dieser legt sanft den Arm um sie und hebt sie in den Wagen. Sein eigener Kutscher hält unweit davon, aber der Herzog blickt sie flehentlich an: „Darf ich mitfahren? Ich kann Sie unmöglich sich selbst überlassen in diesem Zustand."

Die Gräfin nickt bejahend. Er winkt seinem Lakaien, nach Hause zu fahren und steigt zur Gräfin ein: „Nun sagen Sie mir vor allen Dingen, Madeleine," plaudert er, ihre kalten Hände in den seinen wärmend: „Sind Sie schon eine Heilige — oder wollen Sie's erst werden? Woher datiert denn dieser neueste Sport meiner angebeteten Freundin?"

„Keine Heilige, mein Herzog — weder jetzt noch einst, nur ein tief gedemütigtes, zerknirschtes Herz, das aus dieser Welt fliehen möchte!"

„Aber ich bitte Sie, ist denn diese Erde gar so unleidlich, daß man es schon mit dem Himmel versuchen muß, solange es noch Menschen gibt, über die man unter allen Umständen verfügen kann?"

„Ja!" sagt die Gräfin bitter, aber die Süßigkeit wahrer zärtlichster Empfindung, die durch den Humor des Freundes spricht, dringt ihr belebend und stärkend zu Kopf und Herzen. In seiner Nähe ist es, als gäbe es keinen Schmerz und kein Unglück auf Erden, als müßten alle düstern Geister vor seiner kühlen Klarheit entfliehen. Er wirkt mit seiner scheinbaren Kälte, wie frappierter Champagner, der eiskalt getrunken, doch im Innern warm nachwirkt. —

„O Gott sei Dank, daß Sie da sind, — ich habe Sie schwer vermißt!“ sagt sie aus tiefster Seele heraus. „O mein Freund — was soll das werden — ich bin haltlos ohne Sie!“

„Desto besser für mich, wenn ich Ihnen unentbehrlich bin — Sie wissen, das ist das Ziel meiner Wünsche! — Aber liebste Freundin, — Sie leiden und ich kann Ihnen nicht helfen, weil ich das Uebel nicht kenne! — Was nützt Sie ein Arzt, der nur die Symptome, nicht aber die Krankheit heilt? Dazu pfuschen Sie noch auf eigene Faust an sich herum und das ist bekanntlich das Schlimmste, was Kranke thun können. Auszehrende gebrauchen Hungerkuren, Anämische lassen sich zur Ader: So, meine liebe Madeleine, meine ich, machen auch Sie's: Abtötung, während die Lebenskraft am Erlöschen ist, moralische Blutentziehung, während das Herz Nahrung und Wärme braucht. Was ist das für eine Kur, nächtelang auf sein und sich in der Frühe bei 20 Grad Kälte in ungeheizten Kirchen herumtreiben? Ich würde Ihnen raten, ein Buch über Nervenphysiologie herauszugeben! Sie sind ja wie der Mann im Märchen, der das Gruseln lernen wollte!“ Ein unwillkürliches Lächeln umspielt den Mund der Gräfin.

„Herzog — Ihr Humor fängt an zu siegen. Sie haben wohl recht in vielem, aber Sie wissen nicht, wie es in mir aussieht. Mein Leben ist zerstört, die Axt ist an die Wurzel gelegt, Glück, Ehre — alles verloren!“

„Ums Himmels willen, was ist denn geschehen, das Sie so fassungslos macht?“ frägt der Herzog noch immer in bester Laune.

Sie kann ihm die Wahrheit nicht sagen und nimmt ihre Hoferlebnisse zum Vorwand. In kurzen Worten berichtet sie von der Ungnade der Königin, der Schadenfreude ihrer Feinde in der Hofgesellschaft, ihrer gefährdeten Stellung.

„Und das nehmen Sie so tragisch?“ Der Prinz lacht laut auf: „Verzeihen Sie, chère amie — aber da muß man ja lachen! Eine Frau wie Sie und desperat weil ein paar alte, steife Hofschranzen Sie schief ansehen und die Königin Sie nicht versteht, was bei Naturen wie Sie beide eigentlich vorauszusehen war. Es ist ja geradezu komisch! Der ganze Fehler trifft mich, — ich hätte das bedenken sollen — ich traute Ihnen aber mehr weibliche Schlauheit und Diplomatie zu. Daß Sie es verschmähten, die kleinen Künste anzuwenden, wodurch man sich bei Hofe zur Persona grata macht, gereicht Ihnen nur zur Ehre und wenn ein paar Laffen sich einen unverschämten Ton gegen Sie erlauben, so gibt man ihnen eine Lektion, an der sie erkennen, daß Ihre Ehre die meine ist! — Nein, statt daß es Sie amüsieren sollte, sich eine Weile tot zu stellen und zu sehen, wie die Mäuse alle herankommen und Sie umtanzen, um dann auseinanderzustieben, wenn die Löwin wieder erwacht, — sprechen Sie von zerstörtem Glück und Wurzeln, an welche die Axt gelegt? — O Frauen — Frauen! Um ein Spielzeug könnt ihr verzweifeln. Denn etwas anderes, als eine Spielerei konnte doch diese Hofstellung Ihnen nie sein!“

„Aber so mit Schimpf und Schande abziehen — würden Sie das ertragen, — wenn es Ihnen geschähe? Soll

eine Frau nicht ebenso empfindlich sein im Punkte der Ehre wie ein Mann?"

„Ich finde nicht, daß Ihre Ehre darunter leidet, wenn Ihnen die Abhängigkeit des Hoflebens nicht zusagt! Daß Sie sich mit der Königin nicht verstehen? Mein Gott, man ist sich ja im Leben auch unter sich nicht immer sympathisch und meidet sich ohne Bedauern; wird es denn nur dadurch so verhängnisvoll, daß der eine Teil von Ihnen beiden eine Krone trägt? Dann bitte ich Sie zu bedenken, daß über Ihrem eigenen Haupte auch eine Krone schwebt, bereit sich jeden Augenblick darauf niederzulassen, wenn dieses Haupt sich ihr bequemen will, und daß Sie mit der Königin dann auf „chère cousine" stehen! Vergessen Sie denn ganz, wer Sie sind? Sie, eine Prinzessin von Prankenberg, eine reichsunmittelbare Gräfin Wildenau, flüchten sich vor einem ungnädigen Blick Ihrer Majestät und deren Hofstaat, wie ein bestraftes Kind ins Winkelchen einer Kirche?" Er schüttelt den Kopf. „Da muß etwas anderes dahinter stecken! — Was ist es, — das Ihnen so den Boden unter den Füßen weggezogen? Ich werde es wohl nie erfahren — aber Sie können mich auch nicht darüber täuschen, daß es ist!"

Die Gräfin fühlt sich bei diesen Worten sehr betroffen und beklommen. Sie versucht ein anderes einleuchtendes Motiv für ihre Stimmung anzugeben und sie verfällt wie alle Naturen, deren Element die Lüge nicht ist, gerade auf das, was sie verrät: „Meine Vettern Wildenau ängstigen mich — denn die lauern nur auf den Moment, wo sie mich ungestraft kompromittieren können, und wenn die

Königin mich fallen läßt, haben sie keine Rücksicht mehr zu nehmen!“

Der Herzog zieht die Brauen zusammen: „Hört, hört,“ — sagt er leise mit angehaltenem Atem: „Was fürchten Sie denn von den Wildenaus, inwiefern können diese Sie kompromittieren?“

Die Gräfin schweigt erschrocken, sie sieht, daß sie sich verraten hat.

„Madeleine,“ — der Prinz spricht es ruhig und bestimmt — „nun muß es einmal klar zwischen uns werden: Was hatte das damals für ein Bewandtnis mit Wildenau und jenem geheimnisvollen Knaben? Ich muß das endlich wissen, denn ich sehe, daß Ihnen von dort die Gefahr droht, die Sie fürchten und ich muß Sie kennen, um sie abzuwenden, — Sie haben es eben wieder gehört, daß Ihre Ehre die meine ist!“ Es ist etwas Strenges in seinem Ton, aber die Strenge eines eisernen Willens, dies schwache, schwankende Weib von nun an in seine Obhut zu nehmen.

„Das Kind —“ stammelt sie am ganzen Leibe zitternd: „Ach, nein — von dorther ist nichts mehr zu fürchten, — das ist tot!“

„Tot?“ fragt der Herzog leise: „Seit wann?“

„Seit gestern!“ — Und das zitternde Weib sinkt in unaufhaltsamem Schluchzen an seine Brust.

Ein langes Schweigen.

Der Herzog legt sanft den Arm um sie und läßt sie sich ausweinen. „Arme Madeleine — jetzt verstehe ich alles!“ — Es ist ein unnennbares Gefühl, was die Beiden in diesem Augenblick erfüllt. — Der Herzog sitzt ruhig

neben ihr und hält ihr Haupt, aber ihr Ohr hört den gespannten Herzschlag in seiner Brust, wie er ist, wenn alles Blut in die Herzkammern zurückweicht und sich darin staut bis zum Zerspringen! Kein Wort wird mehr zwischen ihnen gewechselt.

Der Wagen rollt in die Einfahrt des Palais Wildenau. Da fassen ihre kleinen kalten Hände bittend die seinen:

„Verlassen Sie mich nicht!“ flüstert sie noch schnell.

„Jetzt weniger denn je!“ antwortet er ernst und bestimmt.

„Erlaucht ist unwohl!“ sagt er zu den herbeieilenden Dienern und führt die Wankende die Treppe hinan. Sie treten in das Boudoir. Dort nimmt er ihr selbst den Mantel ab. Ein seltsamer Eindruck, — die brillantengeschmückte, stolze Gestalt in Abendtoilette, mit dem schneeweißen Nacken, im Licht des anbrechenden Tages — wie ein schöner Nachtgeist, den seine vor den ersten Sonnenstrahlen flüchtenden Genossen zurückgelassen und der nun heimatlos und erschrocken mitten in dem grellen Tageslicht steht, vergebens bemüht, sich im Dunkeln zu bergen. — „Armer verirrter Geist, wo ist die Heimat, die du mit deinen verweinten Augen suchst?“ sagt der Prinz hingerissen von Mitleid und Rührung, als er das vergrämte Gesicht sieht. „Ja, Madeleine, Sie sind so zu schön für das Tageslicht. Diese Formen gehören unter den dämpfenden Schleier des Abends — in die magische Beleuchtung des Salons! Bei Tage, hat man das Gefühl, als stehle man der Nacht eine Elfe, die durch das Morgenlicht ihrer Flügel beraubt, bei dem gemeinen Sterblichen bleiben muß.“ Und

er breitet die Arme aus und nähert sich ihr in überströmender Empfindung. Ein seltsamer Widerstreit wogt in ihrer Brust. Sie hat sich nach ihm gesehnt, wie nach der Kultur, die sie verachtet hatte, — sie fühlt, daß sie ohne ihn nicht leben kann, daß sie ohne ihn die Geister nicht bannen kann, die sie sich zum Verderben beschworen, ihr Ohr lauscht mit Entzücken dem Ausdruck der Liebe in einer gebildeten Sprache, aber, als der ersehnte Freund sich ihr nahen will, sie mit irdischem Wunsch zu umfangen, — da ist es, als habe jenes unnahbare Etwas, das ihr zurief „Noli me tangere!“ seit heute früh, wo sie unter Bettlern gekniet, seinen Thron in ihr aufgeschlagen und riefe, ihr selbst zum Trotz, in seiner ernsten Hoheit, aus ihr heraus, das „Noli me tangere“ einem Andern zu!

Und er hat es verstanden, auch ohne Worte, er achtet seine stumme Weisung und tritt ehrfurchtsvoll einen Schritt zurück.

„Wollen Sie sich umkleiden, Sie sind zum Tod erschöpft. Ist es Ihnen ein Trost, wenn ich dableibe, so warte ich hier, bis Sie sich erholt haben, nachher bitte ich, mit Ihnen frühstücken zu dürfen,“ sagt er in seiner gewohnten Ruhe.

„Ja, ich danke Ihnen!“ spricht sie — in doppeltem Sinn und verläßt das Zimmer mit einer würdevollen Haltung, wie sie der Herzog noch nie an ihr gesehen, als habe sie einen unsichtbaren Begleiter, auf den sie so stolz sei! —

Siebentes Kapitel.

Rettungsversuche.

Die Gräfin bleibt lange aus.

Der Herzog sitzt währenddessen am Fenster des Boudoirs und blickt hinaus in den frostigen Wintermorgen, aber er sieht nicht, was draußen vorgeht. Vor ihm liegt ein zertrümmertes Glück, ein zerstörtes Schicksal! Das erstere das seine, das letztere das ihre. „Es gibt doch nichts schwächeres, als das Weib — auch das stärkste!“ denkt er, schmerzlich das Haupt schüttelnd. Sollte man den Herrgottsspieler, der sich seine Maske zu nutze machte, um in den Burgfrieden unserer Kreise einzubrechen und zu stehlen, was ihm nicht gehört, — sollte man ihn nicht unschädlich machen? — Pah, was kann schließlich der arme Teufel dafür, daß ein excentrisches Weib aus Langeweile — ach, man darf nicht daran denken! — Aber — was nun? Soll ich einem insipiden Vorurteil dies herrliche Weib opfern, weil sie einem frommen Kinderwahn sich selbst und alles hingab? — Unbesonnenes, wahnsinniges und doch so großes, liebenswertes Geschöpf, sollst du den Fehler einer kurzen Täuschung mit einem zerstörten Leben büßen? Wo ist der, der rein genug wäre, dich verdammen zu dürfen, weil du, wenn du gibst — ganz — königlich gibst und in deinem stolzen Selbstvergessen das, was andere mit Fürstenkronen aufwiegen würden, dem Bettler in den Schoß wirfst, der dir dafür nichts bieten kann, nicht einmal das Verständnis deines Werts — denn dazu ist er zu ungebildet!

Herr Gott, — ein solches Weib — an einen solchen Menschen weggeworfen! Und ich sollte sie nicht retten? Ich sollte sie engherzig verlassen — ich, der Einzige, der ihr verzeihen kann, weil ich der einzige bin, der sie begreift —? Nein! Es wäre gegen alle Logik des Schicksals und der Vernunft, wenn eine solche Existenz an diesem religiösen Humbug zu Grunde gehen sollte. — Wofür wäre ich ein Mann, ein denkender Mensch, wenn ich derartige Ungereimtheiten geschehen ließe, nachdem es in meine Hand gegeben, sie zu inhibieren? Wozu hätte ich denn den kalten Kopf, wenn ich jetzt die Fassung verlöre? Allons donc! Dem Schicksal und jedem Vorurteil zum Trotz! Ich nehme sie in den Arm und die göttliche Farce soll zu Schanden werden!"

So philosophiert der Herzog. Aber seine bleichen Züge und sein freudloser Ausdruck verrät, was er sich selbst nicht gesteht: daß sein Glück zertrümmert ist. Er hebt die Trümmer auf und versucht sie zusammenzufügen, — aber mit jener geheimen Trauer, mit der wir ein geliebtes Wesen, das sich auf einem gefährlichen Pfade nicht aufhalten ließ und gestürzt ist, mit zerschmetterten Gliedern nach Hause tragen, wissend, wenn es auch zu heilen ist, — es wird doch nicht mehr, was es einst war! —

„So ernst, mein Herzog?" fragt eine Stimme, die ihm das Blut zum Herzen treibt. Die Gräfin ist auf dem weichen Teppich des Boudoirs unhörbar hereingekommen.

Er springt auf: „Madeleine, — meine arme Madeleine! Ich beschäftigte mich mit Ihnen und Ihrem Schicksal."

„Ich habe eine Sünde an Ihrem Humor begangen!" sagt sie mit reuig gefalteten Händen. —

„O nein!" er zieht die kleinen Hände zu sich herab und küßt sie mit trübem Lächeln.

„Mein Humor kann etwas aushalten, — aber der vorlaute Bursche muß mitunter auch schweigen können, wenn es sich um ernste Erwägungen handelt."

„Sie sind zu edel, um mich fühlen zu lassen, daß Sie leiden. Und doch sehe ich es — Sie wären nicht der, welcher Sie sind, wenn Sie heute nicht litten."

Der Herzog beißt sich auf die Lippen, es ist, als kämpfe er eine Thräne hinunter: „Bah — werden wir nicht sentimental! Sie haben heute schon genug geweint. Die Welt darf keine Thränenfurchen in Ihrem Gesicht sehen. Gönnen Sie mir eine Tasse Kaffee — ich gehöre nicht zu den Auserwählten, die ein Gemütsaffekt über alle Bedürfnisse ihrer sterblichen Hülle hinaushebt." —

Die Gräfin klingelt um das Frühstück.

Der Kammerdiener bringt das Befohlene ins Boudoir, da der Speisesaal noch nicht geheizt ist. In der Kaminecke neben dem lustig prasselnden Feuer dampft in silberner Maschine, über der Spiritusflamme der Kaffee und erfüllt das trauliche Gemach mit seinem Aroma und seinem leisen Summen.

„Sehen Sie, wie gemütlich!" sagt der Herzog und wirft sich neben der ernsten Hausfrau in den Fauteuil.

„Ich serviere selbst," sagt sie dem Kammerdiener, der sich sogleich zurückzieht. Sie ist ganz einfach in Schwarz gekleidet, ohne jeden Schmuck. Das Haar schlicht im Nacken in einen Knoten gebunden.

„Welch ein Kontrast!“ lächelt der Herzog — „nur Sie sind solcher Metamorphosen fähig. Noch vor einer halben Stunde in Hofschleppe, diamantenbesät, mit zerrissenem Herzen, — die beim Beten in der Kirche gerungenen Hände halb erstarrt, jetzt eine kleine bürgerliche Hausfrau, die an der brodelnden Kaffeemaschine im trauten Stübchen friedlich ihres Amtes waltet, und mit gespannter Aufmerksamkeit des Momentes lauscht, wo das Wasser kocht, als gebe es auf Erden keine wichtigere Aufgabe, als die, einen guten Kaffee zu brauen!“

Ein falber Schimmer von Heiterkeit gleitet über das Gesicht der Gräfin — sie hätte fast den wichtigen Zeitpunkt, von dem der Herzog spricht, verpaßt. Jetzt gießt sie den Kaffee auf, löscht die Spiritusflamme und reicht dem Herzog eine Tasse des dampfenden Getränks.

„Merci mille fois! Ach — da muß ja auch ein toter Humor wieder lebendig werden. Welche Behaglichkeit! Nun denn, genießen wir eine Stunde harmlosen, echt bürgerlichen Glücks. Ach — wie haben es die Leute so gut, die täglich so leben. Ich wäre wirklich ganz der Mensch danach, ein solches Glück zu goutieren!“ Sein Blick fliegt rasch über die leere Tasse der Gräfin hin: „Aha, das dachte ich mir! Ein großer Schmerz muß natürlich dadurch gefeiert werden, daß man sich auch körperlich kasteit, damit man ihm sicher erliegt! Voyons, da muß der Gast der Wirtin die Honneurs machen!“ Er bemächtigt sich der Kaffeemaschine und bedient die Gräfin. „So, das wird ma chère Madeleine trinken und dies Biskuit wird hineingetaucht! Ja! — Das wird genossen! Das kann man

leisten, auch wenn man keinen Appetit hat. — Wer wird denn sein Herz und seinen Magen so identifizieren. Allons donc!“

Und die Gräfin muß gehorchen, wie sie auch beteuert, — es ginge nicht, denn sie sieht, daß der Herzog nur nach Frühstück verlangte, um sie zum Essen zu zwingen. —

„So! Nun geht es ja. Sehen Sie, man kann auch gefühlvoll essen! Ich genieße diesen Kaffee, den Ihre lieben Hände mir zubereitet, mit einer Art von Rührung. Wenn Sie es nun Ihrerseits mit der Portion, die Ihnen meine Sorge kredenzt, auch so machen wollten, was wäre das für ein gefühlvolles Frühstück!“ Und wieder bricht ein Strahl des alten siegreichen Humors aus den Augen des Herzogs.

„O Gott, ich wußt es ja, nur bei Ihnen ist Friede und Heiterkeit!“ sagt die Gräfin allmählich auflebend.

„Tant mieux, wenn Sie das finden und den Epikuräer in Ihrer jetzigen Stimmung um sich dulden mögen.“ Der Herzog zündet sich eine Cigarrette an und lehnt sich gesättigt und behaglich in seinen Stuhl zurück.

Die Gräfin läßt abservieren, dann setzt sie sich ihm gegenüber auf einen Kaminschemel, die Hände im Schoß gefaltet mit ihrer reizenden Büßermiene, die aber diesmal wirklich der Ausdruck der Unterordnung des hilflosen Wesens gegenüber dem überlegenen Freund und Beschützer ist.

„Die Hauptsache wird nun die sein, wenn ich mir erlauben darf, von solchen Dingen zu sprechen, ma chère Madeleine, Sie von dem Urheber allen Uebels — ich brauche ihn nicht zu nennen, — loszubekommen. Ich weiß natürlich nicht, wie leicht oder wie schwer das sein wird,

weil ich nicht weiß, wie tief Sie in dies Verhältnis verstrickt sind und leider fehlen mir die Christuslocken, um mit Erfolg den ‚Guten Hirten‘ spielen zu können, der das verfangene Lamm aus dem Dorngestrüpp befreit!“

„Als ob es darauf ankäme!“ wirft die Gräfin ein.

„Etwa nicht? O Frauen, Frauen! Was thun ein paar schwarze Locken nicht? Von solchen Kleinigkeiten hängen bei euch ganze Lebensschicksale ab. Denken Sie sich, bitte, einmal jenen Ammergauer Christus mit kurzgeschorenen Haaren und einem struppigen roten Bart! Würde Ihnen diese Maske zu der Illusion gepaßt haben, der Sie Ihr ganzes Selbst geopfert? Schwerlich!“

Die Gräfin schweigt, betroffen von der unbarmherzigen Wahrheit, aber endlich glaubt sie sich doch verteidigen zu müssen. „Und den religiösen Eindruck, die Erhebung, die Begeisterung — ja die Offenbarungen des Passionsspieles — schätzen Sie diese für nichts?“

„Gewiß nicht! Ich habe sie ja selbst empfunden, aber — glauben Sie mir, — Sie hätten sie nicht auf die Person übertragen, wenn der Darsteller des Christus eine Perücke getragen hätte und am anderen Tag mit einem Kopf voll kurzer, roter Borsten bei Ihnen erschienen wäre!“

Die Gräfin macht eine Bewegung des Abscheues.

„Ja nun, da haben Sie wieder den Realisten. Sie mögen sagen, was Sie wollen, ein paar Strähnen schwarzer Haare sind die Schlinge, in der sich die kluge, stolze Gräfin Wildenau gefangen hat!“ —

„Wohl, Sie haben recht, das größte Bild besteht aus Einzelheiten und kann durch eine Einzelheit verdorben werden.

Ich will es Ihnen zugeben — ja! Die Uebereinstimmung der ganzen Person mit der Christustradition, bis auf das Geringfügigste, hat mich berückt und hätten die Locken gefehlt, so wäre der Eindruck nicht vollständig gewesen. — Aber wie sehr ich mich auch in dem Bilde getäuscht habe, so tief kann ich mich und ihn nicht sinken lassen in Ihrer Meinung, daß es nichts, als eine bestrickende Aeußerlichkeit gewesen wäre, die das Verhängnis herbeiführte! Hätte nicht auch sein inneres Sein die Christusillusion vervollständigt, — es wäre nie so weit gekommen!"

„Ja, ja — ich kann mir denken, wie es kam. Sie haben ihm die Rolle souffliert und er hatte Geschick genug, sie auf den Souffleur zu spielen, wie man es in der Bühnensprache nennt!"

„‚Geschick' ist da nicht das rechte Wort, es ist eben über ihn gekommen wie über mich auch."

„Hm! Er wäre wohl keinesfalls so thöricht gewesen, eine solche Chance auszuschlagen. Eine so schöne, so reiche Frau — wie Sie —."

„Nein, nein, sprechen Sie nicht so von ihm, das kann ich nicht auf ihm ruhen lassen. Gemein ist er nicht — das nicht! Er ist unbildsam, bäuerisch beschränkt, empfindlich und launisch, ein unglückseliges Temperament, mit dem nicht zu leben ist, — aber ich kenne keinen Menschen auf Erden, dem alles Gemeine so fern liegt, wie ihm."

Der Prinz sieht sie bewundernd an. Die Thränen stehen ihr in den Augen: „Ich leugne es nicht, daß ich mich bitter getäuscht in ihm, — aber wenn ich ihn auch nicht mehr liebe, darf ich ihn doch nicht beschimpfen lassen.

Er hat mich geliebt und sein armes Sein hingegeben für das meine, — daß der Einsatz den Preis nicht aufwog, dafür kann er nicht und ich darf ihn dafür nicht verantwortlich machen!“

Der Herzog wird tief nachdenklich. Die Gräfin schweigt, sie hat die Hände über dem Knie verschlungen und blickt schmerzlich ergriffen vor sich hin.

„Sie sind ein großes Weib, Madeleine!“ sagt der Herzog leise: „Ich stellte Sie stets hoch — aber nie höher, als in diesem Augenblick! — Ich werde Ihr Gefühl nie wieder verletzen. Aber wie achtungswert auch Freyer sein mag und wie tief ich den Unglücklichen auch beklage — Sie gehen mir doch vor — und Sie können und dürfen in diesem Mißverhältnis nicht fortleben! — In der ganzen Weltordnung muß die niedere Existenz der höheren weichen. Sie sind die höhere Existenz — darum muß Freyer geopfert werden! Sie sind ja Philosophin — ziehen Sie doch die Konsequenzen Ihrer Weltanschauung, seien Sie stark und entschließen Sie sich, das Unvermeidliche rasch zu thun. Sie sagen selbst, Sie lieben ihn nicht mehr, — ob Sie ihn überhaupt je geliebt haben, wage ich nicht zu entscheiden! Jedenfalls muß er, wenn er so ist, wie Sie ihn schildern, das empfinden, und — ich glaube, daß auch er nicht zu beneiden ist. Was ist das für eine Gnadenfrist, die Sie dem Unglücklichen unter dem Henkerschwert gönnen? Verzeihen Sie, aber ich möchte das Tierquälerei nennen! Sie heucheln ihm aus Mitleid Empfindungen, die Sie nicht mehr für ihn haben, und er fühlt die Lüge. Er wird also beständig zwischen den extremsten Stimmungen hin und her

geschleudert, zwischen Furcht und Hoffnung — in den qualvollsten Zweifeln. So lassen Sie das Opfer leben, was Sie töten wollen, um es langsam zu würgen. Sie haben Mitleid mit ihm, — und sind aus Mitleid grausam!"

Die Gräfin sieht erschrocken zu ihm auf: „Sie sind fürchterlich wahr!"

„Ich muß sagen," fährt der Herzog in seiner gewohnten Art fort, „mir thut auch der Mann leid! Ich finde, daß es Ihre Pflicht ist, ein Ende zu machen. — Wenn er ein tüchtiger, innerlich gesunder Charakter ist, wird er den Schlag verwinden und sich sein Leben neu aufbauen. Solch ein Zustand der Ungewißheit aber kann die stärkste Natur entnerven. Dieses Katz- und Mausspielen ist Ihrer unwürdig! — Sie haben es mit mir schon vor zehn Jahren in einer weniger empfindlichen Weise versucht, — ich war, als ein Kenner der Frauen, dem Spiele gewachsen, da schadete es nichts und ich konnte Ihnen den kleinen graziösen Sport wohl gönnen, anders ist es mit Freyer: Solch ein Naturmensch, der sein ganzes Leben an eine Empfindung setzt, nimmt die Sache tragischer und die Katastrophe ist unvermeidlich. Muß man aber die Romantik bis zur Tragödie treiben!? Sorgen Sie also beizeiten dafür, beste Freundin, daß diese Episode auch auf die Bedeutung einer solchen beschränkt bleibe. — Denn mehr ist sie nicht wert. Sie ist Ihnen ohnehin schon teuer genug zu stehen gekommen, — hat Ihnen unverlöschliche Spuren in die Seele geprägt, — eine Frucht getragen, die Sie mit Schmerzen gezeitigt und mit Schmerzen wieder begraben haben, weil das Schicksal selbst, wenn auch mit harter Hand, die Folgen

Ihrer Verirrung tilgen wollte. Beachten Sie diesen Wink, um Ihret= und seinetwillen! Ich spreche auch für ihn. Es liegt mir nicht nur daran, Sie zu gewinnen, es liegt mir auch daran, daß ich die Frau, die ich gewann, ihrer selbst und der hohen Meinung, die ich von ihr hege, würdig sehe.“

Eine furchtbare Erregung malt sich in den Zügen der Gräfin. Was soll sie thun? Soll sie dem edeln Manne alles sagen — soll sie gestehen, daß sie verheiratet ist? In der Stunde, wo er das erfährt, wird er sie verlassen! Soll sie auch ihn, ihren letzten Halt und Trost, noch verscherzen? Nein, sie wagt es nicht. An ihn klammert sich die Versinkende — sie weiß nicht, was daraus werden soll, — sie weiß nur, daß sie ohne ihn verloren wäre, — und sie schweigt.

„Wo haben Sie ihn denn — auf dem alten Jagdschloß, von dem Ihr Vetter Wildenau sprach?“ fragt der Herzog nach langer Pause.

„Ja!“

„Als was?“

„Als Verwalter!“

„Verwalter? Hm!

Der Herzog schüttelt den Kopf. „Welch ein Verhältnis: Sie machten den Mann, den Sie liebten, zu Ihrem Diener und glaubten ihn dann noch lieben zu können? Wie wenig haben Sie sich selbst gekannt! Wenn Sie ihn da oben in den Bergen im Kampf mit Wind und Wetter als Holzer, als Hirt, aber frei gesehen hätten, alle die Jahre, Sie hätten ihn noch lieben können. Aber als ‚Herr Verwalter‘, den die Bedienten mit einem Auge als ihresgleichen, mit

dem andern als den Geliebten der Herrin anschielen — nie! — Sie brachten ihn in eine Situation, in der er sich selbst verachten muß, — wie konnten Sie ihn dann noch achten? Ein Weib wie Sie aber liebt nicht mehr, wo es nicht mehr achten kann!“ Er schweigt einen Moment, dann fährt er mit plötzlichem Entschluß fort: „Wissen Sie, was ich jetzt sage? Nicht, befreien Sie sich von ihm, — sondern befreien Sie ihn von sich! Sie haben es ja gemacht wie das ‚Riesenfräulein‘, das den Bauer mitsamt dem Pflug in der Schürze heimtrug! Verstehen Sie, welch tiefer Sinn in der drolligen Dichtung Chamissos liegt? Das Wort des alten Riesen, der sie ihre Beute wieder an Ort nnd Stelle bringen heißt, sagt alles: ‚Der Bauer ist kein Spielzeug.‘ Da nur, wo der Mensch hingehört, in seinem natürlichen Element, hat er seinen Wert, dieser aber macht ihn zu gut für ein Spielzeug! Sie haben Freyer in eine Sphäre versetzt, in welcher er für Sie den Wert verlor, und lassen ihn jetzt darin eine Rolle spielen, die ich meinem Todfeind nicht zumuten möchte!“

„Ja, da haben Sie recht!“

„Schließlich sind wir es doch denen schuldig, die uns einst wert waren, daß wir sie nicht vor uns selbst lächerlich machen und düpieren! Oder glauben Sie, daß Freyer, wenn man ihm die Wahl ließe, nicht Stolz genug hätte, die grausamste Wahrheit einer mitleidigen Lüge vorzuziehen?“

„Gewiß!“

„Und noch mehr. Wir sind es dem Gesetz der Wahrheit schuldig, unter dem wir als sittliche Wesen stehen, einen

vielleicht unbewußt begonnenen Betrug mit Bewußtsein fortzusetzen. Einmal die Achtung vor uns selbst verloren — ist alles verloren."

Der Herzog steht auf: „Es ist Zeit, daß ich gehe. Ueberlegen Sie meinen Rat, ich kann Ihnen weiter nichts sagen, in Ihrem und seinem Interesse!"

„Was soll ich aber thun — wie eine milde Form finden — o Gott — ich weiß mir nicht zu helfen!"

„Thun Sie vorläufig nichts, noch ist alles zu frisch um einen operativen Eingriff wagen zu dürfen, — die Wunden würden bluten und was getrennt werden sollte, nur um so fester wieder verwachsen. Gehen Sie auf einige Zeit fort von hier. Sie sind in Ungnade bei der Königin. Was ist natürlicher, als sich auf Reisen zu begeben und zu boudieren. — Auch dem sogenannten Verwalter gegenüber muß dies vorläufig der Vorwand sein, um tragische Trennungsscenen zu vermeiden."

„Jetzt fort: Gerade jetzt, — von — Ihnen?" flüstert sie leise, und errötet, als sie es gesagt. —

„Madeleine," spricht er sanft, ihre Hand an seine Brust ziehend. „Wie soll ich dies Erröten deuten? Ist es die Blutwelle einer süßeren Empfindung — oder die Verlegenheit, weil die Umstände Sie verleiteten etwas zu sagen, was ich anders deuten könnte, als Sie es meinten?"

Sie senkt noch tiefer erglühend das Haupt.

„Sie wissen es vielleicht selbst nicht — ich will Sie nicht quälen mit Fragen, die Ihr wogendes Herz jetzt nicht beantworten kann! Wenn Sie aber wirklich irgend etwas an mich bindet, — Madeleine, dann möchte ich Ihnen vor-

schlagen, gehen Sie nach Cannes zu meinem Vater. Wenn auch nur das leiseste Gefühl für mich in Ihnen keimt, dann werden Sie verstehen, daß wir uns nie näher waren, als indem Sie lernen, meinem alten Vater Tochter zu sein! Wollen Sie?“

„Ja!“ flüstert sie mit aufsteigenden Thränen, denn immer schöner, immer reiner steht ein Glück vor ihr, das sie verscherzt, dessen sie nicht mehr würdig wäre, könnte sie es auch ergreifen.

Der Herzog, der sonst so scharfsinnige Mann, kann den Grund dieser Thränen nicht erraten, zum erstenmal täuscht er sich und deutet eine Bewegung zu seinen Gunsten, die nur der verzweiflungsvollen Erkenntnis entspringt, daß alles vergebens.

Mit einem Strahl hoffnungsseliger Liebe aus den klaren blauen Augen blickt er auf sie nieder und drückt einen Kuß auf ihre gebeugte Stirn. Dann erhebt er die Hand und deutet empor: „Nur Mut und den Kopf hoch! Es wird alles gut werden. — Adieu!“

Er geht so stolz, so ruhig und sicher, als könne es nicht fehlen; er ahnt nicht, daß er eine Verlorene zurückläßt.

Achtes Kapitel.

Es tagt.

In dem stillen Parterrezimmer des Jagdschlosses, an der Stelle, wo einst das kleine Bett stand, — steht jetzt eine Kiste auf zwei Stühlen und ein hölzernes Kruzifix darauf, mit brennenden Lichtern.

Freyer ist zurückgekehrt. Er hat die Leiche seines Kindes mitgebracht. Er hat es der Gräfin telegraphiert, aber nur einige Zeilen erhalten: „Sie habe schnell verreisen müssen, sie fühle sich so krank in ihrem Gemüt, daß ihr der Arzt zur Zerstreuung einen Ortswechsel angeraten, um Schlimmerem vorzubeugen.“

Eine Kassenanweisung lag dem Brief bei zur Bestreitung der Begräbniskosten und zur Anlage eines Kapitals für Josepha, von dem sie behaglich leben könne für den Fall, daß sie sich zur Ruhe setzen möchte, „als Anerkennung für treugeleistete Dienste“. — Josepha versteht wohl, daß dies eine Entlassung in milder Form bedeute. Aber die fürstliche Summe, die ihr Dank sein soll, macht nichts gut, von der furchtbaren Bitterkeit in ihrem Gemüt und der Härte dieses verblümten Abschieds.

Der Morgen graut. Josepha ist bis zur Unkenntlichkeit verändert und krank. Trotzdem hat sie mit Freyer Nachtwache bei dem Totenschrein gehalten. — Jetzt überliest sie noch einmal den Brief, der am Abend gekommen. „Sie traut sich nicht, mich offen fortzuschicken und will mich mit Geld abfinden, daß ich gutwillig gehe. Geld und immer

Geld!" so kocht es in ihr auf. „Das Kind hab' ich hergeben müssen und nun soll ich auch dich noch verlieren, mein Letztes auf der Welt —?" sagt sie zu Freyer, der stumm neben dem Sarg seines Kindes sitzt. Und sie zerreißt die Anweisung und wirft sie hin: „Da hast du den Fetzen. Wenn das Kind begraben ist, weiß ich wohin ich gehe."

„Josepha, du gehst nicht von hier fort, solange ich hier bin. Noch dazu jetzt, wo du krank bist! Ich habe ihr lange genug den Knecht gemacht. Hier aber ist die Grenze, bis zu der ich mich ihren Launen füge. Das kann sie nicht verlangen, daß ich auch dich noch hergebe, die Verwandte, die einzige Seele in meiner grenzenlosen Einsamkeit. Und wenn sie es verlangte, so würde ich es nicht thun — denn in Gottes Namen — wenn ich auch noch so niedrig geboren bin, ich bin ja doch immer ihr Mann, — soll ich denn gar kein Recht haben? Du bleibst bei mir, das verlange ich, und kann es um so mehr, als mein Gehalt ausreicht, dich zu ernähren: Du brauchst also keinen Lohn von ihr mehr anzunehmen."

„Ja, sage ihr das, sage, ich wolle nichts, nichts, als bei dir und beim Grabe meines Engels bleiben!" Sie kann vor Weinen nicht weitersprechen. Nach einer Weile setzt sie mit matter Stimme hinzu: „Lang wird's ja so nicht mehr gehen, daß ich ihr zur Last falle, das wirst du sehen!"

„O, Josepha, gib dich so trüben Ahnungen nicht hin, du bist jung, du wirst dich wieder erholen!" tröstet Freyer, aber sein Auge ruht traurig, besorgt auf ihr.

Sie schüttelt das Haupt. „Das Kind war noch viel jünger und mußte sterben. Das hat das Heimweh nach

der Mutter umgebracht und mich bringt das Heimweh nach dem Kind um. Ich fühl's, ich hab' Tag und Nacht Fieber und der Husten läßt mich keine Stunde mehr schlafen."

„Aber so erlaub mir doch, daß ich den Arzt kommen lasse — so kann es ja nicht fortgehen mit dir."

„O ich bitte dich, zu was so ein unnützes Aufsehen machen — daß mich wieder ein Mensch mehr nach dem Kind ausfragt und ich auf Kohlen und Nadeln stehe, was ich daherlügen soll. Du weißt, das ist mir immer das ärgste, denn lügen hab' ich all mein Lebtag nicht gekonnt. Laß mir meine Ruhe, mir hilft kein Arzt mehr."

Es läutet an der Hausglocke. Josepha öffnet. Der Schreiner bringt einen kleinen Sarg, mit dem die Kiste vertauscht werden soll, die den bleiernen Einsatz enthält. — Josepha sieht in ihrem schwarzen Kleid, mit ihrem abgezehrten Gesicht recht aus wie eine Mutter, die das eigene Kind betrauert. Es wird nichts gesprochen während des armseligen Vorgangs. Josepha und Freyer heben miteinander den Metallsarg aus dem Kasten und stellen ihn in den einfachen Eichensarg. Der Schreiner wird bezahlt und geht. Freyer eilt hinaus und schüttelt den Schnee von ein paar Tannenzweigen, die Bahre damit zu schmücken. Etliche Eiszapfen, die noch daran hängen geblieben, tauen auf im warmen Zimmer und ihre Tropfen fallen auf den Sarg, — die Thränen des Waldes! Der letzte Sproß des fürstlichen Blutes der Prankenberg liegt da unter bereiften Tannenreisern, und ein Bauer ist's, der ihn als Sohn beweint, eine Magd, die ihn zur ewigen Ruhe bettet! — Das ist die unblutige Revolution, die sich jeweils in den verknöcher-

ten Traditionen der Stände vollzieht und dem beleidigten Gedanken des allgemeinen Menschenrechts auf Augenblicke liebende Genugthuung schafft. —

Die beiden Leidtragenden sind still und gefaßt. Es ist, als ahnten sie, daß dieser Moment eine Bedeutung in sich trage, die sie weit über den persönlichen Schmerz hinaushöbe. —

Eine Stunde später kommt der Pfarrer, — ein paar Knechte und Mägde bilden das Trauergeleit. Unweit des Jagdschlosses, im Wald, ist eine alte, baufällige Kapelle. Dahinein hat Frau Gräfin erlaubt, daß man das Kind begrabe, weil es doch nach dem Friedhof mehrere Stunden weit zu gehen wäre. „Es ist viel Ehre für das uneheliche Kind der Josepha, in einer gräflichen Kapelle beigesetzt zu werden!“ denken die Leute bei sich. „Wenn das der alte, hochmütige Graf Wildenau wüßte, er drehte sich im Grabe herum. Nun, es wird wohl auch seinen Haken haben!“ Der Sarg wird nach dem üblichen Brauch aufgehoben und hinausgetragen. Stumm, mit thränenlosen, starren Augen und rotglühenden Wangen folgt ihm Josepha, von Freyer gestützt. Noch vermag sie es, durch den Schnee zu waten und in der frostigen Kapelle, an der frisch gegrabenen Gruft auf kalten Steinplatten zu stehen. — Dann aber, als sie heimkommt, ist das Maß ihrer Kraft erschöpft. Die röchelnde Lunge ringt nach Atem, die durchfrorenen Füße sind nicht zu erwärmen, das in Todesangst arbeitende Herz treibt alles Blut nach dem Kopf, der in Fieberhitze glüht, während sich ihr die Gedanken verwirren. — Die furchtbare Erkältung hat das Zerstörungswerk, das der Schmerz an dem zarten

Körper begonnen, vollendet. Freyer sieht es mit namenloser Wehmut.

„Jetzt muß aber ein Arzt her!“ sagt er sanft. „Komm, Josepha, starre nicht immer auf die leere Stelle hin, wo die Leiche lag. Komm, ich bringe dich in mein Zimmer und lege dich auf mein Bett, wo dich nicht alles an das Kind erinnert.“

„Nein, da will ich bleiben,“ sagt sie mit der, Kranken, die den Tod nicht fürchten, eigenen Grausamkeit gegen sich selbst: „Gerade da!“ Sie klammert sich an das unbequeme Sofa, auf dem sie sitzt, als fürchte sie weggetragen zu werden.

Freyer räumt in aller Eile die Stühle weg, die noch vom Sarg dastanden, das Kruzifix und die Kerzen.

„Ja, lösche sie aus, du brauchst sie ja doch bald wieder für mich!“ nickt Josepha.

„Du guter Mensch! Möchte dir's doch noch einmal so gehen, wie du's verdienst. Wahrlich, du hättst es besser verdient. O, was sie an mir gethan, davon will ich gar nicht reden, aber was sie an dem Kind und dir gethan, das kann nichts mehr gutmachen — nichts!“ Ein Hustenanfall raubt ihr die Luft. Aber es ist, als übernähmen die Augen das Wort, für das sie den Atem nicht mehr hat, und ein fiebernder Rachestrahl leuchtet darin auf, vor dem es Freyer fast graut.

„Josepha,“ spricht er milde aber fest. „Opfere Gott deinen Haß und sei barmherzig. Wenn du mich lieb hast, so mußt du auch der vergeben, die ich liebe und der ich vergebe!“

„Nie!“ keucht Josepha mit Anstrengung. „Joseph — ach, die Brustschmerzen, — ich glaube es ist eine Lungenentzündung.“

„Mein Gott, — und keinen Menschen, den ich nach dem Arzt schicken könnte. Die Knechte sind alle im Holz. — O, so hilflos zu sein! Ich bitte dich, geh zu Bett, da ist keine Minute zu verlieren, ich muß selbst den Arzt holen. Ich schicke dir die Hausdirn herein. Halte dich gut — ich mache so schnell ich kann!“

Und er eilt fort, den Schmerz um sein Kind vergessend, über der Angst um die letzte Gefährtin seines verarmten Lebens.

Die Magd kommt herein und fragt, ob sie etwas helfen kann, aber Josepha braucht nichts. Die besorgte Dirn will sie zu Bett bringen, aber Josepha behauptet, im Liegen nicht atmen zu können. Endlich läßt sie sich überreden, ein wenig Nahrung zu sich zu nehmen. Das thut ihr gut, die Schwäche läßt nach und die Atmung wird etwas leichter. Die Dirn legt Holz im Ofen nach und geht wieder an ihre Arbeit in der Küche. Josepha brütet still vor sich hin. Ihr ist der Tod Erlösung, — aber Freyer, was wird aus ihm, wenn er auch sie noch verliert? Das allein erschwert ihr das Sterben. Das feuchte Holz im Ofen siedet und singt, wie heulende, streitende Weiberstimmen. Das ist die „Feuerhex“, die's immer ankündigt, wenn man etwas Böses inne wird. — Josepha schüttelt den Kopf: Was kann's denn noch Böseres geben, als was ihr und ihrem armen Vetter schon zugestoßen ist? Die Feuerhex klagt und zetert fort und fort, aber Josepha versteht

sie nicht. Vor dem Fenster, auf einer alten Fichte, schreien ein paar Raben so plötzlich auf, daß Josepha erschrocken zusammenfährt.

Ach, es ist doch recht einsam hier oben! Wie wird das sein, wenn Freyer ganz allein in dem Hause wohnt und monatelang vergebens auf das herzlose Weib wartet, das weder an den Gatten, noch an ihr Kind denkt? Sie hat sich ja nicht um das lebende gekümmert, wie wird sie je das kleine Grab aufsuchen, in dem das tote ruht? —

Da tönt lautes Pochen an der Hausthür durch die Stille.

Josepha horcht, das kann doch nicht schon der Arzt sein?

Die Magd hat geöffnet. Schwere Tritte und Männerstimmen im Flur. Ein heulender Hund, der einen Tritt bekommen. Dann reißt die dumme Magd die Stubenthür auf und ruft herein: „Jungfer Josepha, es sind zwei Jäger da, die sind so eingeschneit, daß sie ein wenig rasten möchten. Dürfen sie herein? Es ist ja nirgends Feuer!“

Josepha, die sterbenskranke, kann natürlich die frierenden Männer, die Obdach suchen und schon auf der Schwelle stehen, nicht hinausweisen. Sie erhebt sich mühsam vom Sofa und rückt den Fremden Stühle an den Ofen. „Ich bin zwar etwas leidend,“ sagt sie in tödlicher Verlegenheit -- „aber wenn Sie sich hier ausruhen und wärmen wollen, so bitte ich —!“

„O wir sind Ihnen sehr dankbar!“ sagt der eine Jäger, ein vornehmer Herr mit rötlichem Schnurrbart und scharfblickenden Augen. „Wenn wir nicht stören, so nehmen wir Ihre Gastfreundlichkeit gern an. Wir sind des Reviers noch unkundig und haben uns verirrt. Wir kommen von

drüben über der Grenze und waten nun an die fünf Stunden im Schnee."

Die Magd hat indessen auf einen Wink Josephas den Herren die Mäntel abgenommen und die Jagdgeräte beiseite gestellt.

„Da sehen Sie mal, das ist unsere Beute," sagt der andere Jagdgenosse: „Wenn wir Sie einladen dürften mit uns zu speisen, so möchte ich fast fragen, ob dieses edle „Dirndl" uns den Has nicht braten dürfte? Unsere Cousine Gräfin Wildenau wird uns diesen Uebergriff in ihr Revier gewiß verzeihen."

„Die Herren sind Verwandte der Frau Gräfin?"

„Jawohl, ihre nächsten und treuesten!"

Josepha in ihrer Todesschwäche ist es zu Mute, als zermalme sie die Gegenwart der fremden, kräftigen Gestalten — mit den schweren, stampfenden Jagdstiefeln und den lauten Stimmen. Sie will sich in die Küche flüchten unter dem Vorwand, den Has selbst zu braten. Aber da protestieren die Herren heftig.

„Na, das wäre noch schöner, wenn wir Sie aus Ihrem eigenen Zimmer vertrieben und gar, wo Sie leidend sind! Da müssen wir ja augenblicklich das Haus verlassen."

Der rotbärtige Herr — kein anderer als der Vetter Wildenau — springt vom Stuhl auf und führt Josepha fast mit Gewalt zum Sofa zurück.

„So meine liebe — Frau — oder Fräulein? — Nun erweisen Sie uns die Ehre, Ihr altes Plätzchen wieder einzunehmen und dulden Sie uns ein Stündchen in Ihrer Nähe, bis der Braten fertig ist, dann speisen Sie mit uns."

Ein mattes Lächeln umspielt Josephas brennende Lippen. „Ich danke, ich bin zu unwohl um zu essen. Aber wenn es die Herrn nicht anders thun, so will ich im Zimmer bleiben.“

„Sie sind in der That sehr unwohl —“ sagt der Fremde gutmütig besorgt. „Sie fiebern ja. Ach mein Gott, wir genieren Sie gewiß sehr. Bitte, jagen Sie uns doch fort, wenn wir Ihnen lästig sind.“ Er weiß natürlich ganz genau, daß sie nicht anders kann, als die ungebetenen Gäste bleiben heißen. Sie thut es auch und die Herren beruhigen sich vollkommen dabei.

„Aber meine liebe — Frau — oder Fräulein?“ — Josepha antwortet auf diese Frage nie — „thun Sie gar nichts für Ihr Leiden, haben Sie denn keinen Arzt?“

„Nein, wir sind ja hier so abgelegen, da kann man nicht immer einen Doktor haben. — Aber heute erwarte ich ihn.“

„Das ist aber auch eine Aufgabe, in dieser Einöde zu leben. Und wie schlecht Sie sitzen, Sie haben ja nicht 'mal einen Schemel,“ sagt der rote Vetter und legt ihr seinen mächtigen Jagdmuff, nachdem er ihn am Ofen gewärmt, unter die Füße.

Josepha will es verlegen abwehren, aber er läßt es sich nicht nehmen.

„Sie brauchen sich vor uns gar nicht zu genieren, wissen Sie, wir sind so eine Art Krankenpfleger, wir kommandierten ein Sanitätsbataillon im Kriege. Drum verstehen wir schon ein bißchen damit umzugehen. — Sie leiden an Asthma, das Atmen wird Ihnen schwer, da muß man

bequem sitzen. So! Und den Jagdmuff meines Vetters nehmen Sie in den Rücken. Jetzt ist's besser, nicht wahr?"

„Aber ich bitte —"

„Na, na, na — keine Widerrede. Sie sollen sich behaglich fühlen in unserer Nähe."

Josepha ist beschämt. Die Herren sind so gut, so besorgt um sie „arme Person" — es gibt doch noch gute Menschen! — Das verstörte, verwaiste Gemüt empfindet dankbar die ungewohnte Freundlichkeit.

„Aber wissen Sie, ich staune, wie primitiv hier alles ist. Unsere verehrte Cousine hätte Ihnen auch etwas mehr Komfort verschaffen können. Nicht einmal ein Sofakissen, keinen Teppich! — Ich hätte gedacht, sie kümmerte sich mehr um eine so treue" — er schluckt das Wort „Dienerin" höflich hinunter — und verbessert sich: „Stütze!"

Josepha schweigt, aber um ihre Mundwinkel zuckt es bitter, bedeutsam!

Wildenau bemerkt es — „Mécontente!" gleitet es, nur dem Gefährten hörbar über seine Lippen.

„Sie sind ja schon so lange — wie viele Jahre werden es doch jetzt?"

„Daß ich bei ihr bin?" ergänzt Josepha unbefangen: „Seit dem letzten Passionsspiel. Also werden es nächsten Sommer zehn Jahre!"

„Ah, — richtig — Sie sind ja eine Ammergauerin!" — spricht der Baron, mit der Miene eines Eingeweihten, den sein Gedächtnis nur einen Augenblick im Stich gelassen hat. „Sie sind wohl zugleich mit dem Christus zur Gräfin gekommen?"

„Ja.“

„Ist er mit Ihnen verwandt?“

„Ja, mein Vetter!“

„Nicht wahr, er ist noch hier?“

„Ja freilich.“

„Er ist ja — ihr — — was hat er eigentlich für einen Titel?“

„Verwalter.“

„Ist er zu Hause?“

„Nein, er ist in die Stadt gefahren, den Arzt zu holen!“

„O, das thut mir leid! Wir hätten gern seine Bekanntschaft gemacht. Wir haben so viel Schönes von ihm gehört! Ein Mann, für den sich unsere Cousine so interessiert —“

„Also spricht sie doch von ihm?“

„O, — mit ihren Vertrauten — gewiß!“ sagt Wildenau doppelsinnig, — Josepha scharf fixierend, über deren Gesicht ein Freudenschimmer sich verbreitet, bei dem Gedanken, daß die Gräfin gut von Freyer spreche.

„Warum sieht man nur den Herrn nie in der Stadt, er muß ja hier oben leben wie ein Einsiedler?“

„Ja, das weiß Gott!“

„Er sollte hin und wieder meine Cousine in der Stadt besuchen, jedermann würde sich freuen, den Ammergauer Christus kennen zu lernen.“

„Wenn sie es aber doch nicht will —!“ sagt Josepha unbedacht.

„Ja, das ist freilich etwas anderes, aber das hat sie mir noch nie gesagt! Warum sollte sie es denn nicht wollen?“ murmelt Wildenau mit gut geheucheltem Erstaunen.

„Weil sie sich seiner schämt!“

„Ah!“ Wildenau stockt fast der Atem über das, was dies eine Wort enthält. „Aber ich bitte Sie, warum läßt sich Herr Freyer — nicht wahr, so heißt er ja wohl — das gefallen?“

Josepha zuckt die Achseln: „Ja, was will er denn machen?“

Eine Pause entsteht. Josepha bricht ab, als fürchte sie zuviel zu sagen. Die beiden Herren sind sehr nachdenklich geworden.

Endlich nimmt Wildenau das Gespräch wieder auf: „Ich verstehe doch nicht, wie ein Mann, der gewiß überall eine angenehme Stellung fände, sich so abhängig von den Launen einer Dame machen kann. Sie nehmen mir's nicht übel, ich sehe, das Los Ihres Verwandten schmerzt Sie, — ich würde in seiner Lage auf den glänzendsten Gehalt lieber verzichten als —“

„Gehalt?“ unterbricht ihn Josepha mit flammenden Augen: „Glauben Sie, daß mein Vetter irgend etwas um des Gehaltes willen thäte? O — da kennen Sie ihn schlecht! Wenn ihn die Frau Gräfin so geschildert hat — dann ist's ihre eigene Schande!“

Wildenau horcht hoch auf: „Aber Beste, das hab' ich ja nicht sagen wollen, Sie ließen mich nicht ausreden! — Ich wollte eben hinzufügen, daß ein solcher Beweggrund bei Ihrem Vetter ja nicht zutrifft, daß es also nur eine große Anhänglichkeit sein kann, die ihn an unsere Cousine bindet — eine Treue, die sie ihm, wie es scheint, wenig dankt!“

„Ja, das sag' ich ihm auch immer, — aber er gibt's nicht zu — und wenn's ihm das Herz bricht!"

An Josephas eingefallenen, durchsichtigen Schläfen pochen fieberhaft zwei dunkle, geschlängelte Adern.

„Aber — wie ist Ihnen? Wir stören Sie gewiß!" sagt der Baron.

„O nein! Das macht nichts!" beteuert Josepha höflich.

„Könnten Sie uns denn nicht vielleicht in ein anderes Zimmer führen lassen — die Gräfin kommt ja doch auch immer hier herauf — so müssen doch einige heizbare Zimmer da sein?"

„Ja, aber jetzt ist schon seit Wochen nicht mehr gefeuert worden, die Oefen werden rauchen."

„Ist die Herrin so lange nicht mehr dagewesen?"

„Ja, sie kommt jetzt fast nie mehr!"

„Da muß Ihnen aber die Zeit recht lang werden und Ihrem Verwandten, — Sie waren doch gewiß sehr an die Besuche der Gräfin gewöhnt?"

„Ja freilich!" sagt Josepha, in Sinnen versunken — „wenn ich denke, wie es war — und wie es jetzt ist."

Wildenau schaut sich im Zimmer um, dann sagt er leise: „Und das Söhnchen — das ist gestorben!"

Josepha sieht ihn entsetzt an: „Sie wissen's?"

„Ich weiß alles! Meine Cousine hat sein Bild in ihrem Boudoir stehen, ein herrliches Kind!"

In Josephas armem, fiebernden Gehirn wird es immer dunkler. Die kaum versiegten Thränen brechen aufs neue hervor. „Ja, nicht wahr — und so ein Kind sterben zu lassen, ohne sich darum zu kümmern!"

„Es ist unverantwortlich!“ bestätigt Wildenau.

„O, wenn die Frau Gräfin je wieder davon spricht, dann sagen Sie ihr, die Josepha habe es doch mehr geliebt als sie, die sei ihm nachgestorben, während sie sich ihres Lebens freut, — damit sie sich schämen muß!“

„Das werd' ich ihr sagen! — Schade um das schöne Kind — war es nicht wie ein Christuskind?“

„Ja, das war's — und ich weiß jetzt auch, was Sie für ein Bild meinen. Es war in Jerusalem, als wir den Knaben tauften, da hing eine Kopie, wie sie's nannten, von einem Christuskind in der Kapelle über dem Taufstein. Nachher kaufte die Frau Gräfin das Bild, wegen der Aehnlichkeit mit dem Kleinen.“

„Es gleicht aber doch wohl auch Herrn Freyer?“ wirft der Baron leichthin ein.

„Etwas, aber mehr der Mutter!“

Dem Baron Wildenau fängt es an heiß im Zimmer zu werden — er geht einen Augenblick ans Fenster, um Luft zu schöpfen, indes sein Begleiter, entsetzt über alle diese Enthüllungen, den Kopf schüttelt. Er hätte der Getäuschten gern gesagt, daß sie den Tod des Kindes nur von einem Holzer im Wald erfahren, der beim Begräbnis war — aber er durfte seinen Vetter nicht „dementieren“. Nach einer Weile wendet sich Wildenau wieder zu der Kranken. Er sieht, es ist Gefahr im Verzug, denn mit jedem Augenblick kann sich das Fieber zu solcher Höhe steigern, daß sie zu phantasieren beginnt und keine Aussage mehr machen kann. Jetzt, oder nie muß die Wahrheit an den Tag! Aber er fühlt, daß Josepha keine gemeine Natur ist, die

man mit gewöhnlichen Mitteln zum Verrat an ihrer Herrschaft bringt. Das erheischt Vorsicht und Nachdenken. —

„Ich bin wirklich gerührt über Ihre Treue für meine Cousine. Wohl jedem, der solch eine Seele sein nennen darf! Ich danke Ihnen im Namen meiner Cousine.“

Er reicht ihr die Hand. Sie aber erwidert mit ihrer gewohnten schroffen Ehrlichkeit: „Den Dank verdiene ich nicht, Herr. Denn ich habe hier nicht der Frau Gräfin zulieb ausgehalten, sondern dem armen Kinde und meinem unglücklichen Vetter. Gegen mich ist sie soweit gut gewesen — aber — wenn ich sie heute sähe, würde ich's ihr ins Gesicht sagen: Wie sie an ihrem Kind und an dem Joseph gehandelt hat, das verzeihe ich ihr nicht — mag sie machen, was sie will! Das Kind ist dran zu Grund gegangen und meinen Vetter wird's auch umbringen. Gottlob, daß ich's nicht mehr erlebe.“

„Ich verstehe Sie vollkommen — o, ich kenne meine Cousine. Und — meine liebe, arme Fräulein Josepha — nicht wahr, jetzt darf ich Fräulein sagen, wo Sie sich nicht mehr für die Mutter des Kindes auszugeben brauchen — von Ihnen war dies eine unerhörte Aufopferung —! Also, mein liebes Fräulein, Sie müssen sich leider auf noch schlimmeres gefaßt machen, Sie und Ihr Vetter, Sie werden jetzt ganz in Vergessenheit geraten, denn ich kann Ihnen mit Bestimmtheit versichern, daß die Gräfin sich demnächst mit dem Erbprinzen von Metten-Barnheim vermählen wird.“

„Was?“ — Josepha schreit laut auf.

Wildenau beobachtet sie aufmerksam.

„Sie ist soeben nach Cannes gereist, wo sich der alte Herzog aufhält und man erwartet jeden Tag die Proklamierung der Verlobung.“

„Das ist nicht möglich — das kann nicht sein!“ stöhnt Josepha, an allen Gliedern zitternd.

„Aber ich bitte Sie, warum sollte es denn nicht sein können? Sie ist ja frei — ist Herrin ihrer Hand —“ beharrt Wildenau.

„Nein — das ist sie nicht — sie kann nicht heiraten,“ schreit Josepha, in Verzweiflung vom Sofa aufspringend. Sie steht da mit ihren glühenden Wangen und roten Haaren wie eine Flamme, die noch einmal auflodert, bevor sie erlöscht. — „Um Gottes willen — das wäre ja ein Verbrechen!“

„Wer soll sie aber daran hindern?“ fragt Wildenau atemlos.

„Ich!“ stößt Josepha mit letzter Kraft heraus.

„Sie? — — — Meine Liebe, was können Sie thun?“

„Mehr als Sie glauben!“

„So sagen Sie mir's, damit wir gemeinschaftlich das Verbrechen hindern können, bevor es zu spät ist!“

„Ja, bei Gott! Ehe ich dem Joseph das anthun lasse — werde ich zur Verräterin an ihr.“

„Aber Herr Freyer hat doch kein Recht zu verlangen, daß die Gräfin nicht mehr heiratet —“

„Kein Recht?“ wiederholt sie mit furchtbarem Ernst, „wissen Sie das so gewiß?“

„Er ist eben doch nur der Liebhaber der Gräfin —“

„Der Liebhaber?“ schluchzt Josepha in Schmerz und

Wut auf: „Joseph, du Braver, Redlicher — das mußt du dir nachsagen lassen —!“

„Das verstehe ich nicht, wenn er nicht ihr Liebhaber ist — was ist er denn dann?“

Da hält sich Josepha nicht mehr: „Ihr Mann ist er — ihr rechtmäßig angetrauter Mann!“

Der Baron taumelt fast zurück vor dieser unerwarteten, unerhörten Enthüllung. Nur mühsam sich beherrschend, faßt er die Hand der Kranken, als wolle er sie halten, daß sie nicht zusammenbreche, bevor er das Letzte aus ihr herausgepreßt — das Letzte, was er wissen muß: „Sagen Sie mir nur noch, wo die Trauung war und vor wem?“

Wie unter dem Blick einer Schlange ergibt sich das Opfer dem stärkeren Willen: „In Prankenberg — ich und der Martin — waren Zeugen —“ sie entgleitet seiner Hand, das Bewußtsein verwirrt sich, die Augen werden glasig, ihre Brust ringt im Todeskampf, aber das eine Wort, das sie noch mit Bewußtsein gesprochen — genügt den Wildenaus! — — —

Als einige Stunden später Freyer mit dem Arzt und dem Geistlichen, den er fürsorglich mitgenommen, heimkehrt — findet er Josepha allein auf dem Sofa — der Sprache beraubt, in der Agonie. —

Der Arzt erklärt, nachdem er sie untersucht, eine akute Lungenentzündung, die zu der längst vorhandenen Tuberkulose hinzugetreten und den Verlauf beschleunigt habe. Der Pfarrer gibt ihr die Sterbsakramente und bleibt mit Freyer am Bett, in das man sie gebracht, sitzen. Es ist ein schwerer Todeskampf. Es ist immer, als wolle sie Freyer

etwas sagen und kann es doch nicht herausbringen. Dreimal scheint sie vollendet zu haben und dreimal wacht sie wieder auf, als könne sie nicht sterben, ohne ausgesprochen zu haben, was ihr auf dem Herzen liegt. — Vergebens! Umsonst hält Freyer ihr immer wieder das Ohr an die Lippen — er kann ihr Lallen nicht verstehen. Es ist eine fürchterliche Nacht! Endlich gegen Morgen wird sie ruhig und jetzt kann sie sterben. An ihres Verwandten Brust gelehnt, gibt sie die Sprechversuche auf und atmet langsam aus. Sie hat überwunden und sie weiß jetzt im Tode, daß auch er überwinden wird. Lächelnd neigt sie das Haupt und ihr letzter Blick ist auf ihn gerichtet, Versöhnung liegt in ihren Zügen — die Seele strömt aufwärts — es tagt!

Neuntes Kapitel.

Der letzte Halt.

Im Palais Wildenau ist großer Schrecken. Frau Gräfin ist plötzlich zurückgekehrt, ohne der Dienerschaft vorher etwas zu annoncieren, — auf deutsch, ohne die Dienerschaft vorher um Erlaubnis zu fragen. Frau Gräfin hatte doch mehrere Monate fortbleiben wollen — nun war man gar nicht darauf gefaßt, hat nichts vorbereiten können, nichts geputzt, nicht einmal ein Zimmer geheizt —!

Und Frau Gräfin entschuldigte sich nicht einmal, daß sie der Dienerschaft so ins Haus fiel — sie bemerkte nicht einmal, was sie für ein Durcheinander mit sich brachte.

Sie war wie abwesend — zerstreut — ging ohne weiteres auf ihr Zimmer und schloß sich ein. Jetzt klingelt sie heftig — die im Souterrain beratschlagende Dienerschaft stiebt auseinander, die Kammerjungfern fliegen die Haupttreppe hinan, der Kammerdiener die Seitentreppe.

„Ich will den Kutscher Martin sprechen!" so lautet der unerwartete Befehl.

„Martin ist nicht im Hause," wagt der Kammerdiener zu erwidern — „da wir ja nichts wußten —"

„So soll man ihn holen!" herrscht ihn die Gräfin an, die für diesen versteckten Vorwurf absolut kein Gehör zu haben scheint. — Dann gestattet sie, daß der Hausdiener Feuer im Kamin anmachen darf, denn es ist ein naßkaltes Frühjahr und erscheint der Gräfin, gegen den Aufenthalt in Cannes, wie in Sibirien.

Eine halbe Stunde vergeht. Währenddessen packen die Kammerjungfern aus und die Gräfin ordnet eine Menge von Briefschaften, die sie von der Reise mitbrachte, in ihren Sekretär. Die Briefe sind alle numeriert und meist älteren Datums. Von Freyer ist nur einer darunter, ein vier Wochen alter Brief, der nichts enthält, als die Worte: „Josepha hat auch im Todte Mutterstelle bei unserem Kinde vertretten — sie ruht seid heute bei ihm in der Kapelle. Ich denke, Du hast nichts dagegen, daß ich sie dort beehrdigen ließ. Joseph."

Die Gräfin blickt noch einmal in den Brief, ihr Auge

haftet auf den orthographischen Fehlern. — Ein so tragischer Inhalt, mit einem so furchtbar ernsten Vorwurf zwischen den Zeilen, — und die Wirkung — eine lächerliche! Sie möchte die Schreibfehler gern tilgen, um sich nicht vor sich selbst schämen zu müssen, daß sie diesem Manne eine so verhängnisvolle Rolle in ihrem Leben eingeräumt, — aber vergebens, sie stehen da mit der Deutlichkeit einer ungeübten Knabenhand. Ein Mensch, der nicht einmal richtig schreibt! — Sie hat es früher nicht so bemerkt, er schrieb ihr ja selten und immer nur kurz — oder hatte sie damals kein Auge für seine Fehler? Ja, sie muß blind gewesen sein — gänzlich blind. — Sie hat den Brief nicht beantwortet. Jetzt zerreißt sie ihn und wirft ihn ins Kaminfeuer. Josephas Tod wäre ihr eine Erlösung gewesen, hätte sie nicht einige Wochen später einen anderen Brief bekommen, den sie jetzt, schwer atmend, nochmals durchliest. Aber wie oft sie ihn auch schon gelesen, sie findet nichts anderes heraus, als daß der alte Martin sie anfleht, zurückzukommen — Josepha habe „ausgeplauscht“! —

Das eine Wort mit der steifen Kutscherschrift des alten Getreuen, wie mit einem Schwefelhölzchen auf ein stallduftendes Papier gekritzelt, hat die Gräfin so erschreckt, daß sie mit dem nächsten Zuge Cannes verließ und Tag und Nacht reiste bis hierher. Eine nervöse Unruhe läßt das Blatt in ihrer Hand zittern, das sie nun auch den Flammen übergibt. — Dann geht sie rastlos auf und nieder. Dieser Martin läßt so lange auf sich warten!

Ein kleines Souper ist in aller Eile gerichtet worden. Es wird serviert. Aber wie wenig es auch ist, die Gräfin

genießt fast nichts und es muß unberührt abgetragen werden. Der servierende Lakai erzählt in der Küche, er habe gesehen, wie es ihr beim Essen den Hals zuschnürte.

Sie behauptet, es sei kalt im Speisezimmer und verkriecht sich wieder in ihr Boudoir. Endlich um halb zehn Uhr nachts wird Martin gemeldet. — Er war schon zu Bett gewesen und hatte erst geweckt werden müssen.

„Fahren Erlaucht noch aus?“ fragt der meldende Kammerdiener, als könne er sich die nächtliche Verhandlung mit Martin nicht anders erklären.

„Wenn ich ausfahre, werden Sie Ordre bekommen!“ sagt die Gräfin und ein Blitz aus ihren Augen läßt den Diener verstummen.

„Martin soll hereinkommen!“ befiehlt die Gräfin mit einer harten, herrischen Miene.

Der Kammerdiener öffnet die Thür und läßt den Alten eintreten.

„Sie sind für heute entlassen. Das Gas kann ausgelöscht werden,“ bedeutet sie jenen.

Martin steht mit dem Hut in der Hand da und erwartet die Befehle der Herrin. Ein paar Minuten vergehen, dann sieht die Gräfin leise nach, ob in den Vorzimmern alles leer, und niemand horcht. Als sie zurückkommt, läßt sie noch die schweren Vorhänge vor die Thüren fallen, damit jeder Schall gedämpft ist. — Nun aber verliert sie alle Haltung — auf den alten Kutscher zustürzend, nimmt sie ihn bei der Hand: „Martin, um Gottes willen, was ist geschehen?“

Martin kommen die hellen Thränen in die Augen,

wie er die Angst seiner Herrin sieht und er faßt ihre zitternden Hände, so zart wie die Zügel eines feurigen, edlen Pferdes, dem zum erstenmal der Zaum aufgelegt wird. — „Ho — ho, — liebe Frau Gräfin, seien Sie nur ruhig — nur ruhig!“ sagt er in beschwichtigendem Kutscherton, wie zu seinen scheuen Tieren: „Es wird ja noch nicht alles verloren sein! Ich habe mich nicht fangen lassen und was die Josepha ausgeplauscht hat, das ist noch immer kein Beweis.“

„Also haben sie dich auch fangen wollen?“ Die Gräfin bebt: „Erzähle doch — wie kamen sie an dich?“

„Ja nun,“ erklärt Martin schwerfällig: „Das war so: also die Josepha die haben sie, scheint's, in die Enge getrieben. Beim Begräbnis von der Josepha bin ich auch mitgegangen und da hat mir das Küchenmädel derzählt, es seien ihr, wie sie schon zum Sterben kommen ist, zwei fremde Herrn ins Haus g'fallen und hätten der kranken Person recht zug'setzt. Wie der Has fertig g'wesen sei, den die Dirn hätt' braten sollen, da hab' sie ihn auftragen wollen. Es sei aber drin so laut zugangen, daß sie sich nicht hineingetraut und an der Thür g'lauscht hätt'! Da sei von Gräfliche Gnaden die Red' g'wesen, und von einem Verbrechen, und die Josepha sei ganz auseinander g'wesen. Plötzlich hab' sie nichts mehr gehört, die Josepha hab' nur unverständlich gelallt und die Herren seien herauskommen mit feuerroten G'sichtern. Den Has hätten sie im Stich gelassen — und fort! — In derselben Nacht sei die Josepha gestorben. — Drauf hab' ich mir denkt, daß das die Herrn Barone von Wildenau sein möchten, — denn, —

weil mich denen ihr Kutscher schon oft über unsere Frau Gräfin hat ausholen wollen und hab' denkt, ‚jetzt mach' ich's ihm auch so!' Und richtig hab' ich 'rausbracht, daß die Herrn verreist seien und zwar wohin? Nach Prankenberg!"

Die Gräfin erbleicht und sinkt in einen Lehnstuhl. „Ja — nur ruhig, Gräfliche Gnaden -- nur ruhig" — fährt Martin unbeirrt fort — „das hilft ihnen noch nichts, die Kirchenbücher liegen doch nicht offen auf den Wirtshaustischen 'rum, wie die Speisezettel, und der alte Pfarrer wird auch nicht jeden die Nas' hineinstecken lassen."

„Der alte Pfarrer?" ruft die Gräfin verzweifelt aus — „der ist ja tot und seit mein Vater, der Fürst, geistesschwach geworden, ist das Patronat an den Staat zurückgefallen. Der neue Pfarrer hat gar keine Rücksicht auf uns zu nehmen."

„So, der alte Pfarrer ist tot? Hm! Hm!" Martin schüttelt zum erstenmal bedenklich den Kopf: „Wenn nur ein Wörtl mit dem Durchlauchtigsten Papa zu reden wär', — daß man erfahren könnt', ob die Trauung auch wirklich ins Kirchenbuch eingeschrieben ist?"

„Ja, wenn man das wüßte!"

Martin lächelt verlegen. — „Ich hab' mir auf meine Faust etwas erlaubt und bin hingangen — ich hab' denkt — ich probier's, ob ich nichts von ihm inne werd'? Weil Seine Durchlaucht — Frau Gräfin werden sich erinnern — doch nach uns auf Prankenberg gekommen sind?"

„Ganz recht!" nickt die Gräfin in höchster Spannung: „Nun?"

„Ach lieber Gott — da war's nichts! Seine Durchlaucht kennen niemand mehr, können sich auf nichts mehr besinnen. Wenn Gräfliche Gnaden morgen hinüberkommen, werden Sie's sehen, daß er's nicht mehr lang macht. Seine Durchlaucht sind ganz kindisch, wollten immer allein essen, verschütteten aber alles und erzürnten sich, wenn der Wärter Höchstdieselben abputzen wollt'. Dann verschluckten sich Seine Durchlaucht vor Aufregung so, daß wir dachten, der Odem ginge aus und zuletzt mußten Sie zu Bett gebracht werden! Ich hab' weinen müssen, wie ich's sah — so ein stattlicher Herr — und jetzt so hilflos!"

Die Gräfin hört die umständlichen Berichte völlig teilnahmlos mit an. Der Vater war ihr nichts, solange er noch zurechnungsfähig — jetzt, im Zustand einer langwierigen Auflösung, ist er nur ein armer Kranker, dem sie die üblichen Kindespflichten erweist.

„Weiter, weiter," ruft sie in zitternder Ungeduld. — „Du erzählst nicht der Reihe nach. Wann warst du denn bei meinem Vater?"

„Vor acht Tagen, nach dem G'spräch mit den Herrn."

„Das ist ja eben die Hauptsache — so erzähle doch!"

„Ja das war so: Ich sitz' ganz ruhig am Abend im Bräuhaus, da kommt der Malefizkutscher von dem Herrn Vetter von Wildenau wieder zu mir her und sagt, sein Herr möcht' etwas mit mir reden, wegen unserer kollerigen Fuchsstut, die er gern zu seinem Fuchsen einspannen möcht'. Ich hab' mich gefreut, daß wir grad den mit der Stut' anschmieren."

„Pfui, Martin!"

„Ja, nun, — wenn man niemand anführen dürft', gäb's ja keinen Pferdshandel mehr! Ich sagt' ihm also, ich glaub' schon, daß Frau Gräfin die Stut' hergeben — wir hätten ja doch keinen Kamerad dazu und ich wollt' der Erlaucht Bericht abstatten. Nein, die Herrn wollten direkt an Erlaucht schreiben — ich sollt' nur hinkommen, sie müßten mit mir selber sprechen. No — ich geh' also hin, da haben sie, so wie Frau Gräfin jetzt, alle Thüren zugemacht und verhangen, dann haben sie von der Stut angefangen und mir ein gutes Trinkgeld versprochen, wenn ich mach', daß sie das Pferd billig kriegen. Ein Trinkgeld, — das nimmt jeder Kutscher," sagt der Alte etwas verlegen, „das ist so Kutscherbrauch und — Frau Gräfin werden mir's nicht übelnehmen, — ich hab' mich halt' auch ein bissel wichtig g'macht und gethan, als wenn's nur von mir abhing und ich wollt' der Frau Gräfin das Pferd schon verleiden, daß sie froh wär', wenn sie's billig los wird, und — was wir Kutscher halt so sagen! Da haben nun die Herrn g'meint, weil ich in dem Punkt mit mir reden laß — ich thät's in dem andern auch. — Aber das ist halt doch was anders als ein Roßhandel und meine Herrschaft ist kein Gaul, den man verschachert, und da sind sie halt bei mir an den Unrechten kommen. Wenn ich mir gelegentlich einen kleinen Nebenverdienst von fünfzig Märklein herausluchs', damit meine Herrschaft einen schlechten Gaul los wird, den wir schon lang anbringen möchten, so bin ich drum noch kein Hundsfott, der von einem Andern ebensoviele Tausend annimmt, um seine Herrschaft von Haus und Hof zu bringen! Und der arme alte Herr Vater, der sich ja

nicht mehr helfen kann, müßt' womöglich dann auch noch für die letzte Lebenszeit darben! — Nein, da haben sich die Herrn in dem Martin geirrt, die wissen nicht, was es heißt," — dem Alten laufen die Thränen über die runden Backen — „wenn man so ein kleines Prinzeßchen auf den ersten Gaul gesetzt und ihm die ersten Zügel ins kleine Händchen gegeben hat!"

„Martin," sagt die Gräfin sanft, aber sich kaum mehr beherrschend, „ich bitte dich fahr fort! Was boten sie dir?"

„Viel Geld, wenn ich ihnen wollte vor Gericht Zeuge stehen, daß Frau Gräfin verheiratet seien."

„Ah!" — das geängstigte Weib schlägt beide Hände vors Gesicht.

„Ruhig — ruhig, Frau Gräfin —" tröstet Martin, „ich hab's ja nicht gethan! Gräfliche Gnaden — ich bitt' Sie, halten Sie den Kopf hoch, jetzt ist nicht Zeit zum ohnmächtig werden, jetzt heißt's aufpassen und die Zügel gut in die Hand, daß die uns nicht vorkommen!"

„Ja, ja! Weiter!"

„Nun, sie haben's probiert, ob sie mich nicht überrumpeln könnten: Sie wüßten alles und ich wäre ja Zeuge bei der Trauung gewesen in Prankenberg!"

„Herr Gott!" Die Gräfin ist wie gelähmt.

Martin lacht: „Ich hab' mich aber nicht werfen lassen — ich hab' ein so dummes Gesicht gemacht, als könnt' ich keinen Gaul aufzäumen und als hätt' ich mein Tag des Lebens nichts von einer Trauung gehört, als von unserer Prinzessin mit dem hochseligen Grafen, Erlaucht. Bei der sei ich freilich in der Kirche gewesen, wie die ganze Diener-

schaft. Drauf murmelten sich die Herrn was Französisches zu — und nun frugen sie mich, was ich Lohn hätt' und wie ich's sagte, fanden sie's zu wenig für eine so reiche Herrschaft und fingen an, mir Offerten zu machen, bis zu fünfzigtausend Mark, wenn ich aussagte, was sie wollten. Ja, und damit kamen sie mir, Frau Gräfin seien im stande, zwei Männer zu heiraten, den Herzog wollten Sie zum Herrn Verwalter noch dazu nehmen und so ein Verbrechen wollten die Herrn in ihrer Familie nicht haben — — Drum müsse ich helfen, es zu verhindern! Das hat mich aber gar nicht gerührt, und ich hab' ganz kalt gesagt: ‚Das geht mich nichts an. Meine Herrschaft wird schon wissen, was sie zu thun hat!' Und damit bin ich abgeschoben und hab' die Herrn stehen lassen. Aber die haben Augen gemacht wie schiefrige Gäule, wenn sie an was nicht vorbei wollen. Ich bin dann zum Durchlauchtigsten Papa gegangen und als ich da nichts erfahren konnt', wie der Frau Gräfin zu helfen wär', wußte ich mir keinen Ausweg mehr, als den Schreibebrief an Gräfliche Gnaden selber zu schreiben. Ich bitt' halt um Verzeihung, daß ich so frei war! —"

„O Martin, du braver, alter Diener! Ich stehe beschämt vor deiner schlichten Treue, aber ich fürchte, dein Opfer ist vergebens — sie wissen ja alles, Martin, mich rettet nichts mehr!"

Martin lächelt verschmitzt in die dunkle Tiefe seines Hutes hinein, als schöpfe er aus ihm seine Weisheit: „Ich mein' halt so: Wenn die Herrn auch alles wissen — so können sie's drum noch nicht beweisen, denn die Josepha

ist tot, und wenn sie auf Prankenberg die rechte Auskunft bekommen hätten, so brauchten sie sich mein Zeugnis nicht so ein Heidengeld kosten zu lassen, da könnten sie das sparen!“

Die Gräfin hält sich den Kopf: „Ich weiß es nicht, ich kann nichts mehr denken! O Martin, wie soll ich dir danken? Wenn der Federstrich, der dir die fünfzigtausend Mark zuschreibt, die du von Wildenaus verschmähtest, dir lohnen kann — so nimm sie hin, aber deine Schuldnerin bleibe ich doch.“ Und sie wirft schnell einige Worte aufs Papier. „Da hast du einen Check auf fünfzigtausend Mark, laß dir's gleich morgen früh beim Bankier auszahlen — Versäume keine Stunde, solange ich noch etwas verschenken kann, jeder Tag kann's bringen, daß ich über nichts mehr verfügen darf. Da nimm's schnell!“

Aber Martin nimmt es nicht: „Ja, was denken denn Frau Gräfin: ich werd' mich doch nicht bezahlen lassen, wie ein bestochener Zeuge, dafür daß ich meine Schuldigkeit gethan hab'? Da wär's keine Kunst gewesen, das Geld auszuschlagen, wenn ich mir's nachher von der Frau Gräfin geben ließ. Nein, ich mach' meine unterthänigste Danksagung, — aber nehmen thu' ich's nicht.“

Die Gräfin ist tief beschämt. „Und wenn ich verliere, Martin, wenn sie einen Prozeß anfangen — dann kann ich dir deine Treue mit nichts mehr vergelten. Hast du auch daran gedacht, daß man mir alles nehmen kann, wenn der Nachweis gelingt, daß ich verheiratet bin?“

Martin nickt: „Ja, ja, ich kenn' ja das Testament vom hochseligen Herrn. Er war halt über 's Grab 'naus

eifersüchtig und hat der Frau Gräfin das Wiederheiraten versalzen wollen. Aber dessentwegen brauchen sich Gräfliche Gnaden nicht zu beunruhigen, ich hab' mir schon so viel erspart, daß ich mir ein Heimatl kaufen könnt' und für Frau Gräfin und den Herrn Verwalter thät's zur Not auch noch langen! Ich hab's ja doch alles von Ihnen!" Und dem Martin leuchtet das ganze, dicke Gesicht bei dem Gedanken vor heller Freude.

„Martin!" — mehr kann die Gräfin nicht sagen. Martin weiß nicht, wie ihm geschieht, — der Himmel fällt ein — die Frau Gräfin ist ihm an die Brust gesunken — an die alte, breite Brust, in der ein so dummes, kreuzbraves Herz schlägt —! Er weiß gar nicht, was er machen soll — er rührt sich so wenig, wie sich ein Mauerpfahl oder Brückenpfeiler rührt, an dem sich jemand hält, der ins Wasser gefallen ist. Aber in den sechsundfünfzig Jahren, die das kreuzbrave Herz schon unter der fürstlich Prankenbergschen Montur schlägt, hat es noch nie so gehämmert, wie in diesem Augenblick. — Sein Prinzeßchen! Er hält es wieder in den Armen, wie damals, wo er's zum erstenmal als Kind auf den Sattel setzte. Damals weinte es und klammerte sich an ihn, als das Pferd einen Satz machte, aber er hielt es fest und es war sicher geborgen in seiner Obhut — jetzt weint es wieder und klammert sich wieder in hilfloser Angst an ihn — aber jetzt ist es eine hohe Frau, die seinem Schutz entwachsen!

Die wild dahinstürmenden Leidenschaften, deren Zügel ihr entfallen und die sie bis an den Rand des Abgrundes geschleppt, kann der alte Kutscher nicht aufhalten und vor

diesem Sturz können seine treuen Arme sie nicht mehr bewahren —!

„So — so, Frau Gräfin,“ spricht er leise. „Der liebe Gott wird schon weiter helfen. Jetzt ruhen sich Frau Gräfin nur gut aus. Sie sind auch müde von der langen Reise. Morgen, wenn Frau Gräfin ausgeschlafen haben, werden Sie alles mit ganz anderen Augen ansehen. Und wie gesagt, wenn alle Stricke reißen — dann quartieren sich Gräfliche Gnaden beim alten Martin ein. Freilich, fürlieb müßten Frau Gräfin nehmen, wie wir's halt hätten. Aber Frau Gräfin mochten ja immer so gern Bauernbrot essen! Wissen Gräfliche Gnaden noch, wie Sie mir als kleines Prinzeßchen das Pferdsbrot aus der Krippe genascht haben und mir weismachen wollten, die Hühner hätten's gethan?“ Er lacht so herzlich mit seinem breiten zahnlückigen Mund.

„O und gar, wenn Sie ein Stück Käs erwischen konnten! Wissen Gräfliche Gnaden noch, wie Sie heimlich zu mir ins Kutscherstübel schlupften, und ich war grad beim Untermahl, da hat das Prinzeßchen gar oft mitgehalten, bis es einmal die Gouvernante gemerkt hat, und den ganzen Spaß verdarb! Ja, ja, Käs und Brot, das waren verbotene Genüsse und sind doch gute Gottesgaben, die kann sich auch der Aermste noch gönnen! Frau Gräfin müssen nur ans Kutscherstübchen denken und wie's Ihnen da geschmeckt hat! Na so weit sind wir noch nicht und werden's auch die vielen Freund' von Frau Gräfin nicht kommen lassen. Aber ich denk mir, wenn's einmal so weit wär', daß Frau Gräfin eher von mir so was annehmen könnten, als von den hohen Herrn!“

„Da magst du recht haben!" nickt die Gräfin sinnend.

„Gott mög' die Frau Gräfin beschützen, daß es weder zum einen, noch zum anderen kommt, — ich mein' nur so, — wie man halt redet! —" entschuldigt sich Martin. „Haben Frau Gräfin noch etwas zu befehlen?"

„Ja, mein guter Martin! Geh du mir morgen in aller Frühe zum Prinzen — oder vielmehr — jetzt Herzog von Metten-Barnheim, ich lasse ihn auf 10 Uhr zu mir bitten."

„Ach — der Herzog sind gerade heute auf die Auerhahnbeize gefahren — haben wohl nicht gewußt, daß Frau Gräfin kommen?"

„Freilich nicht! Ach mein Gott, — wie lang bleibt er denn fort?"

„Der Kutscher sagt mir, bis End der Woche."

„Auch das noch!" Sie steht in ratloser Verzweiflung da.

„Der Kutscher hat g'meint, Hoheit gingen auf Schloß Sternbach — wenn Frau Gräfin vielleicht telegraphieren wollten!"

„Ja, guter, alter Freund — du hast recht!" Und mit Fieberhast schreibt die geängstigte Frau ein Telegramm. „So, Martin, da hast du das Telegramm, irgendwo wird es ihn doch erreichen!"

Und sie denkt an die Depesche, die sie nach dem Passionsspiele vor neun Jahren an den Mann abfertigte, den sie heute als die letzte Hilfe zurückruft. Damals zeigte sie ihm an, daß sie in Ammergau bliebe, und ließ die Rosen verwelken, die ihrer daheim warteten, — jetzt bleibt sie daheim, und läßt die Rosen welken, die ihr in Ammergau erblüht.

Und als ob der alte Kutscher in ihren Zügen läse und

die stumme Sprache des bitter geschlossenen Mundes entzifferte, fragt er unsicher und zaghaft: „Ins Grieß fahren Gräfliche Gnaden wohl nicht?“

„Nein!“ sagt sie so kurz und herb, daß alles weitere abgeschnitten ist.

Da fliegt zum erstenmal ein Schatten über das ehrliche Gesicht Martins. „Geht es so?“ denkt er bei sich und schüttelt unwillkürlich den Kopf — „dann ist's g'fehlt!“ — Traurig, fast vorwurfsvoll wünscht er der geliebten Herrin „eine ruhsame Nacht!“ und humpelt wie müde hinaus. — Das hat ihm weh gethan — „das Letzte, was er da inne geworden ist — “ er wagt es aus Respekt für die Gebieterin vor sich selbst nicht auszusprechen!

Zehntes Kapitel.

Zwischen Armut und Schande.

Drei schwere Tage sind vorüber. Die Gräfin ist krank. Wenigstens gilt sie vor ihrer Dienerschaft als Patientin, die das Zimmer nicht verlassen kann. Deshalb darf auch niemand erfahren, daß sie zurückgekommen und die Fenster des Palais Wildenau bleiben verhangen, wie wenn die Besitzerin noch verreist wäre. So, im halben Dunkelarrest zu gänzlicher Unthätigkeit verurteilt, ist sie die wehrlose Beute ihrer nagenden Sorge. Der dritte Tag endlich bringt einen Hoffnungsschimmer, ein Telegramm vom Herzog: „Ich komme sechs Uhr abends!“

Die Gräfin erbleicht und zittert, als sie die wenigen Worte liest. Was soll nun werden? Sie weiß es nicht, sie fühlt nur, daß der Wendepunkt ihres Lebens da ist.

„Der Herzog von Metten-Barnheim wird heute abend kommen und ist vorzulassen, aber sonst niemand!“ lautet die Ordre an den Kammerdiener. Dann — um die Zeit herumzubringen, macht sie etwas Toilette. Ist sie arm, elend, ist sie nichts mehr von allem, was sie früher war — so will sie wenigstens noch schön sein, schön wie die sinkende Sonne, die im Untergehen sich und alles um sie her mit rosigem Schimmer verklärt.

Und als echtes Weib, das mit dem Tod noch spielt und einen Trost darin findet, sich schön im Sarge zu denken, wählt sie zu der furchtbar ernsten Beratung eines der zauberhaftesten Negligés ihrer reichen Garderobe. Weite, weiche Falten in rosa Crêpe de chine drapieren sich phantastisch über einem Unterkleid von rosa Plüsch, der in tausend Lichtern spiegelt, vom tiefsten Rosa bis ins zarteste Fleischfarb. Und das alles lose gerafft mit einzelnen grauen Perlen. Wie lange wird sie wohl die noch haben? Sie trägt sie vielleicht heute zum letztenmal. Die Hand zittert und ist eiskalt, mit der sie eine einzige Rosabandschlinge durch die gelösten Locken windet und sie mit einer Perlenagraffe zusammensteckt.

So steht sie da, wie Aphrodite, dem Schaum des Meeres entstiegen, und — sie lächelt bitter — sie soll sich nicht einmal aus dem Schlamm erheben können, in den ein Irrlicht sie gelockt? Dann überwältigt sie wieder ein so namenloses Gefühl ihres Elends, ihrer Schmach, daß ihr die ganze Pracht wie ein Hohn erscheint. Schon will sie die schimmernde

Hülle wieder abstreifen, da wird der Herzog gemeldet, es ist zu spät, jetzt ist keine Zeit zum Umkleiden mehr!

Sie eilt ins Boudoir, dem Herzog entgegen. — Wie in einer Rosenwolke schwebt sie auf ihn zu.

„Wie schön," ruft der Herzog bewundernd aus, „wie eine Braut! Es muß demnach ein freudiger Anlaß sein, der Sie mich rufen ließ und Sie so schnell hierher zurückführte?"

„Im Gegenteil — Herzog, eine Braut des Unglücks! Eine Büßende, die das Häßliche ihrer Schuld in den Augen des Freundes durch äußere Schönheit übertünchen möchte!"

„Hm! Das wäre jedenfalls ein unnötiges Beginnen, Madeleine, denn wie schön Sie auch sind, um Ihrer Schönheit willen lieb' ich Sie nicht. Auch nicht um Ihrer Tugenden willen — Sie haben nie ambitioniert, eine Heilige zu sein, außer einmal in Ammergau — und da ist es Ihnen am wenigsten gelungen! Was ich an Ihnen liebe, das ist das ganze große Weib, mit allen seinen Fehlern, das, Ihnen selbst Unbewußte, was für mich geschaffen ist malgré tout, trotz der Hindernisse, die Temperament und Verhältnisse zwischen uns auftürmen. Letztere sind Zufälligkeiten, die es fügen können, daß wir im ganzen Leben nicht zusammenkommen, die Ihnen aber das nicht nehmen können, was mir in Ihnen gehört, was nur ich verstehe, und was ich noch lieben werde, wenn ich Sie mit weißen Haaren als lebensmüde Matrone vor mir sehe, — vielleicht dann erst recht!"

Die Gräfin kann nicht sprechen vor Bewegung, sie zieht ihn neben sich auf einen Stuhl und sinkt matt in die Kissen und Felle ihres Divans nieder.

„Mein Gott, Sie haben ja ganz feuchtkalte Hände!“ sagt der Herzog, ihr besorgt und liebevoll in die Augen sehend: „Sie erschrecken mich. Sie sind trotz Ihres rosigen Schimmers bleich wie Ihre Perlen. — Und nun gar Perlen in den Augen? Madeleine — meine arme, gequälte, was ist denn wieder geschehen?“

„O Herzog, — helfen, raten Sie — sonst ist alles verloren! Die Wildenaus haben mein Geheimnis ausgespürt — Josepha, die Ammergauerin, die halbverrückte hat mich verraten!“

„Das ist der Dank für ihr gerettetes Leben — so?“ Der Herzog nickt keineswegs überrascht mit dem Kopf: „Das war bei dieser Art Menschen vorauszusehen. Warum retteten Sie die Närrin!“

„Ich konnte sie doch nicht ins Wasser springen lassen!“

„Das wäre vielleicht besser gewesen! Diese hinaufgeschraubten Komödienheiligen haben nicht einmal mehr so viel gesunde Natur in sich, um dankbar zu sein?“

„Ach, sie hatte auch Grund mir zu grollen, sie liebte mein Kind über alles und machte mir den Vorwurf, ich hätte es vernachlässigt. Diese Leute können sich das Wesen der Liebe nur in der Erfüllung niederer Pflichten und leiblicher Pflege denken. Daß man für diese keinen Sinn oder keine Zeit haben und dennoch lieben kann, das ist ihnen unverständlich!“

„Ein hübsches Verhältnis, wo die Dienerin sich zur Sittenrichterin der Herrin aufwirft und diese sich es gefallen läßt — ja sogar darin ein berechtigtes Motiv zur Entschuldigung des schnödesten Verrats erblickt. Ein einfacher

bürgerlicher Dienstbote, von seinen Eltern schlicht und recht erzogen, hätte seine Pflicht an der Herrschaft erfüllt, ohne zu philosophieren."

Die Gräfin nickt zustimmend, sie denkt an den alten Martin.

„Aber," fährt der Herzog fort, „für diese Ammergauer muß natürlich immer ein Extrabrot gebacken werden!"

„Lassen wir sie ruhen, sie ist tot! Wer weiß, wie es zuging und in welche Konflikte sie gebracht wurde."

„Ist sie gestorben?"

„Ja, sie starb dem Kinde nach!"

„So! wirklich?" sagt der Herzog nachdenklich und in milderem Tone: „Nun, dann hat sie wenigstens gesühnt. Aber meine liebe Madeleine, das macht die Kalamität nicht ungeschehen. Die Wildenaus werden jedenfalls versuchen, aus der Mitwissenschaft Ihrer Geheimnisse Kapital gegen Sie zu schlagen. Und da die lieben Vettern beständig in Spiel- und anderen Schulden stecken, besonders Ihr roter Vetter Fritz, so werden sie sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, der verehrten Cousine ihre Diskretion zum Betrage ihrer sämtlichen Schuldscheine anzurechnen!"

„Ach, wenn es nur das wäre!"

„Nur das? Was sollt' es denn noch sein — ich gebe ja zu, daß es für Sie unsagbar peinlich ist, Ihre Ehre und Ihre zartesten Geheimnisse in solchen Händen zu wissen — aber, wie lange wird es dauern, dann sind Sie ja doch, so Gott will, in einer Position, wo Sie dem Allem entrückt sind und ich —!"

„Herzog — o Gott — es steht viel schlimmer," ruft

die Gräfin händeringend: „O, barmherziger Gott — endlich, endlich muß es an den Tag! Herzog, Sie wissen nicht alles, das Aergste, — ich hatte nie den Mut, es Ihnen zu sagen — — — kennen Sie das Testament meines verstorbenen Mannes?"

„Ja, gewiß — es lautet, daß Sie das Vermögen, zu dessen Universalerbin er Sie machte, an die Vettern zurückzahlen müssen, wenn Sie sich wieder verheiraten. Was liegt daran — glauben Sie vielleicht, ich hätte je an Ihre Millionen gedacht?" Er lacht hell auf: „Ich schmeichle mir, daß meine Finanzen Sie diesen Ausfall Ihrer bisherigen Revenüen als meine Gattin nicht empfinden lassen werden!"

„Allmächtiger Gott, — Sie verstehen mich nicht! Jetzt ist der Augenblick da, vor dem mir immer bangte — o, wär' ich wahr gewesen — Herzog, vergeben Sie mir, beklagen Sie mich, ich bin das elendeste Geschöpf unter der Sonne, nicht Ihre Gattin, eine Bettlerin werd' ich — denn ich bin verheiratet und die Wildenaus wissen es durch Josepha!"

Es gibt Momente, wo es ist, als verstumme die ganze Welt — als hielten die Gestirne in ihrem Kreislauf an, um zu lauschen und nur das Sausen des eigenen Bluts in den Ohren sei noch hörbar. Nach einer Weile erst bemerkt man wieder andere Geräusche. — So ist es dem Herzog. — Lange kommt er sich vor wie taub und blind. Dann hört er auf einmal drei — vier Uhren, sogar ein paar im Nebenzimmer — das leise Sieden und Pfeifen der Gasflammen, dann schwere Atemzüge, und endlich fängt die Welt sich wieder an zu drehen und die Dinge nehmen ihren Verlauf.

Aber länger braucht auch der energische, aus seinen Bahnen gerückte Sinn des Herzogs nicht, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Ein Blick auf das hoffnungslose, hingesunkene Weib belehrt ihn, daß es jetzt nicht Zeit sei, an sich zu denken — daß er nie ernstere Pflichten für sie hatte, als seit heute. Er bemerkt erst jetzt, daß er sich, ohne es zu wissen, um eine halbe Zimmerlänge von ihr entfernt. Als hätte ihn eine Erderschütterung weggeschleudert und betäubt, daß er sich erst besinnen müsse, wie er dahin kam?

Sie streckt flehend die Hand nach ihm aus, mit Gedankenschnelle ist er wieder neben ihr und hat die arme kleine bittende Hand in der seinen. Die Gräfin spricht matt: „Ich habe Sie hingehalten und betrogen um Ihre edle große Liebe — jahrelang — weil ich erkannte, daß Sie mir zum Leben so notwendig, wie Vernunft und Wissenschaft und alle hohen Güter, die ich einst unterschätzt! — Ich wagte nicht, Ihnen das Geheimnis zu entdecken, aus Furcht Sie zu verlieren. — Der Augenblick ist da — Sie werden mich verlassen, denn Sie müssen nun eine andere Wahl treffen — aber zürnen Sie mir nicht, gönnen Sie mir den einen Trost, daß Sie ohne Groll scheiden!“

„So weit sind wir noch nicht! Ich sagte Ihnen ja vor zehn Minuten, daß die Zufälligkeiten des Temperaments und der Verhältnisse uns wohl trennen können, aber Ihnen das nicht rauben, was für mich geschaffen war, damit bricht man nicht so schnell. — Sie haben mich nicht betrogen, denn Sie haben mir nie gesagt, daß Sie mich lieben oder mein Weib werden wollen, und Ihre Haltung

war tadellos! — Ihr Mann konnte jeden Augenblick Zeuge unseres Verkehrs sein. Glauben Sie mir, die kleinste Lascivität, das kleinste Zugeständnis, durch das Sie mir gegenüber Ihrem Gatten etwas vergeben hätten — würde jetzt in mir selbst den strengsten Richter finden. Aber Sie waren, wenn auch jedenfalls eine unglückliche, aber doch eine pflichtgetreue Frau — das kann ich bezeugen. Und wenn ich mich Illusionen hingab, so ist es nicht Ihr Fehler — wer kann von einer so zartbesaiteten Natur wie Sie verlangen, daß sie den Scharfrichter am Herzen des besten Freundes mache? Das sind Gewaltmittel, die sich nicht mit der süßen Schwäche vereinbaren lassen, die Sie so schuldig und so entschuldbar macht!" —

Die Gräfin verbirgt das Gesicht wie vergehend vor Scham und Reue.

„Lassen Sie uns die Fassung bewahren und vertrauen Sie mir, nach wie vor, die Sorge für Ihr Wohl, denn Ihre Lage erfordert jetzt allerdings äußerste Vorsicht und Besonnenheit. Nun aber, Madeleine — haben Sie keinen Vorwand mehr, mir nicht die volle Wahrheit zu sagen! — Denn nun muß ich alles wissen, um handeln zu können. Wollen Sie mir meine Fragen beantworten?"

„Ja!"

„So sagen Sie mir — sind Sie wirklich mit Freyer getraut?"

„Ja!"

„Also soll die Farce doch noch tragisch enden!" murmelt der Herzog: „Ich kann und will's nicht glauben, —

es ist zu widersinnig, daß eine Frau wie Sie an dem Ammergauer Mummenschanz zu Grunde gehen soll."

„Daran nicht, aber an der Vermessenheit, mit der ich die Gottheit zu mir herabziehen wollte. Dafür werde ich gestraft. O, es ist eine harte Strafe! So inbrünstig habe ich Gott gesucht und statt seines Angesichts zeigte er mir eine Larve und läßt mich dann die Täuschung mit der Reue eines ganzen Lebens büßen!"

„Ach, ich bitte Sie, glauben Sie wirklich, daß die höchste Weisheit sich mit Ihnen einen so grausamen Maskenscherz gemacht hätte? Wofür sollten Sie denn so furchtbar gestraft werden? Daß das Stück Faust in Ihnen, was in jedem Menschen steckt, sei's Weib oder Mann, ihn ‚mächtig angezogen, an seiner Sphäre lang gesogen', das soll durch einen höhnischen Betrug gerächt werden, an dem Sie sich verbluten? Nein, ma chère amie, Gott hat Sie weder täuschen noch strafen wollen. Er hat sich Ihrem Verlangen gezeigt, oder besser, Ihr Verlangen hat sich eingebildet, ihn zu sehen — und hätten Sie sich damit begnügt, Sie wären beglückt heimgezogen mit dem Antlitz Ihres Gottes im Herzen, wie die Tausende, die sich am Passionsspiel erbauten. Sie aber wollten *mehr*; Sie sind eine sinnlich-religiöse Natur, die das Wesen nicht von der Erscheinung zu trennen vermag, und nachdem Sie ihn *gesehen* — wollten Sie ihn auch *besitzen*, in eben der Gestalt, in der er Ihnen erschienen! Wenn es auf Sie angekommen wäre, Sie hätten der ganzen Welt ihren Gott gestohlen! Zum Glück für diese aber war es nur Herr Freyer, den Sie stahlen, — und nun Sie den Irrtum erkennen, machen

Sie dem lieben Gott den Vorwurf, Sie angeführt zu haben. Sie reden immer von Ihrem Glauben an Gott und haben doch eine so miserable Meinung von ihm? — Was kann denn Gott dafür, wenn Sie sich einbilden, der arme Passionsspieler, der seine Maske trägt, müsse er selbst sein und jenen daraufhin heiraten?"

Die Gräfin schweigt. — Das ist der Ton, den sie nie an ihm gewöhnen lernt. Er ist ihr alles — ihr einziger Vertrauter und Ratgeber, aber das, was im Passionsspiel mit ihr vorging, dafür fehlt ihm das Verständnis.

„Nicht wahr, ich kehre den trockenen Skeptiker wieder heraus, über den Sie sich so oft geärgert haben?" sagt der Freund, dessen scharfer Beobachtung nichts entgeht: „Aber ich schmeichle mir, daß Sie sich mit dem nüchternen Standpunkt jetzt eher aussöhnen werden, nachdem Sie sich überzeugt, wie bedenklich der Verkehr mit ‚Phantomen' und Halbgöttern ist, die ihre Opfer auf Abwege locken, auf denen man sich moralisch den Hals bricht!"

Die Gräfin kann sich eines schmerzlichen Lächelns nicht erwehren. — „Sie sind unverbesserlich!"

„Nun ja, man muß nur die Dinge nehmen, wie sie sind. Weil Sie sich nicht eingestehen wollen, daß Sie — verzeihen Sie mir die Offenheit — eine Thorheit begangen, und sich um einer phantastischen Laune willen Ihr Leben ruiniert haben, deshalb muß die Laune zu einer „göttlichen Fügung" aufgebauscht werden und das unthätige Ertragen ihrer Folgen zu einem verdienstlichen Martyrium. Ich aber glaube, daß der liebe Gott weder an Ihrer Verheiratung mit Herrn Freyer schuld ist, noch jetzt an Ihrem selbst-

bereiteten Martyrium, und deshalb sage ich auch, halte ich Ihre Ehe, vulgär gesprochen, für keine im Himmel geschlossene, — das heißt für keine solche, die unlöslich ist!“

Die Gräfin schrickt zusammen, als hätten plötzlich ihre eigenen verborgensten Gedanken verräterisch mit Fingern auf sie gezeigt. „Herzog, Sie nehmen das so leicht?“

„Daß ich es nicht leicht nehme, beweist der ungeheure Umschweif, den ich zur Beseitigung aller etwaigen moralischen und religiösen Skrupel machte. Die praktische Seite der Frage bedarf kaum einer Erörterung. Um aber vorerst bei der religiös-moralischen zu bleiben, bitte, sagen Sie mir, sind Sie kirchlich oder civil getraut?“

„Kirchlich!“

„Wann und wo?“

„In Prankenberg, nach dem Passionsspiel. Im August werden es zehn Jahre.“

„Und wie geschah das alles?“

„Sehr einfach: Mein Vater, der mich plötzlich aufsuchte, wie immer, wenn er Schulden hatte, merkte, daß ich Freyer heiraten wollte und, einen öffentlichen Skandal befürchtend, gab er mir den Rat, zur Rettung des Vermögens — das er fast notwendiger brauchte als ich — mich heimlich zu vermählen. An allen Orten, wo das Tridentinische Konzil verkündet, sei es zur Gültigkeit einer Ehe hinreichend, wenn zwei Brautleute vor dem zuständigen Pfarrer und zwei Zeugen erklären, daß sie sich zur Ehe nehmen wollen. Da mein Vater nie sehr zuverlässig war und jeden Tag seine Meinung ändern konnte, eilte ich, den Rat auszuführen, bevor es ihm einfiele, mir etwas in den

Weg zu legen, der zuständige Pfarrer auf Prankenberg war ja ganz in seiner Hand. Und so reiste ich mit Freyer und Josepha noch in derselben Nacht ab. In Prankenberg war ein alter Kutscher, Martin, dessen Treue ich von Kindheit auf kannte. Ihn und Josepha nahm ich zu Zeugen und so überraschten wir den alten Pfarrer beim Kaffee." —

Der Prinz macht eine Bewegung. — „Was, beim Kaffee?"

„Ja — ehe er die Tasse beiseite schieben konnte, hatten wir unsere Erklärung abgegeben — und es war geschehen!"

Der Prinz springt auf, seine Augen sprühen, sein ganzes Wesen ist in Aufruhr: „Und das nennen Sie getraut sein? Und machen sich und mir diese Angst?" Er atmet wie von einem Alp erlöst tief auf: „Madeleine, hätten Sie mir das doch gleich gesagt!"

„Aber warum denn? Ist denn die Sache deshalb anders?"

„Ich bitte Sie, Sie werden sich doch nicht selbst einreden, daß diese Komödie bei dem alten Pfarrer in Schlafrock und Pantoffeln, mit Morgenpfeifchen und Mokkaduft — eine Trauung war? Sie werden doch nicht verlangen, daß ich, als Protestant, oder irgend ein aufgeklärter Katholik sie dafür ansehen solle?"

„Aber, was kommt denn auf die Form an? Gerade der Protestantismus gibt nichts auf die Form — da gilt ja nur der Sinn!"

„Aber der Sinn fehlte eben auch — wenigstens bei Ihnen — für Sie war es nur eine Form, nennen wir's eine Tugendform, die Sie der Heiligkeit der Christusmaske

des Geliebten schuldig zu sein glaubten.“ Er faßt ihre Hand so leidenschaftlich wie nie: „Madeleine, seien Sie einmal wahr gegen sich und mich — hab' ich nicht recht?“

„Ja!“ haucht sie kaum hörbar.

„Nun also — wenn der Sinn fehlte und die gewählte Form eine ungültige ist — was bindet Sie denn dann?“

Madeleine verstummt. Diese Frage gehört zu dem, was ihr Geheimnis ist, was er nie verstehen würde. Er ist eine zu positive Natur, um mit etwas anderem als mit Thatsachen zu rechnen. Der Herzog fühlt ganz gut, daß sie ihm die Antwort schuldig bleibt, nicht weil sie keine hat, sondern weil sie ihm die richtige nicht geben will. — Aber er läßt sich nicht beirren: „Hat Ihnen denn der alte Pfarrer eine schriftliche Bestätigung dieser ‚heiligen Handlung‘ gegeben, nennen wir es mit dem stolzen Namen eines Trauscheins.“

„Ja!“

„Wer hat die Papiere?“

„Freyer!“

„Das ist unangenehm, denn es gibt ihm ein scheinbares Recht, sich als verheiratet zu betrachten und uns Schwierigkeiten zu machen, die den Fall nicht vereinfachen dürften. Aber mit Freyer werden wir fertig — den fürchte ich weniger. Bedrohlicher ist Ihre Lage durch dieses Märchen von einer heimlichen Ehe, das Josepha in gutem Glauben den Wildenaus zu Ohren gebracht hat. Dies ist eine Kalamität, die rasche Abhilfe braucht. Sonst ist eigentlich alles wie es war, als Sie nach Cannes reisten. Für

mich ändert diese Komplikation nichts. Ich halte mein Wort aufrecht. Wenn Sie ihn nicht mehr lieben, so brechen Sie mit Freyer, das Wie? ist hier Nebensache und ergibt sich bei solchen Gefühlsmenschen von selbst — das überlasse ich Ihnen! Aber brechen Sie mit ihm und reichen Sie mir die Hand — dann ist der ganze Spuk zerronnen. Wir erstatten den Wildenaus das Vermögen gutwillig zurück und diese haben kein Interesse mehr daran, die Sache weiter zu verfolgen."

„Ist das wahr? Sie könnten im Ernst noch jetzt daran denken — und ich, mein Gott, soll ich denn zur doppelten Verbrecherin werden?"

„Aber, chère amie, sehen Sie doch nur die Dinge ein klein wenig sachlich an."

„Und selbst, wenn ich sie sachlich betrachte, so verstehe ich nicht, wie ich mich wieder vermählen könnte, ohne geschieden zu sein und jetzt eine Scheidung einleiten, hieße ja die Ehe erst recht an den Tag bringen."

„Wer soll Sie denn scheiden, wenn niemand Sie getraut hat? Bürgerlich sind Sie noch ledig, da Sie nicht standesamtlich eingeschrieben, — kirchlich sind Sie nicht getraut, wenigstens nicht im Sinn der überwiegenden Mehrheit derjenigen christlichen Länder und Konfessionen, für welche das Tridentinische Konzil nicht maßgebend ist! Wollen Sie nun einer sentimentalen Skrupulosität zuliebe Ihre Ehre und Existenz opfern? Wollen Sie den Wildenaus zugestehen, daß Sie verheiratet sind? Dann müssen Sie nicht nur das Vermögen, sondern auch die seit neun Jahren widerrechtlich genossenen Zinsen ersetzen, was Ihr kleines

Privateigentum noch dazu verschlingen und Sie der letzten Subsistenzmittel berauben wird! Und was dann? — Wollen Sie mit dem „Herrn Verwalter“ unter dem Hohngelächter der Gesellschaft vom Schauplatz abziehen, ihm daheim in Ammergau die Suppe kochen, sich von seiner Hände Arbeit ernähren und zu Weihnachten ein Kattunkleidchen von ihm schenken lassen?“

Die Gräfin schaudert wie von Fieberfrost geschüttelt.

„Oder wollen Sie mit Freyer so fortleben wie bisher und es darauf ankommen lassen, daß die Vettern eine Untersuchung gegen Sie einleiten und der Welt das Schauspiel geben, sich mit Ihnen um das Vermögen herumzuzanken? Dann müssen Sie erst recht den dogmatischen und staatsrechtlichen Beweis führen, daß Sie nicht getraut sind. Das dürfte Ihnen freilich nicht schwer fallen, — aber, hier bitte ich Sie, noch einige Eventualitäten ins Auge zu fassen: Wenn nämlich die Frage auch dahin entschieden wird, daß Ihre Ehe illegal war, dann wird die Frage auftauchen, als was Sie selbst Ihre Ehe angesehen haben? Und es dürfte den Wildenauschen Advokaten einfallen, daß Sie sich doch, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, als verheiratet betrachteten und das Vermögen mit Bewußtsein defraudiert haben!“

„Allmächtiger Gott!“

„Oder wollen Sie sich dann vor einem Strafverfahren dadurch retten, daß Sie behaupten, Ihr Verhältnis mit Freyer als — wilde Ehe aufgefaßt zu haben?“

„Oh“ — der Gräfin schießt ein Blutstrom der Scham ins Gesicht.

„Da wäre natürlich die Rechtfertigung entehrender als die Anklage — Sie werden also auch darauf verzichten müssen! Sie sehen, Sie sind in einen circulus vitiosus geraten, aus dem Sie nicht mehr herauskommen. Wohin immer Sie sich wenden — Sie haben nur die Wahl zwischen der Civilkammer oder dem Staatsanwalt, der Armut oder der Schande, wenn Sie sich nicht entschließen, Herzogin von Metten-Barnheim zu werden und sich so mit einem Sprung aus den schmutzigen Wogen, die Sie jetzt umdrohen, in die reine, unnahbare Sphäre der Macht und Hoheit zu versetzen, in die Sie gehören! Meine Arme sind immer aufgethan, Sie zu retten — mein Herz ist bereit Sie zu lieben und zu schützen — können Sie noch zaudern?"

Da stürzt das gefolterte Weib vor ihm nieder: „Herzog — Emil — retten Sie mich — ich bin die Ihre!"

Elftes Kapitel.

Trennung.

Wenige Minuten sind vergangen — für den Herzog eine Welt von Glück — für die Gräfin von Elend. Der Herzog neigt sich zu der schönen zitternden Gestalt nieder, sie in seine Arme zu ziehen zum erstenmal — !

„Hab' ich dich endlich errungen — geliebtes, lang ersehntes Weib?" ruft er siegestrunken. „Siehst du's nun ein, was es mit deinen ‚göttlichen Fügungen' für eine Bewandtnis hat? Die Klugheit und Ausdauer eines einzigen

Mannes, der weiß, was er will, hat sie zu Schanden gemacht, und alle Zeichen- und Wunderhelden aus dem Felde geschlagen! Glaubst du's jetzt, was ich vorhin sagte: daß wir unsere eigene Vorsehung sind?"

„Das wird sich zeigen, überhebe dich nicht und lästere nicht, Gott könnte den Uebermut strafen!" spricht sie matt und entzieht sich sanft seinem Arm.

„Madeleine — keinen Brautkuß — nach jahrelangem Hoffen und Harren?"

„Noch bin ich Freyers Gattin," sagt sie abwehrend — „erst wenn ich von ihm getrennt bin!"

„Sie haben recht! Ich will den ersten Kuß meiner Braut nicht einem Andern stehlen. Ich danke Ihnen, daß Sie mein künftiges Recht in dem seinen ehren!" Und seine Lippen berühren nur freundschaftlich kühl ihre Stirn. Dann erhebt er sich: „Es ist Zeit, daß ich gehe, denn da ist keine Minute zu verlieren." Er sieht auf die Uhr: „Es ist Sieben! Ich will sogleich Vorkehrungen treffen, ich reise morgen nach Prankenberg!"

„Sie wollen?"

„Ich will vor allen Dingen nachsehen, was im Kirchenbuch steht und was für ein Mensch der katholische Pfarrer dort droben ist. Damit man sich ein Bild von dem machen kann, was die Wildenaus ausgespürt haben und wie weit ihre Beweise reichen, — damit man doch weiß, wie man sich mit den Herrn zu stellen hat, bis Sie Ihr Verhältnis zu Freyer lösen können, ohne gewaltsame Katastrophe und, ohne etwas übereilen zu müssen. Auch will ich nach Barnheim und dort alles in der Stille für unsere Verbindung

vorbereiten. Je schneller alle diese geschäftlichen Fragen bereinigt sind, desto eher können wir unsere Verlobung proklamieren. Und daß ich darauf brenne, Sie endlich die meine nennen zu dürfen, das werden Sie — hoffentlich verstehen!"

„Aber vor allem muß mein Verhältnis mit Freyer geordnet sein," sagt die Gräfin ausweichend. „Wir können ihn nicht abthun wie eine Geschäftsfrage. Er ist doch ein Mensch von Herz und Gemüt — dem müssen wir Rechnung tragen. Ich könnte keine Stunde glücklich sein, wenn ich wüßte, daß er unglücklich ist!"

„Und haben ihn doch Wochen und Monate allein gelassen ohne Gewissensbisse?" sagt der Herzog nicht ohne Schärfe.

„Das that nicht ich, das thaten die Verhältnisse, das aber, was jetzt geschieht, thue ich — und muß die Verantwortung dafür tragen. Helfen Sie mir sorgen, daß Sie nicht zu schwer werde!" Es ist ein schöner, edler Ausdruck, mit dem sie das sagt, und er zieht gerührt ihre Hand an die Lippen.

„Gewiß, Madeleine! Wir wollen Rücksicht auf den Mann nehmen und alles so schonend wie möglich machen. Aber Madeleine, bedenken Sie, daß, wie ich vorhin seine Rechte geachtet, Sie jetzt auch meine Rechte zu wahren haben und daß jede Stunde, die Sie länger als nötig in diesem Verhältnis zwischen ihm und mir stehen — ein Verrat an beiden ist. Es kann nicht nach Ihrem Geschmack sein, eine solche Rolle zu spielen — darum verlieren Sie keine Minute, sich derselben zu entledigen!"

„Gewiß — Sie haben recht!“

„Werden Sie stark sein — werden Sie die Kraft haben, das Unvermeidliche zu thun — und bald zu thun?“

„Ich habe stets gekonnt, was ich wollte — ich kann auch das!“

Der Herzog nimmt ihre Hand und sieht ihr lange und ernst in die Augen: „Madeleine — ich frage nicht: liebst du mich? Ich frage nur: glaubst du, daß du mich lieben wirst?“

Die tiefe Bescheidenheit dieser Frage ergreift ihr Herz mit einer unbeschreiblichen Wehmut und in überquellender Dankbarkeit für so viel große, alles gebende und so wenig fordernde Liebe neigt sie das Haupt: „Ja, — ich glaube es!“

Da verstummt des Herzogs sonst so schlagfertige Rednergabe, — für das Glück dieses Augenblicks hat er keine Worte! —

Was ist das? Stimmen im Vorzimmer, — es ist wie ein Streit. Jetzt klopft es heftig an die Thür.

„Herein!“ ruft die Gräfin mit einem eigentümlichen Schauder. Der Kammerdiener eilt herein mit verstörter Miene: „Ein Herr, ‚Verwalter Freyer‘ nennt er sich, ist da — folgt mir schon auf dem Fuße — wollte sich durchaus nicht abweisen lassen.“ Er deutet mit der Hand zurück, wo Freyer bereits sichtbar wird.

Die Gräfin ist zur Bildsäule erstarrt. „Ich lasse den Herrn Verwalter bitten, einen Augenblick zu warten!“ befiehlt sie laut, mit der ganzen Wucht der Gebieterin. —

Der Kammerdiener tritt zurück und man sieht, wie er die Thür fast gewaltsam schließt. —

„Treiben Sie's nicht zu weit —“ sagt der Herzog, „er scheint sehr erregt zu sein — solche Leute muß man nicht reizen. Lassen Sie ihn herein, bevor er die Thür forciert und einen Skandal vor dem Kammerdiener macht! Er kommt ja wie gerufen — in dieser Stimmug wird er Ihnen den Abschied sehr erleichtern! Also führen Sie's zu Ende! Aber ruhig, keine Scene — soll ich in der Nähe bleiben?“

„Nein — ich fürchte mich nicht — es wäre unedel, wenn ich Ihnen gestattete ihn zu belauschen. Vertrauen Sie mir und überlassen Sie mich meinem Schicksal.“

In diesem Augenblick werden die Stimmen wieder lauter und jetzt wird die Thür heftig aufgerissen — Freyer steht im Zimmer.

„Was ist das — bin ich vogelfrei im eigenen Hause?“ ruft die Gräfin, in der sich's trotzig gegen diese Gewaltthat aufbäumt.

Freyer steht da am ganzen Körper zitternd, man hört, wie ihm die Zähne aneinanderschlagen: „Ich wollte nur fragen, ob es der Wille der Gräfin Wildenau ist, mich — von Ihrem Bedienten insultieren zu lassen?“

„Gewiß nicht!“ antwortet die Gräfin mit Würde, „wenn mein Diener Sie insultierte, so wird Ihnen Genugthuung werden — nur wünschte ich, Sie hätten diese in einer weniger unpassenden Weise verlangt.“

Der Herzog nimmt ruhig seinen Hut und küßt der Gräfin die Hand: „Restez calme!“ dann grüßt er Freyer im Hinausgehen mit jener vornehmen Höflichkeit, die zugleich reizt und entwaffnet. —

Freyer tritt dicht vor die Gräfin hin, seine Augen irren

unstät, seine ganze Erscheinung ist schreckenerregend: „Alles auf der Welt hat sein Maß, auch die Geduld — die meine ist zu Ende! Sag' mir, sage — bist du mein Weib — du da, in der bunten Maskerade mit Schleifen und Perlen — bist du die trauernde Mutter eines toten Kindes? Ist das mein Weib, die sich putzt für einen Andern, die sich einschließt mit einem Andern, oder wenigstens Befehl gibt, nicht gestört zu werden, — die den angetrauten Mann draußen von ihrem Bedienten mit Fäusten zurückweisen läßt — und es dann unpassend findet, wenn sich der letzte Rest von Manneswürde in ihm aufbäumt und er von seinem Weibe Genugthuung fordert? Ich frage, wo ist der Mann, der da nicht rasend würde? Ich frage, wo ist das Weib, das mich einst geliebt hat? Bist du's, die mich verläßt, verrät, verächtlich macht vor sich und andern? Wo — wo — auf der weiten Welt ist ein Mensch so betrogen, so mit Füßen getreten worden, wie ich von dir? Hast du mir darauf eine Antwort, Weib?!"

Die Gräfin ist totenbleich, das Entsetzen schnürt ihr fast die Kehle zu. Zum erstenmal blickt sie der Gorgone, Volkswut, ins Antlitz und versteinernd faßt sie der Gedanke: „Damit wolltest du leben?" Ein Grauen beschleicht sie — sie weiß nicht, ist es Furcht oder Abscheu, sie weiß nur, daß sie den „schmutzigen Wogen" entfliehen muß, die sich immer näher heranwälzen. —

Es gibt keinen undurchdringlicheren Panzer, als die Kälte eines abgestorbenen Gefühls. Damit wappnet sie sich: „Ich bitte, mir zu sagen, wie du daherkamst, was du wünschest und was dich in solche Aufregung versetzte?"

„Was — heiliger Gott, du fragst noch? Ich komme hierher, um zu erfahren, wo du jetzt seist, wohin ich dir schreiben könnte, da du mir auf meine Anzeige vom Tode Josephas nicht mehr geantwortet hast — und ich dir schreiben wollte, daß ich das Leben so nicht mehr aushalte! — Nun, wie ich unten beim Portier nach deiner Adresse frage, kommt der alte Martin dazu und sagt mir, du seist da. Ich will es versuchen, ein Wort, ein letztes Wort mit dir zu reden — ich gehe herauf, finde den Kammerdiener, bitte, beschwöre ihn, mich zu melden, oder wenigstens zu fragen, wann ich dich sprechen könne! Du habest einen Besuch, wo du nicht gestört werden dürfest, ist die höhnische Antwort. Da erwacht das Bewußtsein meines Rechts in mir und ich befehle ihm, mich zu melden — du weisest mich ab: ‚Ich soll warten‘ — ich — soll im Vorzimmer warten, während du mit deinem ehemaligen Bewerber, ich sah's unter der Thür, vertraulich flüsterst! Da vergess' ich alles und nähere mich der Thür — der Diener will mich abhalten, ich schleudere ihn zur Seite und da — trifft mich ein Schlag ins Gesicht — in eben das Antlitz, das du einst das Antlitz deines Gottes genannt — die Faust deines Bedienten! Wenn ich nicht in dem Augenblick noch so viel Besinnung hatte, mir zu sagen, daß der Diener ja nur dein Werkzeug war — so hätt' ich ihn mit diesen meinen eigenen Händen zerrissen, wie ich jetzt dich zerreißen müßt' — wenn du nicht ein Weib wärst und mir auch in deiner Sünde noch heilig!“

„Ich bedaure aufrichtig, was geschehen, und nehme es dir nicht übel, daß du mich — wenigstens indirekt dafür verantwortlich machst. Ich werde selbstverständlich den Diener

entlassen, — obgleich er eine Entschuldigung darin hat, daß du ihn provoziert hast und er dich nicht kannte."

„Ja, er kann mich freilich nicht kennen, wenn ich nie zum Vorschein kommen darf!"

„Gleichviel, er darf sich auch gegen einen Fremden nichts Derartiges erlauben, er wird also mit Entlassung bestraft!"

„Weil er sich auch gegen einen Fremden dergleichen nicht erlauben darf?" Freyer lacht schmerzlich, bitter: „Ich danke dir, behalte deinen Bedienten — auf diese Genugthuung verzichte ich!"

„Ich weiß nicht, was du sonst willst!"

„Das weißt du nicht? O mein Gott, wenn das früher geschehen wäre, was hättest du da empfunden! Wie war dir's, bitte, erinnere dich daran, im Passionsspiel, wo ich zum Schein den Backenstreich bekam? Traf er dich nicht, wie du sagtet, in das eigene Herz? Wie müßte dir's erst sein, wenn du es in Wirklichkeit siehst? O Weib, die Thränen müßten dir über die Backen rinnen vor Jammer um den armen verkommenen Mann, der das einzige Mal, wo er es wagte, sich deiner Schwelle zu nahen, von deinen Lakaien mißhandelt wird. Wenn du noch einen Funken Liebe für mich hättest, so fühltest du, daß ein einziger Kuß, der mir mitleidig die Schmach von der Wange tilgte, eine bessere Genugthuung wäre, als die Entlassung eines Dieners, den du auch jedem Fremden geopfert hättest! — — Aber es ist vorbei, wir verstehen uns nicht mehr!"

Einen Augenblick kämpft die Gräfin zwischen Erbarmen und Widerwillen. Aber bei dem Gedanken, mit ihren Lippen

das Antlitz berühren zu sollen, das von der Hand ihres Dieners geschändet, übermannt sie der Ekel und sie wendet sich ab.

„Ja, kehr' mir nur den Rücken, — denn wenn du mir jetzt in die Augen sähest, müßtest du die deinen niederschlagen und rot werden vor Scham!“

„Ich bitte zu bedenken, daß ich an derartige Ausbrüche nicht gewöhnt, genötigt sein würde, die Unterredung abzubrechen, wenn dein Benehmen nicht eine Form annimmt, die dem Bildungsgrad meiner Kreise mehr entspricht.“

„Jawohl, ich verstehe! Graut dir vor dem Element, das du entfesselt? Nicht wahr, zur Abwechslung war so ein Bauer schon recht, er hat doch anders, heißer, wilder geliebt, als eure glatten Stadtherrn. Da war die Kraft und das Ungestüm des Naturmenschen nicht zu roh, als ich dich durch den brennenden Wald trug und die stürzenden Stämme auffing, die dich zu zerschmettern drohten, — da fürchtetest du mich nicht, da wiesest du mich nicht in die Schranken deiner gesellschaftlichen Form, im Gegenteil, da jubeltest du auf vor Lust, daß es noch Kraft und Gewalt in der Welt gebe, und fühltest dich als Titanin! — Warum bist du denn jetzt auf einmal so nervenschwach und kannst mich nicht ertragen, weil sich's wider dich kehrt?“

„Nein,“ sagt die Gräfin mit einem Blitz tödlichen Hasses aus ihren unergründlichen grauen Augen: „Nicht deshalb — sondern weil ich dich damals für etwas anderes hielt, als jetzt. Damals glaubte ich, einen Gott vor mir zu haben und jetzt sehe ich, daß es ein —“ Sie hält inne.

„Fahre nur fort — thue dir keinen Zwang mehr an — jetzt siehst du, daß es ein Bauer war!“

„Du nanntest dich ja vorhin selbst so.“

Freyer steht da wie vom Blitz getroffen. Es ist als müsse er erst Atem schöpfen, und lange stumm wiegt er das Haupt hin und her, als habe er einen betäubenden Schlag darauf empfangen. „Ja,“ stammelt er leise, „ich nannte mich selbst so, aber — du hättest es nicht thun sollen — du nicht!“ Er greift nach der Lehne eines Stuhls, um nicht zu wanken.

„Du selbst bist schuld,“ sagt die Gräfin kalt. „Aber — willst du dich nicht setzen? Wir haben nur noch wenige Worte mit einander zu reden. Du hast die Christusmaske in diesem Augenblick abgestreift und mir die letzte Illusion aus dem Herzen gerissen. In einem Menschen, der so von Wut entstellt vor mir gestanden, kann ich das Bild des Erlösers nicht mehr sehen.“

„Wurde Christus nicht auch zornig, als er die Händler im Tempel sah? Und du, du schändest das Allerheiligste deines und meines Herzens für schnöden Besitz und eitle Güter, — ich aber soll nicht zornig werden! Vor kaum einem Jahr noch, am Bett unseres kranken Kindes, machtest du mir den Vorwurf, daß ich nicht aufhören könne, den Christus zu spielen, — jetzt — bin ich aus der Rolle gefallen! Es ist eben so, ich möchte sein, wie ich wollte, ich wäre dir nicht mehr recht, denn die Liebe fehlt, die aus dem Bauern einen Gott machte! Aber eins möcht' ich dir noch sagen, wenn ich roh und ein Bauer bin, jetzt noch, nach neunjähriger Ehe mit dir, — so trifft der Vorwurf nicht

mich allein. Du hättest mich veredeln und bilden können, meine Seele lag in deiner Hand," — die Thränen brechen ihm hervor: „Weib, was hast du aus meiner Seele gemacht?"

Er sinkt in einen Stuhl, seine Kraft ist gebrochen. Die Gräfin schweigt, der Vorwurf trifft sie. — Sie hat sich nie die Mühe genommen, seine Fähigkeiten zu entwickeln, sich geistig mit ihm zu beschäftigen. Nachdem seine poetische Quintessenz für sie erschöpft war — warf sie ihn weg, wie ein ausgelesenes Buch.

„Du hast es gewußt, ich hab dir's gesagt, daß ich ein armer Bube wár, aufgewachsen mit den Pferden auf der Weide, und was ich weiß, das wenige, hab ich nachgeholt aus eigenem Antrieb. Ich hätte dir's gedankt, wenn du mich aus dem Bann der Unwissenheit erlöst und die Sehnsucht gestillt hättest, die den Halbgebildeten nach den Schätzen der Kultur erfüllt, von denen er ein weniges weiß, gerade genug um zu begreifen, wie viel ihm fehlt. Aber wenn ich über so etwas mit dir reden wollte, dann ließest du mich ungeduldig meine Unzulänglichkeit empfinden, und das beschämte und verschüchterte mich. So kam ich in dem einsamen Leben immer mehr herunter — und verwilderte, statt mich zu bilden! Weißt du, was die schwerste Strafe für Verbrecher ist? Einzelhaft! — Und man darf sie nur auf kurze Zeit ausdehnen, weil die Leute wahnsinnig davon werden! — Seit das Kind und Josepha tot sind, bin ich solch ein Unglücklicher und du — schreibst mir nicht einmal mehr eine Zeile, nicht ein Wort mehr hast du für mich! Ich fühl's, wie's allmählich mein Gehirn umnachtet! — Weib, wenn du auch Macht hättest

über Leben und Tod — meine Seele darfst du nicht morden, dazu hast du kein Recht, — auch das Gesetz tötet nur den Leib, nicht die Seele. Und wo es zum Tod verurteilt, da sorgt es, daß die Qual möglichst verkürzt werde. Du bist grausamer als das Gesetz, denn du zerstörst dein Opfer langsam — geistig und körperlich!“

„Fürchterlich!“ murmelt die Gräfin vor sich hin.

„Ja, fürchterlich ist's! — Da kommt ihr und lockt und seufzt und küßt uns den Saum der Gewänder, solange die Täuschung eurer erhitzten Phantasie währt, und euer Wahn steckt uns mit an, bis wir's zuletzt selbst glauben, daß wir Götter sind — und dann stoßt ihr uns hinab in die Tiefe! Da streut ihr die Miasmen des Größenwahns, der Eitelkeit, dort streut ihr Geld und den Samen der Geldgier aus — da wollt ihr Bildung säen, reißt uns heraus aus unserer Unwissenheit und vollendet euer Werk nur halb. Nachher aber wundert ihr euch, wenn wir verschrobene, unwahre, verkrüppelte Kreaturen werden, Komödianten, Spekulanten, verkannte Genies — alles auf der Welt — nur keine Ammergauer mehr!“ Er wischt sich die Stirn, als ob sie blute, von Dornen geritzt. — „Ich war ein Typus meines Volks als ich noch ein einfältiger Hirt war und von der Herde hereingeholt ward — halbwild, den Christus zu spielen, als ich in schüchternem Staunen plötzlich Kräfte in mir fühlte, die ich nie geahnt, und ich bin's jetzt wieder in meinem Unglück, meinen innern Widersprüchen, in meinem verfehlten Leben. Ich werd's endlich sein, in meinem Untergang, oder Sieg — je nachdem Gott mir gnädig ist. Und sieh, Weib, seit du und

alles mich verlassen — seit ich Josepha, das Letzte, was mir aus Ammergau geblieben, im Sarg liegen sah — seitdem ist mir's, als wäre aus ihrem Grabe und aus dem Grabe all meines Glücks die Heimat wieder vor mir auferstanden, die verlassene, verratene, und es zöge mich dahin, wo der Boden ist, an den ich noch ein Recht habe, wo ich hingehöre. Ach, erst, wenn die Menschen draußen einen verlassen, weiß man, was einem die Heimat ist! Ich habe sie leider lang genug vergessen, solange ich meinte, du liebtest mich und bedürftest meiner. Jetzt weiß ich, daß du mich nicht mehr liebst — jetzt ist es anders! Ich hab' wie ein echter Bauer gemeint, ich hätte nur Pflichten, keine Rechte, aber in meiner Einsamkeit hab' ich so manchem nachgedacht und da kam's mir, daß auch du Pflichten hast und mir mehr zumutest, als ich, ohne ehrlos zu sein, ertragen kann! — Daß ich es so lang ertrug, gab dir ein Recht mich zu verachten, denn der Mann, der grollend im Winkel sitzt und zusieht, wie sein Weib ihn Tag für Tag verleugnet, verrät und verhöhnt — der verdient nichts Besseres. Ich hab' ihn ausgerungen, den furchtbaren Schmerz! Und so bin ich gekommen, dich zu fragen, was du gesonnen bist, und dir zu sagen, was mein Entschluß ist."

„Was verlangst du?"

„Daß du mit mir hingehst nach Ammergau, daß du den Reichtum, die Vornehmheit und den Glanz, die ich nicht mit dir teilen durfte, von dir wirfst und dafür meinen kärglichen Verdienst, meine Einfachheit, meinen ehrlichen, bürgerlichen Namen mit mir teilst. Denn, wenn ich auch arm und gering bin, so verächtlich bin ich nicht vor dem,

der mir Anstand und Kraft verlieh, seinen göttlichen Sohn darzustellen, daß du dich schämen müßtest, mein Weib zu sein im wahren christlichen Sinn!“

Die Gräfin atmet auf. „Du kommst mir zuvor,“ sagt sie errötend. „Ich sehe, daß du die Unhaltbarkeit unseres Verhältnisses fühlst. Dein Ultimatum ist ein Beweis, daß du die Kraft hast zu thun, was unvermeidlich ist und was ich nur aus Schonung für dich so lang verschob. — Denn, daß ich nie auf das eingehn könnte, was du da verlangst, weißt du so gut wie ich. Es wird mir eine heilige Pflicht sein, solange du lebst, für dich zu sorgen, daß es dir an nichts fehle, aber wir müssen uns trennen!“

Freyer erbleicht. „Trennen? Wir sollen uns trennen — für immer?“

„Ja!“

„Allmächtiger Gott, — ist dir denn gar nichts mehr heilig, nicht einmal das Band der Ehe?“

„Du weißt, daß ich Rationalistin bin und nicht auf dogmatischem Boden stehe, und als solche halte ich jede Ehe für löslich, sobald die sittlichen Voraussetzungen sich als falsch erwiesen, unter denen sie geschlossen. Dies ist leider bei uns der Fall. Du lerntest dich nicht in die Verhältnisse finden und wirst es nie lernen — der Konflikt hat sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert, wir können uns nie verstehen, unsere Ehe ist also innerlich getrennt, wozu sie äußerlich aufrecht halten? — Ich habe neun Jahre meines Lebens durch dich verloren, dir meine Standespflichten geopfert, indem ich auf eine ebenbürtige Wiederverheiratung verzichtete. Es ist jetzt so weit gekommen, daß ich zu Grunde gehen muß, wenn

du mich nicht freigibst! Willst du trotzdem noch meine Wege durchkreuzen und dich in meine Sphäre drängen?!"

„Gott, Gott — auch das noch!" ruft Freyer im tiefsten Schmerz. — „Wann hab' ich mich in deine Sphäre gedrängt? Womit, wodurch, hab' ich deine Wege gekreuzt? Ich habe während unserer ganzen Ehe da oben in der Einsamkeit gelebt als dein Diener. Habe ich mich je meiner Stellung als dein Gatte überhoben? Ich habe geduldig gewartet, bis du alle paar Wochen, und später alle paar Monate, einmal zu mir kamst und hingenommen wie ein Gnadengeschenk, was mein gutes Recht war. Ich habe alle Gaben deiner verschwenderischen Großmut verschmäht und mein Stolz war, dir für das Stück Brot, das ich aß, zu arbeiten. Ich habe nichts begehrt von deinem Reichtum, deiner Stellung, habe mich nicht gesonnt, wie die Andern, am Glanz deines Hauses. Ich wollte nichts von dir, als dein unsterblich Teil. Der ärmste deiner Diener war ich — der unscheinbarste! Mein einziges Gut war deine Liebe und die mußte ich bergen vor jedem Späherblick, wie einen Raub, um den Preis der Verachtung meiner Landsleute und aller, die nicht ahnen konnten, in welchem Verhältnis ich zu dir stehe. Aber auch diese Schmach, ich trug sie schweigend, wo ein Wort genügt hätte, mich zu rechtfertigen, — ich trug's, um dich nicht aus deiner glänzenden Stellung zu mir herabzuziehen, — und das nennst du mich in deine Sphäre drängen? Wohl will ich dir zugeben, daß ich allmählich vergrämt und verbittert wurde und dir durch üble Launen und Vorwürfe das Kommen noch mehr verleidete, aber ich bin eben nur ein Mensch und hatte Uebermensch-

liches zu tragen. Die Absicht war gut, wenn auch die Ausführung verfehlt sein mochte. Ich verlor deine Liebe — ich verlor mein Kind — ich verlor die treue Gefährtin, Josepha, und ich trug's und schwieg! Ich sah, wie du schwelgtest im Strudel der großen Welt, wie du von andern umschwärmt warst und mich vergaßest, aber ich trug's — weil ich dich tausendmal mehr liebte als mich selbst und dir nicht wehe thun mochte. Manchmal kam mir der Gedanke, stillschweigend aus deinem Leben zu verschwinden, wie ein Schatten, der nicht hineingehört. Aber die Unverletzlichkeit der Ehe hielt mich ab und ich wollte es noch einmal versuchen, dich kraft des Schwurs, den du mir vor dem Altar gethan, zu deiner Pflicht zurückzuführen, denn ich kann das Sakrament nicht lösen, das uns verbindet und das du freiwillig mit mir eingegangen. Und wenn es dich auch nicht bände — so bindet es doch mich! Ich bin dein Gatte und werde es bleiben, und wenn du die Ehe brichst, — so magst du es verantworten vor Gott, ich aber, ich werde sie halten — bis in den Tod!"

„Das wäre eine unnötige Aufopferung, die weder Kirche noch Staat von dir fordern. Ich werde mich nicht frei machen und dich gebunden zurücklassen. Du gehst von einer verhängnisvollen Einbildung aus, als ob wir rechtmäßig getraut wären — es ist an der Zeit, den Irrtum aufzuklären, um deinet- wie um meinetwillen. Du sprichst von einem Schwur, den ich dir vor dem Altar gethan — bitte, erinnere dich, daß wir nie vor einem solchen gestanden!"

„Nicht?!" murmelt Freyer und auf der Stirn schwillt ihm eine rote Ader drohend an.

Die Gräfin sieht es nicht. „War etwa der Frühstückstisch des Pfarrers von Prankenberg ein Altar?“

„Nein, aber wo zwei Menschen im Namen Gottes vor den Priester treten, ist der Altar unsichtbar da!“

„Das sind subjektiv-katholische Anschauungen, die ich nicht verstehe, — ich betrachte mich nicht als getraut und du brauchst es auch nicht zu thun!“

„Nicht getraut? Weib, weißt du, was du sagst!“

„Was ich sagen muß, um dir die Fessel zu lösen, wie mir!“

„Heiliger Gott, was nützt es mich, wenn du mir die Fessel lösest und mir dabei die Pulsader zerschneidest, daß ich mich verblute? Nein, nein, so grausam kannst du nicht sein. Das kann dein Ernst nicht sein. — Allmächtiger Gott, — hab's nicht gesagt, nimm das Wort zurück, Herr vergib ihr, sie weiß nicht, was sie thut! Weib, nimm das Wort zurück — ich will's nicht glauben, daß mein Weib, mein liebes Weib so schlecht sein soll!“

„Mäßige deine Ausdrücke! Ich vertrete meinen Standpunkt, frag' wen du willst, so wirst du's hören, daß wir nicht getraut sind!“

Da stürzt Freyer auf sie zu und faßt sie bei beiden Schultern, sie wie der Sturm eine junge Birke schüttelnd. „Nicht getraut, — und weißt du auch, was du dann bist?“ Er wartet vergebens auf Antwort, er ist wie wahnsinnig. „Soll ich dir's sagen, soll ich? Dann bist du seit neun Jahren eine —“

„Vollende nicht!“ schreit die Gräfin auf und mit einem verzweiflungs-vollen Ruck schnellt sie empor, aus der furchtbaren Umarmung, ihn weit von sich schleudernd.

„Ja, ich vollende es und du verdientest, daß die ganze Welt es hörte und mit Fingern auf dich zeigte. In alle Winde sollt ich's hinausschreien, daß die Gräfin Wildenau, die zu stolz ist, eines armen Mannes Weib zu heißen, nicht zu stolz war, seine Dirne zu sein!“

„Verräter, undankbarer, ehrloser Verräter! Das für meine Liebe? Da nimm ein Messer und stoß es mir ins Herz, das wäre anständiger, als mir mit Entehrung zu drohen!“ Sie richtet sich zu ihrer vollen Höhe auf und erhebt die Hand wie zum Schwur: „Fluch sei der Stunde, wo ich dich aus dem Staub zu mir erhob! Fluch der falschen Humanität, die den Unterschied der Stände verwischen will, Fluch dem Gesäusel von ‚ewigem Menschenrecht‘, das der Brutalität die Ketten abnimmt, damit sie der Bildung den Fuß auf den Nacken setzt! Es ist wie das Kind, das dem winselnden Wolf die Thür öffnet, um dann von ihm zerrissen zu werden. Ja, hebe dich weg aus meinem Leben, finsterer Schatten, den ich aus jenen gärenden Tiefen heraufbeschwor, in denen uns das Verderben braut, — hebe dich weg, du hast keinen Teil mehr an mir! — Dein Recht ist doppelt und dreifach verscherzt, dein Zauber ist gebrochen, deine Macht prallt ab an dem Schild eines edeln Geistes, unter dessen Schutz ich stehe. Wag' es noch einmal, mich zu berühren, — du beleidigst die Braut des Herzogs von Barnheim und diesem wirst du Rechenschaft geben!“

Ein Schrei, — dann ein dumpfer Fall — Freyer ist zu Boden gesunken, das Bewußtsein hat ihn verlassen. — —

Scheu streift die Gräfin das bleiche Gesicht — ein seltsames Erinnern will sie beschleichen — „so lag er da —

auf dem Boden ausgestreckt, als er ans Kreuz genagelt wurde“. Wieder und wieder muß sie ihn ansehen: „O daß das alles Lüge war!“ Diese Züge — diese edle Stirn, auf der die Majestät des Leidens thront — das Bild des Erlösers! Und dennoch, nur ein Bild, eine Maske! — Sie blickt weg, sie will es nicht mehr sehen, sie will der alten Täuschung nicht wieder zum Opfer fallen — will sich nicht erweichen lassen durch das wundervolle, trügerische Antlitz! Aber was soll sie thun, wenn sie ihre Leute ruft, so ist sie morgen das Märchen der ganzen Stadt. — Sie muß ihm allein beistehen, ihn zum Leben zu bringen suchen. — Aber wenn sie ihn jetzt weckt aus der wohlthätigen Betäubung, wenn der Schmerz und die Wut, die ihn niederwarfen, ausbrechen — wird er sie nicht ermorden? Wunderbar, daß sie so ruhig bleibt bei dem Gedanken? Es ist eine todesverachtende Gleichgültigkeit über sie gekommen: „Wenn er mich umbringt, — er hat ja recht!“

Sie ist zu vornehm, um sich der Strafe zu entziehen, die sie verdient, und wäre es auch ihr Tod. So erwartet sie ihr Schicksal.

Sie holt ein Fläschen mit einer scharfen Essenz aus ihrem Schlafzimmer und flößt ihm davon einige Tropfen ein. — Es dauert lang, bis er ein Lebenszeichen gibt — es ist als wehre sich die Seele zu erwachen, als wolle sie nicht mehr ins Bewußtsein zurück. Endlich öffnet er die Augen. Kalt und fremd haften sie auf der zitternden Hand, die sich um ihn bemüht, als habe er sie nie in der seinen gehalten, sie nie geküßt, sie nie auf sein hochpochendes Herz gelegt. — Der Sturm hat ausgetobt — er ist ruhig!

Die Gräfin hat sich wieder, wie immer, in ihm getäuscht, — er ist stets anders, als sie erwartet. Er erhebt sich so schnell, als es ihm seine Kräfte gestatten, streicht sich mit der Hand über die verwirrten Haare und sucht seinen Hut: „Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie erschreckte, — vergessen Sie diesen Auftritt, den ich Ihnen und mir hätte sparen können, wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß! — Ich beklage bitter, daß der Irrtum so lange dauerte, der Ihr Leben getrübt!“

„Ja,“ sagt sie und es gleitet so fein und scharf von ihren Lippen, wie wenn Glas mit einem geschliffenen Diamanten zerschnitten wird: „Ja, er war's nicht wert!“

Da sieht Freyer sie an mit einem einzigen letzten Blick — sie fühlt es durch die gesenkten Lider hindurch. Sie ist aufs Sofa gesunken und ihr Auge haftet am Boden. Todeskälte durchrinnt ihre Glieder — wie gelähmt verharrt sie in ihrer Stellung, — einen Augenblick ist alles still, dann hört sie einen leisen Schritt über den weichen Teppich des Zimmers hingehen — und als sie aufblickt, hat sich die Thür hinter Joseph Freyer geschlossen.

Zwölftes Kapitel.

Im verödeten Haus.

Die Nacht ist vorüber, der Tag scheint durch die verschlossenen Gardinen herein, — die Gräfin Wildenau sitzt noch an derselben Stelle, wie in der Stunde, da Freyer sie verließ. Ja, „still und geräuschlos wie ein Schatten“ ist er dahingegangen — vielleicht aus ihrem Leben entschwunden, — wie er es gesagt! Sie weiß es nicht, was sie empfindet, sie möchte die Erstarrung durch Thränen lösen, aber sie darf ja nicht weinen, — warum sollte sie auch? Es ging ja alles nach Wunsch. Freilich sie war scharf gewesen, zu scharf und hart, und Worte waren gefallen von beiden Seiten, die keins dem andern mehr verzeihen kann! Aber daß es nicht ohne Sturm verliefe, war ja vorauszusehen — warum schnürt es ihr die Brust zusammen, als wäre jetzt erst ein Unglück geschehen und zwar das größte — größer als alles, was ihr geschehen konnte?! Nein — Thränen! Was sollte denn der Herzog denken? Das wäre ja ein Unrecht an ihm. Und es ist auch gar nicht wahr, daß sie noch etwas empfindet; sie empfindet überhaupt nichts mehr, — weder für den Entschwundenen noch für den Herzog! Die Ehre allein — die Ehre ist das Einzige, was noch gerettet werden muß! Aber, — daß er so plötzlich verstummte, als sie ihm von der Verlobung mit dem Herzog sprach — daß er so dahinging, ohne Abschied — ohne ein Wort! Er verachtet sie — sie war es ihm nicht mehr wert. — Das war's, was ihn auf einmal so ruhig

machte. Eine vernichtende Größe und Würde lag in dieser Ruhe nach den Ausbrüchen wilder Verzweiflung. In diesen war ein Kampf — in jener — ein Sieg, — und sie ist die Besiegte, ihr bleibt die Beschämung, die Gewissensangst und ein seltsames, unerklärliches Weh —!

So sitzt sie und sinnt die ganze Nacht, und immer ist ihr's, als sähe sie, was sie doch nicht gesehen, den letzten Blick, den er auf sie gerichtet und dann — wie er still durchs Zimmer schritt, das muß sie denken fort und fort! Es ist als wäre die Zeit stehen geblieben in jener Minute und sie müsse nun die ganze Nacht hindurch nichts als den einen Augenblick erleben! — —

Da klopft es leise an die Thür, die Kammerfrau tritt herein mit verwachtem Gesicht. „Ich wollte nur fragen," sagt sie hinfällig und müde, „ob ich mich noch etwas zu Bett legen darf? Ich habe die ganze Nacht gewartet, daß Erlaucht klingeln würden —"

„Mein Gott, haben Sie auf mich gewartet?" sagt die Gräfin sich mühsam und steif vom Sofa erhebend. „Ich wußte gar nicht, daß es schon so spät sei! Was ist denn die Uhr?"

„Bald sechs Uhr früh. — Aber um Gottes willen, Erlaucht sind ja ganz erstarrt und bleich! Gestatten Erlaucht nicht, daß ich Sie zu Bett bringe?"

„Ja, gute Nannie, führen Sie mich in mein Schlafzimmer, ich kann gar nicht recht gehen, die Füße sind mir wie abgestorben."

„Da müssen Erlaucht sich gleich legen und zu erwärmen suchen. Erlaucht sind ja eiskalt!"

Und die Zofe führt, aufrichtig erschrocken über die Hilflosigkeit der sonst so stolzen Gebieterin, die gebrochene Gestalt in ihr Schlafgemach.

Willenlos läßt sich die Gräfin entkleiden. Sie sitzt wie gelähmt auf dem Bettrand und wartet, bis ihr die Kammerfrau die kleinen, marmorweißen, leblosen Füße hineinhebt.

„O, ich danke Ihnen," sagt sie in einem so weichen Ton, wie noch nie, als ihr die Frau aus freiem Antrieb die Sohlen reibt. Ihr Haupt ist sogleich regungslos in die Kissen mit den großen, gestickten Monogrammen und der Fürstenkrone darüber, gesunken. Als die Füße endlich etwas erwarmen, scheint sie zu schlafen und die Kammerfrau verläßt leise das Zimmer. Aber die Gräfin schläft nicht, sie ist nur erschöpft und während der Körper ruht, sieht sie beständig das eine Bild und fühlt das eine Weh!

Die Kammerfrau hat sich vorgenommen die Leidende nicht zu wecken und sie recht ausschlafen zu lassen.

Endlich spät am Morgen erbarmt sich ein unruhiger Schlummer der müden Seele, aus dem sie erst aufschrickt, als die Sonne schon hoch am Himmel steht. — Ihr ist, als habe sie, während sie schlief, etwas versäumt — etwas „Unwiederbringliches!" — Es ist ein eigen Ding, wenn unser Verstand etwas für ein Glück ansieht, was unser Herz als ein Unglück empfindet. Der Verstand leugnet den Schmerz, den das Gefühl dann als unberechtigt in die tiefste Brust verschließen muß. So wird es fast ein körperlicher Schmerz, der sich bei der nächsten besten Gelegenheit in ganz unmotivierten Anfällen von Melancholie und ner-

vöser Depression äußert. Denn der Körper leidet oft mehr unter dem Schmerz als der Geist, der sich für alles einen Lügentrost zurecht machen kann. Im Unbewußten allein sind wir wahr und im natürlichen Zusammenhang von Körper und Seele, verrät es sich. —

Als die Gräfin die Augen öffnet, ist es ihr, als wäre sie noch an allen Gliedern gelähmt. — Sie deutet es auf die furchtbaren Eindrücke von gestern abend, die jede, auch noch so starke Natur niedergeworfen hätten! Daß etwas in ihr ist, was sich angesichts des wachsamen Verstandes nicht hervorwagen darf, darüber gibt sie sich keine Rechenschaft, wie sollte sie auch, — sie wäre ja verloren, wenn sie es thäte, sie wäre eine Verräterin an ihrem Verlobten — und jemand will sie doch einmal treu bleiben, nachdem ihr ganzes Leben eine einzige Untreue war, zuerst an dem Prinzen, dann an Freyer. Jetzt nach all dem Furchtbaren, was sie erlebt, drängt es sie auf die Bahn der Sittlichkeit, jetzt endlich will sie ein treues, gewissenhaftes Weib werden und in strenger Pflichterfüllung abbüßen, was sie gesündigt. Jetzt, wo sich's noch so schön fügt, daß sie eine passende, standesgemäße Partie macht, jetzt, einem edeln, ebenbürtigen Manne gegenüber, kann sie ihre guten Vorsätze, ihren moralischen Aufschwung bethätigen und sie will es auch. — Sie vergißt nur eines, — daß die Voraussetzung falsch ist, daß man nur da gut machen kann, wo man gesündigt.

Sie klingelt der Kammerfrau und steht auf, es geht zwar langsam und mit großer Anstrengung — aber es geht. — Als sie angekleidet ist und das Frühstück serviert

werden soll, schreibt sie auf einen Zettel: „Der Kammerdiener Franz ist wegen gröblicher Mißhandlung des Verwalters Freyer entlassen und hat nicht mehr vor mir zu erscheinen. Der Intendant soll die Lohnangelegenheit regeln.

Gfn. Wildenau.“

Ein anderer Diener bringt nun das Frühstück und gleich darauf einen Brief auf silbernem Brett.

Als die Gräfin den Brief nimmt, zittert ihr die Hand — es ist eines der sogenannten Dienstcouverts Freyers, aber nicht seine Hand.

„Wartet jemand auf Antwort?“ fragt sie tonlos.

„Nein, Ew. Erlaucht, es wurde von einem Grießer Holzknecht abgegeben.“

Die Gräfin öffnet das Schreiben, — es ist von der Magd auf dem Jagdschloß und enthält nichts als die Nachricht: „Der Herr Verwalter sei plötzlich fort und das Gesinde wisse nicht, was es thun solle?“

Die Gräfin sitzt einen Augenblick unbeweglich, unfähig ein Wort zu sprechen. Um sie her dreht sich alles im Kreise, sie sieht nur noch, wie durch einen Schleier den Diener, der leise das Frühstück abräumt.

„Der alte Martin soll anspannen!“ bringt sie nur mit heiserer Stimme heraus. — —

Wie ihr die Minuten vergangen, bis sie in den Wagen steigt, — wie sie es möglich machte, der Kammerfrau die ruhige Miene der Gutsherrin, „die einmal nach dem Rechten sehen muß“ —! zu zeigen, sie weiß es nicht. Sie sitzt jetzt im Wagen mit zusammengepreßten Lippen und verhaltenem Atem, um vor sich selber ruhig zu scheinen! Was

wird sie finden dort oben? Zwei Gräber der Vergangenheit und eine leere Stätte einstigen Glücks. Ihr ist zu Mute, als streife ein dunkler Fittich das Wagenfenster, als flöge der Engel mit dem Wermutsbecher, von dem Freyer einst gesprochen, nebenher!

Ihr graut vor dem verödeten Haus, vor den Geistern der Einsamkeit und des Schmerzes, die der Entschwundene darin zurückgelassen haben mag. Wenn ein Haus ausgestorben ist, muß es der letzte Ueberlebende abschließen, das ist stets ein trauriges Geschäft. Aber wenn er die Liebe selbst daraus vertrieben hat, dann wird er nur zagenden Fußes die verlassene Schwelle überschreiten, denn überall schaut ihn aus den stillen Räumen das Gespenst der eigenen That an. — So kommt sie zu dem ersehnten und doch so gefürchteten Ziel.

Es ist Abend geworden und schon lagern sich die Bergschatten um das Haus, aus dessen Fenstern kein liebendes Auge sie mehr grüßt. — Der Wagen fährt vor. Niemand kommt ihr entgegen — alles ist tot und still! — Das Herz schnürt sich ihr zusammen, als sie aussteigt.

„Martin — fahre nach dem Stall und sieh, ob du die Magd findest,“ sagt sie leise, als fürchte sie irgend ein Schrecknis aufzuscheuchen mit dem Ton ihrer Stimme. Martin spricht kein Wort, sein gutmütig freundliches Gesicht ist ungewöhnlich ernst. Er fährt fort, um das Haus herum, wo die Stallungen liegen. —

Die Gräfin steht allein vor der verschlossenen Thür. Der Abendwind streicht durch die Bäume und schüttelt die Zweige der Tannen. Ein paar abgebrochene Aeste nicken

und winken wie mit verstümmelten Armen ihr zu, es sind die Zweige, von denen Freyer die Reiser gepflückt für des Kindes Sarg. Damals starrten sie von Eis, jetzt entquillt ihnen der Saft, gelöst vom Frühlingsregen, der mählich niederrieselt. Ob sie's versteht, was die Zweige ihr sagen wollen? Ob ihre Wange feucht ist vom Regen oder von Thränen? Sie weiß es nicht. Sie fühlt sich nur unsagbar verlassen. — Ausgeschlossen aus dem eigenen Hause steht sie da auf den bemoosten Stufen, und keine Stimme antwortet ihrem Ruf! —

Drüben über den Wipfeln ragt ein schiefes Kreuz hervor, das steht auf dem Turm der alten Kapelle, wo sie beide ruhen, Josepha und das Kind. Ein Raubvogel schwingt sich darüber hin und fällt in der Nähe in das Dickicht ein, das wollige Gefieder vor dem Regen zu bergen. Der hat dort sein heimisches Nest. —

Jetzt ist alles wieder still, — wie ausgestorben, nur die Wolke, die über dem Wald steht, ergießt ihren Inhalt leise rauschend auf die dämmernde Frühlingserde herab. — Endlich nahen sich Schritte. Es ist das Mädchen mit den Schlüsseln.

„Ich bitt' halt um Verzeihung — ich hab' Frau Gräfin nimmer so spät erwartet, ich war im Stall!" entschuldigt sie sich und schließt das Haus auf. Dann aber gibt sie der Gräfin geheimnisvoll den Schlüsselbund. „Schaut's, der da mit dem Zettel, das ist dem Herrn Verwalter sein Zimmerschlüssel, ich hab' ihm versprechen müssen, daß ich ihn keinem Menschen geb', als der Frau Gräfin, wenn's einmal 'rauf kämen!"

„Bring Licht — es wird schon dunkel!“ befiehlt die Gräfin und tritt in das Wohnzimmer.

„Ich bitt' halt um Entschuldigung,“ sagt die Magd. „Da ist alles noch wie beim Begräbnis vom Kleinen und der Josepha. Der Herr hat nicht erlaubt, daß man was wegthut.“ Und das Mädchen geht, Licht zu holen. Da liegen noch die vertrockneten Tannenzweige herum, da steht das Kruzifix mit den niedergebrannten Totenkerzen. „Das war seine einzige Gesellschaft seit Wochen! Armer, Verlassener —!“ ruft es im Herzen der Gräfin und ein Schauder überläuft sie, als sie auf dem Sofa ein schwarzes Bahrtuch sieht, das von dem Leichenbegängnis Josephas her liegen geblieben. Es war ihr in dem Augenblick, als sei es Josepha selbst, die da läge, als müsse sich die schwarze Gestalt erheben bei ihrem Eintritt und drohend auf sie zukommen! — Ein Wirbel von Entsetzen erfaßt sie und sie eilt hinaus, dem Mädchen entgegen, das mit Licht kommt. — Das Zimmer des Verwalters ist eine Treppe hoch, neben ihren Gemächern. Sie geht unsichern Schrittes hinauf. Das Mädchen läßt sie unten, für das, was sie da erwartet, kann sie keine Zeugen brauchen. —

Sie steckt mit bebender Hand den Schlüssel ins Schloß und öffnet. — Unselige Pflicht! Wohin sie kommt in dem Trauerhaus, ist sie im Bann der eigenen Schuld. — Wo sie einen der leeren Räume betritt, da ist es, als stiebten flüsternde, klagende Geister auseinander und verkröchen sich in die Ecken, um von dort aus zu lauern, — bis der Moment kommt, wo sie daraus hervorbrechen können als rächende Schar. —

Bei ihrem Eintritt setzt sich krachend die Bewegung durch alle Platten des alten Parketts fort, daß es in Wahrheit ist, als gingen unsichtbare Sohlen darüber hin. Einen Augenblick bleibt sie mit angehaltenem Atem stehen — sie hat diese Wirkung des eigenen Trittes noch nie beobachtet, sie war ja noch nie allein hier. Neben dem Zimmer des Gatten ist ihr Schlafzimmer — die Thür steht offen, — er muß noch vor dem Fortgehen darin gewesen sein, um Abschied zu nehmen. Sie geht zögernd hin und wirft einen scheuen Blick hinein. In dem Halbdunkel stehen die Betten mit dem Fußende gegen sie, inmitten des Zimmers, wie zwei Särge. Ihr ist, sie sähe sich als Leiche darin liegen — die Leiche der einstigen Gräfin Wildenau, der Gemahlin Freyers! Diese, die jetzt dasteht, ist eine Andere, — und ist ihre Mörderin! — Aber sie trauert um jene, und fühlt noch ihre Schmerzen und ihren Todeskampf. Sie macht mit raschem Griff die Thür zu und riegelt ab, — als könne die Tote da drin herauskommen und sie zur Rechenschaft ziehen. —

Sie setzt ihren schweren Gang zum Schreibpult Freyers fort, denn das ist doch stets der Tabernakel, wo eine vereinsamte Seele ihre Geheimnisse niederlegt. Und siehe, da — ein großes Couvert auf der Tischplatte mit der Aufschrift: „An Frau Gräfin Wildenau. Eigenhändig zu eröffnen!"

Sie stellt das Licht auf den Tisch und setzt sich, um zu lesen. Jetzt fürchtet sie sich nicht mehr vor den Gespenstern ihrer That, — jetzt ist er bei ihr und wie er auch gestern grollte in der Raserei des Schmerzes, — er wird sie schützen!

Sie öffnet das Couvert. Zwei Dokumente fallen ihr in die Hände: es sind ihre Trauscheine! Ein zweites Blatt liegt dabei von Freyers Hand. — Das Licht brennt unruhig und raucht, oder sind ihre Augen umflort? Heute sieht sie die Schreibfehler nicht mehr, heute sieht sie zwischen den kindischen Schriftzügen nur eine große, stille trauernde Seele, wie sie gestern abend aus zwei dunkeln Augen sie angeschaut, — mit dem letzten Blick! Sie faltet über dem Blatt die Hände und stützt das Haupt darauf wie eine büßende Magdalena mit dem Evangelium. — Es ist auch für sie ein Evangelium — des Schmerzes und der Liebe! Es lautet:

„Gnädigste Gräfin!

Ich sage Ihnen hiermit ein herzliches Lebewohl und lege Ihnen die Trauscheine bei, damit Sie keine Angst haben, ich könne Ihnen damit Ungelegenheiten bereiten. —

Auch alles andere, was ich Ihrer Güte verdanke, stelle ich Ihnen zurück, indem ich davon keinen Gebrauch mehr machen kann. Es thut mir herzlich leid, daß Sie sich in mir getäuscht haben, — ich sagte es Ihnen ja gleich, daß ich der nicht bin, den ich vorstelle, sondern nur ein armer, schlichter Mensch, aber Sie haben es mir nicht glauben wollen und haben es doch mit mir versucht. Das war ein großes Unglück für Sie und mich! — Denn auch Sie können durch die Sünde, die Sie an mir begehen wollen, nimmermehr froh werden. Ich werde zum lieben Gott beten, daß er Sie von mir befreie — auf eine Weise, die es Ihnen erspart, diese schwere Schuld auf sich zu laden, — aber ich habe vorher noch eine That der Buße zu thun, gegen meine Heimat, der ich untreu geworden bin, auf daß sie

mir noch in diesem Leben verzeihe. Ich höre, daß nächsten Sommer das Passionsspiel nicht sein kann, weil sie in Ammergau keinen Christus haben — das wäre schrecklich für meine arme Gemeinde! Ich will sehen, daß ich ihnen aus der Verlegenheit helfe, wenn sie mich noch aufnehmen und mich nicht auch verstoßen, wie es dem Abtrünnigen gehört. (Hier war die Schrift von Thränen verwischt). Warten Sie nur so lange, um Ihres Seelenheiles willen, bis ich die Vorstellungen zu Ende gespielt und meine Pflicht gegen die Gemeinde gethan habe. — Dann wird mir Gott gnädig sein, daß ich es für uns Alle recht mache! Es grüßt Sie zum letztenmal Ihr dankschuldiger

Joseph Freyer.

Nachschrift: Wenn es Ihnen möglich ist, so verzeihen Sie mir auch alles, womit ich Sie gestern beleidigt habe."

Da steht es, in kärglich ungeschulten Worten, das Martyrium einer Seele, welche die Schule des Leidens bis zur höchsten Vollendung durchlaufen hat! Die beredteste, stilgewandteste Schilderung seiner Empfindungen hätte das Herz der Gräfin nicht so zu rühren vermocht, wie dieser schlichte unbeholfene Ausdruck, — sie kann es selbst nicht verstehen warum? Es ist die Hilflosigkeit des Naturmenschen, die ihrer Großmut anvertraut war, was aus diesen Zeilen spricht mit einem unbewußten Vorwurf, der tiefer trifft als alle Klagen. Und sie hat auf diesen Vorwurf nichts zu erwidern — nichts als den Thränenstrom, der jetzt unaufhaltsam aus ihren Augen bricht. — Sie legt den Kopf auf das Blatt und weint, — weint sich endlich aus! —

Lange verharrt sie so. Es ist ein wehmütiger Friede um sie her, nichts regt sich, draußen wie drinnen, die Geister scheinen versöhnt durch das, was sie jetzt mitangesehen. Drinnen im Nebengemach ist die tote Gräfin Wildenau leise aufgestanden, sie liegt nicht mehr dort. Sie ist entschwunden! Weit, weit über die Berge fliegt sie hin — suchend, — dem verlorenen Gatten nach, dem armen, reinen, schuldlosen Mann, der entsagt hat für sie — entsagt allem, was Menschenglück und Menschenwunsch ist und nur um eins noch bangt, um ihre Rettung vor dem, was er in seiner kindlich religiösen Anschauung als schwere, nie abzubüßende Sünde betrachten muß! — Sie fliegt dahin durch ein weites Thor in der Luft — es ist der Regenbogen, der sich aus den Thränen der Liebe erbaut hat, die seit Jahrtausenden, getrennte Menschenherzen vergossen. — Aber nur die Augen derer sehen das schimmernde Prisma, die unendliche Sehnsucht hinaushebt über alle Erdenschranken dem Geliebten nach, dem für ewig entrückten! So war einst der Regenbogen zu schauen, der sich über ihrem Haupte wölbte, als sie mit dem königlichen Sohn der Berge da oben stand, über dem verglimmenden Wald, durch den er sie getragen, den Flammen gebietend. Diese haben ihn verschont — aber *sie* hatte kein Mitleid — diese haben sich ihm zu Füßen geschmiegt wie feurige Löwen ihrem Bändiger — aber das Weib, für das er sie bekämpft, hat ihn mit Füßen getreten! Und doch stand über ihnen der Regenbogen, das Zeichen des Friedens und der Versöhnung, und unter *diesem* hatte sie den Schwur gethan, den sie jetzt brechen zu dürfen meint —! Aber die tote

Gräfin Wildenau sieht ihn wieder, den schimmernden Bogen und schwebt durch ihn hindurch, dem Gatten nach — denn diese weiß nichts mehr von Erdendingen, diese weiß nur noch von der alten, lange verleugneten, alles besiegenden Liebe! —

Da hebt die Uhr aus, die auf dem Schreibtisch steht, die büßende Träumerin fährt zusammen. Es schlägt neun. Die Uhr geht noch — die hat er noch aufgezogen. Es war ein Geschenk von ihr. Er hat ja alles dagelassen, was sie ihm gab, schreibt er? Das wäre fürchterlich; er wird doch nicht fort sein ohne alle Mittel? — Der Schlüssel zum Schreibtisch steckt, sie zieht die Fächer auf. Da liegen all seine Papiere, Bücher, die übrigen Wirtschaftsgelder und Abrechnungen, alles in gewissenhaftester Ordnung und daneben — o, daß sie es sehen muß — ein kleines Beutelchen mit seinen Ersparnissen an barem Geld und ein Sparkassenbuch, das sie selbst ihm einmal scherzhaft aufgedrungen. Das Büchlein ist mit einem Papier umwunden, auf dem die Worte stehen: „Zur Erhaltung der Gräber meiner Lieben in der Kapelle der Frau Gräfin Wildenau! —“

„O du großes edles Herz, das ich nie verstanden!“ schluchzt die schuldbeladene Frau und legt das Büchlein wieder an seinen Platz. —

Aber es läßt sie nicht ruhen, weiter, weiter muß sie forschen, sie muß wissen, ob er denn ganz als Bettler von ihr schied? An einer breiten Wand neben dem Schreibtisch steht ein kostbarer, alter Schrank mit reicher Ornamentik, den sie ihm geschenkt, der viele Geschlechter der Prankenbergs kommen und vergehen sah. Sie öffnet mühsam das

schwere Schloß — da hängen alle seine Kleider, wie er sie von ihr bekommen oder sich von seinem Gehalt angeschafft, nichts fehlt als das armselige Röcklein, der Hut und der Stock, womit er Ammergau verlassen, an der Seite der Besitzerin eines Vermögens, das nach Millionen zählt! — Arm, wie er gekommen, ist er wieder von dannen gezogen.

Sie sinkt in die Kniee und vergräbt das Antlitz vor Scham und Schmerz in die gerungenen Hände.

„Freyer, Freyer, so wollt' ich's nicht — so nicht!" Jetzt bricht es hervor das langverhaltene Weh, das sie sich selbst angethan, ohne es sich einzugestehen. Hier kann sie es hinausschreien, hier hört es ja niemand. „O, daß du so von mir gehen mußtest — so unversöhnt, ohne Abschied, zerrissenen Herzens, — nicht einmal vor Mangel geschützt! Und ich hab' dich ziehen lassen und hab' dir kein gutes Wort mehr gegeben — nicht deinen letzten Blick erwidert —! War es denn möglich, konnte ich das übers Herz bringen?"

Der alte Prankenbergsche Löwe im Wappen des Schranks mag schon manche Trauernde die Hüllen mustern gesehen haben, deren Besitzer längst unter der Erde ruhten — aber wohl keine von all den Frauen des untergehenden Geschlechts, die so bitterlich über den Inhalt des Schranks weinte, — wie diese letzte ihres Namens.

Die Kerze ist tief im Leuchter heruntergebrannt, zu den gardinenlosen Fenstern schaut aus zerrissenem Gewölk ein Stern herein. Weit drüben über dem Wald zuckt hier und dort das erste Wetterleuchten dieses Frühjahrs auf. —

Sie erhebt sich und steht eine Weile mitten im Zimmer — sich besinnend. Was soll sie noch hier? Sie hat nichts mehr zu suchen in dem leeren Haus. — Die tote Wildenau schläft wieder im Nebenzimmer und die lebende gehört nicht mehr sich selbst. Ist es denn wahr, kann es denn sein, daß sie ihn verstoßen hat, den friedlichen Bewohner dieses Hauses? Verstoßen für immer aus dem bescheidenen Heim, das sie ihm gegründet? „Gatte, Vater meines Kindes, wo bist du?“ — Keine Antwort! Er hört sie nicht mehr! Er ist emporgestiegen aus der Erniedrigung, die sie ihm bereitete, er hat das Knechtsgewand abgestreift, und ging hin, sie und alles verschmähend, — ein armer, aber ein freier Mann! —

Sie aber muß zurück in die Sklaverei der eigenen Schuld und der Alltäglichkeit, indes er wie ein entschwindender Stern ihr immer ferner und ferner rückt. — Sie fühlt, daß ihre Kräfte sie verlassen, sie muß fort, sonst bleibt sie an der Unglücksstätte liegen — allein ohne Hilfe und Pflege! —

Sie rafft die Trauscheine und den Brief Freyers zusammen. Sie sieht sich nicht mehr im Zimmer um — der Spuk ihres geängstigten Gewissens rührt sich von neuem. Sie nimmt die fast verlöschende Kerze und eilt hinab. Hinter ihr krachen wieder die Stufen, als ginge noch jemand mit ihr die Treppe hinunter. Sie hat den Wagen auf Neun bestellt, er muß längst warten. An der Thür des Wohnzimmers zögert ihr Fuß — aber sie geht vorüber — es ist ihr nicht möglich es noch einmal zu betreten, — sie ruft — doch die Magd ist einstweilen wieder an ihre Stallarbeit

gegangen — aus allen Gängen und Ecken hallt ihr nur die eigene zitternde Stimme zurück. So tritt sie hinaus. Seitwärts des Hauses hält der Wagen. Der Regen hat aufgehört, der Wald schlummert, und alles Getier, das ihn bei Tag belebt, mit ihm.

Die Gräfin schließt das Haus ab. „Nun spinnt es ein und verwachst ineinander!“ sagt sie zu den Dornen und Tannen, die dichtgedrängt umherstehen. „Breitet eure Aeste aus und umschlingt es mit undurchdringlicher Hecke, daß niemand es wieder finde: Das Dornröschen, das hier schläft — darf nichts mehr wecken!“ —

Dreizehntes Kapitel.

Das „Wiesherrle“.

Hoch über dem rauschenden Wildbach, wo der hervorbrechende Strom morsches Gestein gesprengt und im tollen Wirbel rollende Blöcke übereinandergewälzt — da liegt ein Mann auf feuchtbespülter Klippe, miterzitternd von der Erderschütterung der niederstürzenden Wassermasse. — Mit rauher Wange drängen sich unheimlich nahe die von Gischt triefenden Felswände an ihn und klemmen ihn ein in den kühlen moosigen Spalt, durch den kein Stück Himmels sichtbar ist, kein Sonnenstrahl sich hereinstiehlt.

Hier rastet der Wanderer, der um alles betrogen, den Weg zur Heimat sucht. — Den Kopf auf die Hand gestützt, schaut er schwindellos nieder in den Schwall des schäumen-

den, zerstäubenden und sich ewig erneuernden Falls! Vor sich auf dem Gestein hat er ein kleines Taschenbuch liegen, — dahinein schreibt er mühselig Schmerzensworte, — wie sie ihm aus der Seele quellen — langsam und zäh, gleich den harzigen Tropfen, die nur aus dem geritzten Baum träufeln. Denn wo ein Menschenherz eine tiefe tödliche Wunde empfängt, da ist es, als ob die Poesie, die im Mark des Volkes unbewußt lebt, der Wunde entströmte. — Alle unsere alten, wehmütigen Volkslieder, sie sind solche Tropfen aufgefangenen Herzblutes. Denn wer seinen Schmerz heilig hält, der läßt ihn nicht in die Erde versickern, der sucht ihm eine Form, in der er ihn bewahren kann, in der jener wiederum zu ihm redet, mit der einzigen Stimme, die der Einsame noch hören mag: der des eigenen Echos. So ringt sich's allmählich aus dem Herzen des Unglücklichen los — bald ein Wort, bald eine Thräne — und endlich ein Vers. Der Sohn eines Gebirgsvolks, das gewohnt, seine Schmerzen und Freuden hinauszusingen, zu jubeln und zu weinen, dichtet sich selbst sein trauriges Wanderlied, — denn keins der Lieder, die er kennt und im Gedächtnis trägt, spricht es aus, das namenlose Weh, das er erfahren. Er weiß nicht, wie er es macht — er weiß nichts von Metrik und Reimkunst. Nur aus dem natürlichen Gefühl für Rhythmus und Tonfarbe heraus hat er das Gleichmaß des Verses, die Anordnung des Reimklangs gefunden. Und als er es fertig hat, das heißt, als er alles gesagt, was er fühlt, da kommt's ihm vor, als sei das Lied ihm zugeflogen, wie auch wohl einmal der öden Felswand der Same einer Kulturpflanze zufliegt und dort aufgeht. —

Aber jetzt, nachdem er die Form dafür geschaffen, erfaßt ihn erst die ganze Größe seines Elends!

Er birgt das Büchlein in die Brusttasche und erhebt sich, weiterzuschreiten auf dem mühvollen Pfad, den er sich ausgesucht, hoch über die Berge, wo nur vereinzelte Gehöfte liegen und er keinem Menschen begegnet. —

Und während die Gräfin Wildenau daheim im verlassenen Jagdschloß über den zurückgelassenen Hüllen weint, mit denen er die Knechtsgestalt abgestreift, schreitet der Auferstandene über die Höhen dahin, vom Nachtwind umsaust, vom Regen gepeitscht, im dünnen Röcklein, — frei — aber auch vogelfrei, dem Schmerz, den Elementen — dem Hunger! — Frei, aber so frei, daß er nicht einmal ein Obdach hätte, wo er sein Haupt innerhalb vier schützender Wände bergen könnte. —

„Vorbei, vorbei sind Lieb und Treu,
Im Wind verweht wie eitel Spreu —
Und nichts geblieben, als die Reu
Und langes Leid, das ewig neu!

„Ich hab' nicht Hof, ich hab' nicht Haus —
So arm und bloß zieh' ich hinaus,
In Wetternacht, in Sturmesgraus —
Mein Stab zerbricht, mein Stern löscht aus!

„Von Sturm zerschlissen das Gewand,
Das Hirn versengt vom Sonnenbrand,
Das Herz zerfleischt von Menschenhand,
Ein Schatten — schleich ich durch das Land.

„So kehr' ich heim, gebleicht das Haar,
Des Glaubens und der Liebe bar —
Und wer mich sieht, der schlägt wohl gar,
Ein Kreuz vor mir — daß Gott bewahr'!"

So tönt das düstere Wanderlied durch die Nacht, von Gipfel zu Gipfel, von Höhe zu Höhe, auf der Strecke vom Griesz nach Ammergau. Und wo es vorbeikommt, da flattert erschreckt der Vogel vom Baum am Wege tiefer in den Wald, da flüchtet das Wild und lauscht im Dickicht, da zuckt das Kind in der Wiege zusammen und weint im Schlaf. Auf den einsamen Höfen bellen die Hunde.

„Es war keine Menschenstimme, es wird ein geschossenes Tier oder ein Uhu gewesen sein," — tröstet der Bauer sein aufschauerndes Weib und lauscht noch eine Weile dem geisterhaft verhallenden Klageton, bis alles wieder still ist — und der Spuk vorüber. Doch als es wieder Morgen wird und die Zeit da, wo das Gebetläuten alle bösen Geister verjagt, da verstummt auch das Lied und nur das, was es geweissagt, wird wahr! Wer in dem heruntergekommenen Mann mit den hohlen Augen und Wangen den Christus-Freyer von Ammergau erkennt, der möchte wohl vor Schreck ein Kreuz schlagen und rufen: „Daß Gott bewahr'!" Aber je heller es wird, desto tiefer birgt er sich in den Wald. Er schämt sich! — Und immer matter wird sein Gang, immer schlechter sein Anzug vom langen Marsch im Regen und Sturm.

Er hat noch einige Pfennige in der Tasche — gerade so viel als er besaß, da er Ammergau verließ. Die spart er sich auf für die Einkehr, die er einmal in vierundzwanzig Stunden halten muß. — Er könnte Ammergau leicht um Mittag erreichen, — aber er mag nicht bei Tag dort einziehen, als ein zerlumpter Bettler. Deshalb rastet er tagsüber und wandert bei Nacht.

In einem altehrwürdigen Einödhof, dem „Schild“, am Wege von Steingaden nach Ammergau, spricht er vor, aber nicht beim Wirt, — nur den Knecht frägt er, ob er sich ein paar Stunden in die Streu legen dürfe? Und der besinnt sich eine Weile, ehe er es erlaubt, — so zweifelhaft sieht ihm der Mann aus. Aber zuletzt sagt er: „No so flagg di nei', aber daß d'mir nix mitgeha heißt, wannst d'ausg'rascht' bischt!“

Freyer schweigt. Jetzt kocht der edle Zorn nicht mehr in ihm auf, der ihn den gräflichen Lakaien vor der Thür der Gattin zur Seite schleudern ließ — jetzt ist's die Heimat, die ihn straft, die in ihrer rauhen Sprache zu ihm redet, — die darf ihm sagen, was sie will, er nimmt's hin, wie der Sohn von der Mutter. Er hängt sein vom Regen durchnäßtes Gewand zum Trocknen in die Sonne, die jetzt wieder warm scheint, dann schlüpft er in die Tenne und legt sich in die Streu. Ein wohlthätiger Schlummer umfängt ihn. Armut und Niedrigkeit nehmen die gebrochene Seele mit liebendem Mutterarm auf, wie ein Armer die welke Blume, die der Reiche achtlos weggeworfen, aufhebt und im thönernen Scherben daheim wieder aufblühen läßt.

Ruhe aus, müde Seele! — Du brauchst die einfach edeln Proportionen deines Seins nicht mehr zu dehnen und zu verzerren, um sie Verhältnissen anzupassen, für die du nicht geboren. Du brauchst nichts anderes mehr zu sein, als was du bist, ein Kind des Volks, das da gesäugt ward am heiligen Busen der Natur und immer wieder dahin zurückkehren kann, ohne sich dessen schämen zu müssen! Denn siehe, Armut und Niedrigkeit breiten den schützenden

Mantel über dich aus und entziehen dich den Blicken des Hohns und der Verachtung, die dir das Herz zerrissen.

Friede liegt auf dem Antlitz des Schlummernden, aber tief und schwer sind seine Atemzüge, als ob ein mächtiges Gefühl unter der ruhigen Oberfläche des Schlafes seine Seele bewege und aus den geschlossenen Lidern stiehlt sich eine Thräne.

Mehrere Stunden rastet der erschöpfte Körper so im Zwischenspiel von Wachen und Schlafen, von unbewußtem Schmerz und Trost.

Droben „Auf der Wies“, eine Viertelstunde vom „Schild“ läutet's in der Wallfahrtskirche. Da ist ein uralter Christus, „Unser Herrgott von der Wies“, schlichtweg „das Wiesherrle“ genannt, aus verwittertem bemaltem Holz am Marterpflock mit Ketten behangen, die rasseln, wenn das Bild ungläubig verspottet wird, und mit rechten Haaren, die immer wieder wachsen, wenn eine ruchlose Hand sie beschneidet. Es kann auch zu Zeiten besonderer Heimsuchung Blut schwitzen und viel Hunderte pilgern herauf auf die „Wiese“, das weit und breit beliebte, wunderkräftige „Wiesherrle“ vertrauensvoll aufzusuchen. — Es ist ein schreckliches Bild des Leidens und man muß zuerst ein leises Grausen überwinden, wenn man den gegeißelten Leib und das nachgedunkelte, schmerzverzerrte Gesicht mit dem schwarzen Bart und den langen Haaren sieht, wie sie oft Toten im Grabe noch gewachsen. Und das Gesicht schaut einen mit gläsernen starren Augen unverwandt an, als wolle es fragen: „Glaubst du an mich?“ Der ausgemergelte Körper ist so natürlich, daß es gerade so gut ein einbal-

samierter Leichnam sein könnte, den man so aufrecht hingestellt. — Aber das Grausen verliert sich, wenn man eine Zeit lang hinschaut, denn ein Ausdruck des Duldens liegt doch in dem unheimlichen Gesicht und das starre Auge beginnt die Wimpern zu regen, das Bild belebt sich, leise schwankt die Kette und die geronnenen Blutstropfen werden wieder flüssig. Warum sollten sie auch nicht? Das Herz, das ewig liebt, kann auch, dem Glauben, ewig bluten. — Hunderte von wächsernen Gliedern und silberne Herzen, herausgeschworener Knochen und sonstige Anomalien geben Zeugnis von überstandenen Drangsalen, wo das Wiesherrle geholfen hat. — Aber auch böse kann es werden, das beweist sein Kettenrasseln, wenn es gereizt wird, und dies gibt ihm etwas Gespenstisches, Dämonisches und macht es zugleich gefürchtet.

Unter dem Schutz dieses seltsamen Christusbilds, dessen Macht sich über die ganze Hochebene dort droben erstreckt, ruht unbewußt das lebendige Christusbild von einst. — Da weckt ihn von der Kirche herüber Vespergeläute. Er fährt rasch auf und stößt im Aufstehen an den Hackklotz, wo das Holz gespalten wird. Eine Sperrkette, die darauf hingeworfen, fällt herunter. Freyer hebt sie auf und hält sie einen Augenblick, vor er sie auf den Pflock zurücklegt, in der Hand, der Geißelung im Passionsspiel gedenkend.

„Jesus Maria, das Wiesherrle!“ schreit eine Stimme erschrocken und die Thür von der Wohnstube zur Tenne, die leise aufgemacht worden, wird heftig zugeschlagen.

„Vater, Vater, kommt g'schwind — 's Wiesherrle ischt in der Tenna“ — schreit es drinnen mit zitternder Angst.

„Dumm's Madle," hört Freyer nun einen älteren Mann sagen. „Bischt verruckt? Was hascht denn g'secha?"

„G'wiß Vater, auf Ehr und Seligkeit, geat's nur naus, 's Wiesherrle steat drauß z' mittla im Heu und Stroh. — I han's jo g'secha! Ach unser Herrgott steh mir bei und 's heilig' Kreuz, Amen!"

Und Freyer hört, wie die Dirne stöhnend und schwer auf die Ofenbank fällt. Dann hört er den Vater ärgerlich: „Narrets Ding du, narrets!" brummen und mit den nägelbeschlagenen Schuhen auf die Thür zugehen. „Isch Ebber da draußt?" fragt er und schaut hinaus. Aber, als Freyer auf ihn zutritt, fährt der Bauer fast selbst erschrocken zurück: „Ah Sakra, was ist dös! Was derschreckt's ei'm denn so, könnt's nit red'n?"

„Ich hab' den Knecht gefragt, ob ich ein wenig da rasten dürft und nachher Mittag machen und da bin ich verschlafen."

„Des werd's schon wissa, warum Des so faul seid's, — werd's d'Nacht zum Tag g'macht habe! Nachher schaut's drei, daß d'Leut an Enk derschrecka! Macht's daß'ts weiter kämt's und schlaft's Enkere Räusch' wo anderscht aus! Mir braucha koa Mirakl — und koane Wiesherrla im Haus."

„Ich bezahle alles!" erwidert Freyer demütig, fast bittend und streckt dem Wirt seine kleine Barschaft hin, denn Hunger und Durst überwältigen ihn.

„Was frag i nach Enkere paar Batze, des wär' mir a Zech!" brummt der Wirt ärgerlich und schlägt die Thür ins Zimmer wieder zu.

Da steht der unglückliche Mann, in dem die ahnende Seele des Mädchens mit Schauder den gemarterten Christus

erkennt, dessen Jammergestalt aber der derbe Bauer, als einem Landstreicher, die Thür weist, — hungernd und dürstend, zum Sterben kraftlos und soll heute noch einen Weg von fünf Stunden machen. Er nimmt seinen Hut und Stock, hängt sein getrocknetes Gewand über die Schulter und geht.

Wie er hinaustritt, hört er noch die letzten Klänge des Vespergeläutes und jetzt auf einmal zieht es ihn zu dem, mit welchem er soeben verwechselt worden, und ihm ist, als riefe er ihm mit der verhallenden Glockenstimme zu: „Komm zu mir, ich hab' einen Trost für dich!" Und er schlägt den Waldpfad ein, der zum Wiesherrle führt. Bald ist die stattliche, weiße Wallfahrtskirche erreicht und er tritt hinein in das Innere, wo der prunkhafte Zopfstil des vorigen Jahrhunderts mit den rohen Anschauungen des Gebirgsvolks, für das und durch das sie erbaut ist, wechselt.

Da sind Totenschädel, Heiligengerippe und pausbäckige Amoretten, grausige Martyrien und arkadische Schäferinnen, nackte Sünderinnen und Teufel, die sie in die Tiefe reißen, Gotteslämmer und Höllenhunde, alles durcheinander! Und über dem chaotischen Gewirr wölbt sich auf phantastischen Säulen die mächtige Kuppel mit einem perspektivisch gemalten Himmelsthor, das sich je nach dem Standpunkt des Beschauers bald legt, bald stellt, — bald verkürzt, bald streckt. Ein Kranz von Dachluken, ebenfalls schön dekoriert, durch welche der blaue Himmel hereinschaut und bauende Schwalben aus- und einfliegen, bildet gleichsam das Geschmeide in der Architektur der Schlußkrone. Auch das Gottesauge fehlt nicht, ein erblindetes Stückchen Spiegel, das inmitten gol-

dener Strahlen über der Kanzel eingelassen ist und blitzen soll, wenn die Sonne scheint. — Und dergleichen Spielereien mehr. Es sind die läppisch überladenen Formen einer üppigen, sinnlichen Welt, die sich nach einer besseren Welt sehnt, aber sich auch diese nur in dem korrumpierten Geschmack ihres eigenen Zeitalters denken kann.

Und da ist es, in einem Glasschrein, mitten unter alle dem Flitterkram, auf dem goldverschnörkelten Hochaltar, das arme schlichte Wiesherrle am Marterpflock, in Ketten. Und die beiden, das hölzerne Gottesbild und das von Fleisch und Blut, stehen sich Aug' in Auge gegenüber, — der Christus von Ammergau grüßt den Christus von der Wiese. Es ist wahr, sie sehen einander ähnlich, wie das Leiden und der Schmerz! – Lange kniet Freyer vor dem Wiesherrle und was die Beiden sich vertrauen, hört nur Gott, in dessen Dienst und durch dessen Kraft sie wirken — jeder in seiner Art.

„Du bist glücklich," sagt das Wiesherrle. „Glücklicher als ich! Mich schuf nur Menschenhand und nur der Glaube belebt mich; wo der fehlt, da bin ich eine tote Holzpuppe, die man ins Feuer wirft. Du aber bist von Gott erschaffen, du lebst und atmest, kannst dich bewegen, handeln — und was das Höchste ist, leiden wie der, den wir vorstellen! Ich beneide dich! —"

„Ja!" ruft Freyer. „Du hast recht; leiden wie Christus, das ist das Höchste! — Mein Gott, ich danke dir, daß ich leide!"

Das ist der Trost, den das Wiesherrle für seinen kranken Bruder hat. — Es ist ein einfältiger Gedanke, aber

er gibt ihm die Kraft, alles zu ertragen. Man meint immer, für ein großes Unglück brauche es auch einen großen Trost. Das ist gar nicht wahr, je ärmer der Mensch ist, desto mehr Wert hat ihm die kleinste Gabe, und je unglücklicher er ist, — der kleinste Trost! Gerade wer ganz verarmt, der nimmt vorlieb mit dem Geringsten. Dem Reichen, der Tausende verlor, aber noch Tausende besitzt, ist es kein Trost, wenn ihm ein Goldstück geboten wird, das dem Armen, der nichts mehr hat, ein Vermögen dünkt. — Dem rüstigen Landwirt, dem ein Hagel seine Felder zerstörte, ist es kein Trost, wenn man ihm eine Blüte schenkt, die in der schwülen Dachkammer eines Kranken, Freude und Entzücken verbreiten würde.

Wir fragen oft bei einem großen Unglück: Was gab dem Menschen die Kraft, das zu überstehen? Und es war nichts anderes, als jene kleinen Tröstungen, die eben nur der Unglückliche kennt. Die Seele, die den Verlust eines geliebten Wesens beklagt, während ihr noch viele andere zur Seite stehen, tröstet es nicht, wenn ihr eine leblose Marterfigur Geduld predigt — dem Verlassenen aber, der nichts mehr hat, was zu ihm redet, wird das tote Holzgebilde zum Freund und seine stumme Sprache zum Trost! —

Neben dem Altar steht ein Opferstock. Die milden Gaben, für die er bestimmt, sollen zur Erhaltung der Kirche und des Wiesherrle dienen, das ja doch auch von Zeit zu Zeit ein neues Hüfttuch bekommen muß! Dahinein wirft Freyer die paar Pfennig, die er noch hat und die von dem Schildbauer verschmäht wurden, weil er dem Wiesherrle so ähnlich sah, nun sollen sie diesem auch gehören. — Ihm

ist zu Mut als brauche er sein Lebtag kein Geld mehr, als höbe ihn der Trost, den er hier empfing, über jede Erdennot und Erdensorge hinaus.

Es dämmert schon, die Sonne ist hinter den blauen Höhenzügen der Pfrontner Berge untergegangen und jetzt schlägt die Stunde — die große heilige Stunde der Heimkehr.

Schon fühlt er selig den Pulsschlag der Heimat, einen geheimnisvollen Zusammenhang dieses Ortes mit dem fernen Ammergau. Und er hat recht: Wie kindlich auch hier das Göttliche dargestellt, es ist doch schon das Rauschen jener verborgenen Glaubensquellen darin, die im Passionsspiel zusammenfließen und den großen Glaubensstrom bilden, der eine dürstende Welt speisen soll. Wie wir oft auf unwirtlicher Höhe im wilden Gestrüpp das leise Murmeln eines versteckten Bächleins jubelnd begrüßen, das unten im Thale als mächtige Lebensader das Land unserer Heimat tränkt, — so sehnsüchtig will der heimstrebende Wanderer weiter eilen — ihr nach, der geheimnisvollen Quelle, die ihn zum Herzen der Mutter führt. Aber die Kniee brechen dem Hungernden, er kann nicht weiter, die Menschennatur macht ihr Recht geltend. Er muß essen, sonst bleibt er liegen. Aber, woher etwas bekommen? Die letzten Pfennige sind im Opferstock, — er könnte sie nicht mehr herausnehmen, auch wenn er wollte. Es geht nicht anders — er muß jemand bitten — um Brot! Mühsam schleppt er sich hinüber zum Pfarrhof, — dort will er es wagen, der Geistliche wird weniger vor dem „Wiesherrle“ erschrecken, als der Bauer. Dreimal versucht er die Schelle zu ziehen, aber nur ganz leise. Ihm ist, als höre es die ganze Welt, daß er die

Glocke zieht, um — zu betteln! Aber, wenn sie nicht klingelt, öffnet ja niemand. Endlich, mit einer Anstrengung, als sei es der Glockenstrang des Kirchturms, — hat er geläutet. — Die Klingel tönt schrill. Die alte Pfarrersköchin öffnet. —

Freyer nimmt den Hut ab. „Dürfte ich Sie vielleicht um ein Stückchen Brot bitten?“ stammelt er leise und es ist, als sänke die hohe Gestalt mit jedem Wort mehr in sich zusammen.

Die Köchin, die keinen Bettler abweisen darf, mustert ihn einen Augenblick halb mitleidig, halb ängstlich. „Gleich!“ sagt sie und geht um etwas zu holen, macht aber vorsichtig die Thür vor ihm zu und läßt ihn draußen stehen, wie man es bei verdächtigen Individuen thut. Freyer wartet, den Hut in der Hand. Der Abendwind streicht frostig über die Hochebene und weht ihm die Locken um das unbedeckte Haupt. Endlich kommt die Köchin und bringt ihm Suppe heraus, mit einem Stück Brot und — Freyer dankt und ißt es! Er darf sich dazu auf die Bank vor dem Haus setzen. Als er fertig ist, gibt er der Frau das Schüsselchen zurück — aber die Hand zittert ihm so, daß er es beinah fallen gelassen hätte und seine Stirn ist feucht. Dann grüßt er, nochmals dankend, ohne aufzublicken und geht still seines Weges weiter.

Vierzehntes Kapitel.

Heimkehr.

Wie aus einem grauen Luftmeer ragt das „Wies“-Eiland heraus. Alle die Berge von Trauchgau und Pfront, vom Allgäu und Tirol, die es wie ferne Ufer und Klippen umgeben, sind im Nebel versunken. — In dem behäbigen Wirtshaus erleuchten sich die Fenster und raucht der Kamin. Ein Lichtlein ums andere blitzt auf in den friedlichen Höfen.

Stumm liegt jetzt die einsame Kirche, stumm harrt darin das arme unbewegliche Wiesherrle in seinem Glaskasten eingesperrt und denkt dem Wanderer nach, der jetzt unaufhaltsam durch den Nebel hinabeilt, der Heimat und dem Kreuz zu! Rasch und rascher schreitet Freyer dahin, über die Halden und durch den Wald, den Weg zum Schild hinunter. Dort steht der Knecht unter der Stallthür und nickt ihm herablassend das gebräuchliche: „Hascht umkehrt?“ zu.

„Ja!“ sagt Freyer und gleitet vorbei wie ein Schatten. — Dann geht es bergab der „Halb-Ammer“ nach, die in der Tiefe rauscht. Allmählich kommt er aus der Nebelschicht und jetzt fällt ein schwacher Strahl des Mondes auf seinen Pfad. —

Stunde um Stunde geht er so dahin. Durch die Schluchten und Forste der finsteren Nock — am Kreuzweg zum Wilden Jäger vorbei, wo die bösen Geister hausen — und dann am Forsthaus, wo im Epheu-umsponnenen behaglichen Stübchen der Förster und die hübsche Försterin sich anschicken, schlafen zu gehen.

Jetzt verlöschen nach und nach die Lichter in den Häusern. Die Welt versinkt im Schlummer und stille wird's in den Dörfern. —

Nur in den Kirchen glühen die ewigen Lämpchen, das sind seine Haltestellen zum Ausrasten.

Auf dem Kirchturm von Altenau schlägt es Zwölf, als er hindurchschreitet. Ein später Nachzügler kommt ihm, vor sich hinlallend, mit dem schwankenden Schritt eines Halbtrunkenen entgegen, weicht aber gern aus, als er ihn sieht und stiert ihm mit blöden Augen nach, als habe er ein Nachtgespenst erblickt.

„Ein Schreckbild schleich' ich durch das Land!“ summt Freyer leise vor sich hin. Aber heute singt er das Lied nicht mehr, — heute Abend ist sein Schmerz still geworden, — seine Seele bereitet sich vor zu einem andern Hohenlied — — am Kreuz! —

Jetzt taucht das Kirchlein von Kappel auf seinem grünen Hügel vor ihm auf — wie ein frommer Wegweiser, der nach Ammergau zeigt. Aber auf dem blassen Frühlingsgrün der Gelände liegen noch einzelne Schneeflecke, denn lange braucht der spröde Hochgebirgscharakter hier, bis er sich der milderen Jahreszeit überwunden gibt, und schneidend pfeift der Wind auf der breiten Landstraße über den Wanderer im dünnen Röcklein hin, daß ihm vor Frost die Zähne aneinanderschlagen. — Jetzt fühlt er's, daß er fast keine Lebenswärme mehr hat, daß er zwei Tage ohne etwas Warmes zu essen gewandert ist. Denn die Suppe heute im Pfarrhof war kaum mehr lau, — er bleibt einen Augenblick stehen, — nein, das hat er ja geträumt! Er kann

doch nicht gebettelt haben? Er besinnt sich: Ja, es ist doch so — er hat es wirklich gethan. — Ein Schauder erfaßt ihn: „So weit ist es mit dir gekommen?“ Er versucht das leichte Röckchen zuzuknöpfen, — die Finger sind ihm steif vor Kälte. Das Herz zittert ihm unter der schlechten Hülle. Es war heißer Sommer, als er vor bald zehn Jahren Ammergau darin verließ, — jetzt ist es hier oben noch Winter. — „Nur nicht liegen bleiben auf der Landstraße,“ fleht er zu Gott, „nur noch heim laß mich kommen!“

Es ist eine helle, kalte Mondnacht geworden, alle Konturen der Gebirge heben sich deutlich ab, näher und näher rücken die altbekannten Linien der Ammergauer Berge.

Und jetzt steht er auf der Ammerbrücke, wo gleichsam der Vorort Ammergaus, das Dorf Unterammergau beginnt. In gerader Richtung führt der mondbeglänzte Fluß den Blick mitten ins Ammerthal hinein und da liegen sie, die heiligen Berge der Heimat, — die gewaltigen Kulissen der gewaltigsten Bühne der Welt: der Kofel mit seinem Kreuz, der Schergen, der Laaber, die Not, das Härele und die Reichen. Und drüben, links nach dem Aufacker zu, die stille Gregorikapelle, inmitten unabsehbarer Wiesen, neben dem Absturz der Leine, der wilderen Schwester der Ammer. Dort ist es, wo er als Knabe seine Pferde geweidet, rings um die Kapelle her, wo die blauen Gentianen sein Haupt umkränzten, wenn er sich niederwarf ins Gras, trunken von der eigenen überschäumenden Jugend und Lebensfülle. —

Und er breitet die Arme aus, als wolle er damit das ganze unendliche Bild umfassen: „Heimat, Heimat, dein verlorener Sohn kommt wieder — nimm ihn auf! — Stürzt

nicht ein, ihr Berge und begrabt mir's nicht das geliebte Thal, bevor ich es erreicht!"

Jetzt noch eine letzte Anstrengung, noch eine kleine Stunde: „Halt aus, Ermattender, nur noch diese eine Stunde!"

Endlos dehnt sich die Landstraße von Unterammergau ans Ziel. Rechts der Wald und links das Moos, wo die tausendfältigen Wiesenblumen wachsen — der Paradiesesgarten seiner Kindheit, wo ihn einmal ein blauer See lockte, so blau, daß er meinte, es spiegle sich ein Stück Himmel darin und als er herankam, war's kein Wasser, sondern ein Feld von Vergißmeinnichten!

O Kindererinnerungen, — versöhnende Engel der gemarterten Menschenseele! Und da steht noch das Kreuz an der Kreisleine mit dem Dornenbusch, aus dem die Christuskrone geschnitten wurde. — Und dort drüben tritt wie ein Vorwerk im Burgfrieden des Kofel der Osterbüchl aus dem Schatten. Hell schimmert die Kreuzigungsgruppe im Mondlicht auf dem Gipfel und wie eine kleine Festung ragen weiter unten die Zinnen der Villa des früheren Chorführers in die Luft. Er hat dem Passionsspiel seine Gesundheit geopfert und sich dann zurückgezogen. Still und einsam lebt der ernste Mann, der vor kaum einem Jahrzehnt als Chorführer in seiner majestätischen Ruhe und Würde die Welt entzückte, in wunschlosem Frieden da oben und bestellt mit eigener Hand die blühenden Felder seines kleinen Hügelreichs. — Er pflügt und mäht mit derselben Würde, wie er den Chorführer darstellte, — von der Welt vergessen, wie jeder, der nichts von ihr will — aber die Geschicke der

Gemeinde, der er gedient, treu in der verschlossenen Brust tragend und teilend mit der maßvollen Teilnahme des echten Chorführers im Sinne des Passionsspiels.

„Wie wird dir's gehen, wird die Gemeinde dich noch aufnehmen, dich nicht ausschließen aus dem frohen Wechselverein der heimischen Kräfte, wenn du ihr dein Herzblut opferst?“ fragt sich Freyer, und es ist, als lege sich eine Wolke, ein düsteres Ahnen zwischen ihn und die ersehnte Heimat. — „Wohl dem — der seinen Lohn nicht mehr von dieser Welt erwartet. Was sind Menschen? wandelbar sind sie alle — wandelbar und schwach! — Du nur bleibst derselbe — Gott, der aus unserer Mitte das Wunder schafft — und du heiliger Boden der Väter, ihr Berge, von deren Firnen uns der stärkende Hauch zum erhabenen Werke herunterweht — nicht die Menschen — ihr seid die Heimat!“ —

Und jetzt ist's erreicht das Ziel — er ist da! — Vor ihm im Mondschein liegt es wieder das Passionstheater — der geweihte Raum, wo er sich einst auf Stunden als ein Gott fühlen durfte. —

Und der arme, verstoßene, um alles betrogene Mann — wirft sich nieder und küßt den Boden und legt sich eine Handvoll Erde aufs Haupt, wie die Hand einer Mutter — und es quillt ihm wieder aus der Seele, wie ein Lied, von seinem eigenen, weinenden Schutzengel gesungen:

„Ich küsse dich, geliebte Erde,
Die meiner Väter Fuß betrat,
Wenn auf des Herrn heiliges ‚Werde‘
Aus dir entkeimt die fromme Saat!

In deinen Schoß will ich mich betten,
Bin ich auch treulos dir entflohn —
Du zogst zurück an tausend Ketten,
O Mutter, den verlornen Sohn!
Und ob kein Strahl, kein Stern mehr winke,
Die Zukunft hin — und was sie barg,
Du gönnest, wenn ich niedersinke,
Doch eine Scholle meinem Sarg!"

Lange birgt er das Haupt so auf der kalten Erde, aber er fühlt es nicht mehr. Es ist als habe die Seele die letzte Kraft des erschöpften Körpers verzehrt — und seine Schranken durchbrochen, weit darüber hinaus lodernd wie eine Aureole. „Hosianna, hosianna" tönt es durch die Lüfte und die Erde zittert unter Tausenden von Schritten — und sie kommen daher in langen Zügen, mit Palmenzweigen, die Schatten der Väter, — die alten Passionsdarsteller seit Anbeginn der Spiele, und alle, die für das Kreuz lebten und starben, seit Christus! Endlos wallen sie daher, immer mehr, immer neue und füllen den Raum des Passionstheaters und weit darüber hinaus, über die Felder sich ergießend, das ganze Thal vom Aufacker bis gen Ettal.

„Hosianna, hosianna dem, der ans Kreuz geschlagen wird. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. — Du aber gehörst zu uns!" singt der Chor der Märtyrer, daß es durch Erde und Himmel schallt. „Hosianna, hosianna dem, der da leidet und blutet für die Sünde der Welt!"

Und nun sammeln sich die Geister der toten Ammergauer zum heiligen Spiel — die Märtyrer aber bilden den Chor. Da kommen sie alle, die Abgeschiedenen, in ihren

einstigen Rollen. Der alte Flunger in göttlicher Schöne, spielt wieder den Christus. Josepha die Geächtete, im Exil gestorbene, die Magdalena. Jakob Mayr, der machtvolle Mann mit der Macht des Kyklopen, den Kaiphas. Peter Lang, den Pilatus, Jakob Zwink, der Maler, den Petrus, Johann Lechner, der seine Rolle auf den Sohn vererbte, den Judas — und noch viel edle Geister mehr. Das Ganze aber leiten Hand in Hand die Seelen der Passionsdichter seit zwei Jahrhunderten, von Anbeginn der Spiele bis zu Ottmar Weiß und Daisenberger. — Strahlend vom Lichte des Evangeliums, das sie geschaut seit sie verherrlicht im Tode, schaffen sie ein neues, vom göttlichen Hauch erfülltes Werk. Versunken, abgestreift ist alles daran, was zeitlich war, und nur der Gedanke des Evangeliums bleibt. Ein Spiel, wie es noch nie gesehen und von Menschen noch nie dargestellt. Frei von dem kindischen Beiwerk des Geschmacks der Epochen dieser Welt, ist das Gedicht der Geister. — Wie die Sonne durch Wolken bricht, so tritt es hervor in seiner reinen Schönheit, das Wort der Schrift! — Zu groß um von Menschen verstanden zu werden, mußten sie es, solange sie auf Erden wandelten, zerkleinern, durch menschliche Kunst, — aber die Verklärten, die über den Zeiten stehen, wissen es jetzt, daß nichts was Menschen ersinnen können, über die Wirkung des Evangeliums geht.

Und dem armen Manne spielen sie es vor, dem Sohn ihres Volkes, der da niedergetreten am Boden liegt — ihm wird das himmlische Gesicht und die Erkenntnis der Unzulänglichkeit alles Irdischen. Und was er bisher für das

Höchste gehalten, das wird ihm jetzt auf einmal zum Lallen gegenüber der Geistersprache der Toten. — — —

Und immer gewaltiger entfaltet sich die Offenbarung. Christus ist gekreuzigt und auferstanden, aber nicht wie auf der irdischen Bühne in einer Glorie von Flittergold, nein — leise und unerwartet tritt er unter die Jünger, durch die verschlossene Thür, schattenhaft — mit den Abzeichen seines Leidens. „Friede sei mit euch!“ ruft er: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Da erbeben die Jünger in seligem Grauen vor der ungeheuren Erscheinung! Thomas aber kann es nicht fassen, er will es nicht eher glauben, als bis er die Hände in seine Wundenmale gelegt! Da bietet ihm der Erlöser die klaffenden Spalten dar, wo Speer und Nägel durchgegangen, daß er sie greife. —

Erschauernd, voll Furcht und doch voll Begierde nach Gewißheit, senkt Thomas die prüfenden Fingerspitzen in die Narben — sie sind's alle fünf Wunden, — unbegreiflich ist's — aber es ist! Die Sterne entkreisen ihren Bahnen, das Triebwerk der Natur ist ausgehoben — er ist's, es ist der Gekreuzigte, — er hat den Tod überlebt! —

Und nieder stürzt der Zweifler auf sein Angesicht und zitternd löst sich aus der beklommenen Brust der Jubelruf der Ueberzeugung: „Mein Herr und mein Gott!“ Und aus allen Herzen schluchzt das tausendstimmige Echo es nach, beim Anblick des wandelnden Leibes, des speerdurchbohrten, der dem Geiste noch dient über das Grab hinaus, bis er sein Werk vollendet. — Denn, damit das Werk lebe, muß er leben — wäre er am Kreuze gestorben wie ein Mensch, so starb es mit ihm, wie Menschenwerk. —

Jesus aber spricht: „Weil du mich gesehen hast, Thomas, glaubst du an mich, — selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“

„Ja, du bist Jesus von Nazareth — hochgelobt in Ewigkeit, Amen!“ singt der Chor der Märtyrer. Und als alles gethan ist, was noch zu thun war, — kommt die Stunde der Verherrlichung. Er führt die Jünger hinaus nach Bethanien, nimmt Abschied von den Weinenden und tröstet sie mit der göttlichen Verheißung: „Ich werde bei euch sein bis ans Ende aller Tage!“ Dann hüllt die Wolke ihn ein und nun ist er dem sterblichen Auge entrückt! — Aufgelöst in Licht ist jetzt, was noch verdichtete Erdenmasse geschienen, solange er hier unten im Dunkel geweilt. So schwebt der verklärte Leib empor. — Unsichtbar hallen Engelschöre hernieder — er ist aufgefahren zum Vater!

Die Jünger sind auf die Kniee gesunken und strecken in namenlosem Trennungsschmerz die Arme aus nach dem entschwundenen Gott! — Zur Rechten und zur Linken aber stehen die zwei Cherubim im weißen Gewand, die verkünden unter Posaunenklang der verödeten Welt die Botschaft: „Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen worden, wird ebenso wiederkommen wie ihr ihn sahet auffahren in den Himmel!“

So schließt das Passionsspiel des reinen Evangeliums, das die Geister der Ahnen dem Enkel geoffenbart, der da leiden und dulden will für die heilige Mission seines Volks. Langsam entschwinden die Geister, im endlosen Zuge dahinschwebend — zuletzt nur noch wie bleiche Nebelstreifen, die durch das Thal ziehen.

Freyer erhebt das Haupt. Der Mond hat sich verschleiert und weiße Dämpfe brauen über den Feldern. —

Froſtzitternd erhebt er ſich. Sein leichtes Gewand iſt feucht vom Nachtreif, der auf der unbedeckten Bruſt geſchmolzen, und ſeine Füße ſind wund, denn die Sohlen ſind durchgewetzt auf dem langen Marſch. —

Noch iſt ihm, als höre er in unermeßlichen Fernen den Chor der Seligen! „Hoſianna dem der gekreuziget wird!“ Und er hebt die Arme gen Himmel: „O mein Erlöſer und Herr, ſolange du mich brauchen willſt, der Welt dein Angeſicht zu zeigen — ſo lange laß mich leben — dann aber erbarme dich meiner und laß mich ſterben am Kreuz! Sterben für die Sünde der Einen, wie du ſtarbſt für die Sünden der Welt!“ Und er öffnet die leicht verſchloſſene Thür zum Bühnenraum. Und da — im halbverſchleierten Mondſchein liegt das alte Kreuz. Lautaufweinend umſchlingt er es und drückt es an die Bruſt, das harte Holz, das ihn getragen, das heute wie damals geheimnisvolle Mächte umlagern, die ihn gewaltig an ſich ziehen.

„O wär ich dir treu geblieben,“ klagt er. „Alle Güter dieſer Welt — und wär's das höchſte Glück — ſie wiegen dich nicht auf. Jetzt bin ich dein — richte dich auf mit mir und trag mich hinüber, hoch, über alles Erdenweh!“ —

Es ſchlägt Drei von der Kirche herüber. — Noch muß er leben und leiden, denn er weiß, daß kein anderer den Chriſtus ſpielen kann wie er, weil keiner das Bild des Erlöſers im Herzen trägt, wie er. Aber — wird es

noch gehen? Seine Kräfte sind gebrochen, das fühlt er mit zusammengeschnürter Brust. Er nimmt Hut und Stock auf. So zieh denn ein in Ammergau, Unglücklicher, und raffe die letzte Kraft zusammen!

Er schwankt hinaus. Wohin? Zu Ludwig Groß, das ist der Einzige, vor dem er sich seines Elends nicht schämt.

Jetzt erst fühlt er, daß er kaum mehr weiter kann. Aber es muß sein, hier darf er nicht liegen bleiben.

Schritt für Schritt schleppt er sich mit den zerrissenen Schuhen auf der rauhen Dorfstraße hin. Als er im Mittelpunkt des Dorfes ist, hört er Musik und Gesang, abwechselnd mit Geschrei und Gelächter, vom Gasthaus her. Es ist eine Hochzeit und sie schicken sich an, die Hochzeitsleute nach Hause zu führen, er hört es aus den Reden von ein paar Burschen, die herauskommen. Er besinnt sich eine Weile — ist er in Ammergau? Seine Seele erzittert noch vom weihevollen, thränenreichen Augenblick des Wiedersehens mit der ersehnten Heimat und nun — dieser Kontrast! Es ist ja natürlich — sie können nicht alle ihre Aufgabe mit der gleichen Inbrunst in der Brust tragen. Aber dem wunden Mann, mit dem furchtbaren Ernst im Herzen, thut es heute doppelt weh. Leise, im Schatten der Häuser schleicht er vorbei, daß ihn keiner sieht!

Die Zecher und Lacher dadrin merken es nicht, daß indes ihr Christus im Bettlerkleide an ihnen vorüberzieht? Sie fühlen ihn nicht den Blick, der aus dem Schatten von draußen durch die erleuchteten Fenster auf sie gerichtet ist und heimlich fragt: „Sind das die Enkel jener Väter, deren verklärte Geister soeben dem Wiederkehrenden das

heilige Spiel, für das sie gelebt und gelitten, in seiner ganzen Majestät gezeigt?

Der schwere Schritt des Unglücklichen ist ungehört vorübergegangen und jetzt biegt Freyer in die Seitengasse ein, wo das Haus des Freundes liegt — das unselige, in dem das Verhängnis begonnen.

Es ist halb vier Uhr früh. Der wüste Lärm klingt in die stille Straße nicht herein. Wie schlafumfangen liegt das Haus, überschattet von dem weit vorspringenden Dach. In dem Zimmer zu ebener Erde, wo einst die Gräfin gewohnt, pflegt außer der Passionszeit Ludwig zu schlafen. Freyer klopft leise an den Laden, aber sein Herz schlägt so laut, daß er fast nicht hören kann, ob sich darin etwas rührt.

Wenn der Freund nicht da wäre, verreist — oder weggezogen — was dann? Er hat ja nie mehr mit ihm in Verkehr gestanden und nur durch Josepha einmal die Nachricht erhalten, daß der alte Groß gestorben sei. — Er klopft noch einmal. Ludwig ist der einzige, dem er sich anvertrauen kann — wenn der ihm verloren, dann wäre alles aus. —

Aber, nein — es regt sich drin — die wohlbekannte Stimme fragt halb im Schlaf: „Wer ist draußen?“

„Ludwig, mach auf — ich bin's, — Freyer!“ ruft er mit gedämpfter Stimme.

Jetzt wird der Laden aufgethan: „Freyer, — ist's möglich? Wart, Joseph, wart, ich laß dich herein.“ Und er hört, wie der Freund sich drinnen hastig ankleidet — noch zwei Minuten und die Thür öffnet sich. Ludwig Groß tritt heraus. Die Beiden sprechen kein Wort. Ludwig faßt

Freyer an der Hand und zieht ihn ins Haus. „Freyer, du — träume ich denn? — Du hier — was bringt dich her? Ich will nur schnell Licht machen," — mit zitternden Händen, vor Aufregung, zündet Ludwig eine Kerze an. Freyer steht schüchtern an der Thür. Jetzt wird es hell im Zimmer, der Lichtschein fällt auf Freyer — Ludwig fährt entsetzt zurück. „Allmächtiger Gott, wie siehst du aus!" —

Lange keines Wortes mächtig, stehen sich die Freunde gegenüber. Freyer immer noch mit dem Hut in der Hand. Ludwigs scharfer Blick gleitet über die zusammengesunkene Gestalt, das abgetragene Röcklein, die zerlumpten Schuhe hin. „Freyer, Freyer, was ist aus dir geworden! Armer Freund, so kommst du mir zurück?" Und mit namenloser Trauer schließt er den Unglücklichen in die Arme.

Freyer kann fast nicht mehr sprechen, die Zunge versagt ihm den Dienst. „Wenn ich ein wenig bei dir ruhen könnte?" stammelt er kaum noch verständlich.

„Ja, komm nur, komm und leg dich auf mein Bett, — ich habe schon ausgeschlafen, ich lege mich doch nicht mehr," sagt Ludwig zitternd vor Mitleid und Schreck und entledigt den Willenlosen so schnell als möglich der elenden Hüllen. Dann führt er ihn zu seinem Lager, auf das er ihn sanft niederläßt. Er will den Todmüden nicht um Auskunft quälen, er sieht, daß Freyer seiner selbst nicht mehr mächtig ist. Sein Zustand sagt dem Freunde genug.

„Du — bist — gut!" stammelt Freyer, — „o ich hab' draußen was gelernt." —

„Was denn — was hast du denn gelernt?" fragt Ludwig.

Ein seltsames Lächeln irrt über Freyers Gesicht: „Betteln!“

Den Freund schaudert. „Sprich jetzt nicht mehr — du brauchst Ruhe!“ sagt er leise beschwichtigend und hüllt den erstarrten Körper in warme Decken. Aber ein Blitz edeln Zornes zuckt aus seinen Augen und die bleiche Lippe kann es nicht zurückhalten: „Ich frage nichts — aber wer dich uns so heimgeschickt, der soll's vor Gott zu verantworten haben!“ sagt er, mehr zu sich selbst als zu Freyer.

Der hört es auch nicht und wenn er's hörte, so weit reicht sein Denken nicht mehr, daß er's hätte verstehen können.

„Freyer! sag mir nur noch, womit ich dich erquicken kann? Ich will schnell Feuer machen und dir für etwas zu essen sorgen, was möchtest du am liebsten?“

„Was — du — hast!“ bringt Freyer mühsam heraus.

„O lieber Gott — er hat gehungert!“ Ludwig kann die Thränen nicht mehr zurückhalten. „Bleib ruhig — ich komme gleich und bring' dir etwas!“ sagt er und eilt hinaus, zusammenzusuchen, was in dem bescheidenen Haus eben noch vorhanden. — Die Schwestern will er nicht wecken, hier paßt kein Weibergeschwätz her. Bald hat er selbst eine einfache Brotsuppe gekocht und ein paar Eier eingeschlagen, weiter ist nichts da, — aber es ist doch etwas Warmes. Als er's dem Freund bringt, ist Freyer schon so entkräftet, daß er kaum den Löffel mehr halten kann, doch die Nahrung thut ihm sichtlich gut.

„Nun schlafe!“ sagt Ludwig und kleidet sich fertig an. „Es tagt schon. Ich will jetzt ins Dorf und sehen, daß

ich dir Stiefel und einen andern Rock verschaffe, sonst kannst du ja nicht ausgehen!"

Ein stummer Dankesblick Freyers lohnt die treue Fürsorge, dann fallen ihm die Augen zu und der Freund betrachtet ihn mit tiefer Wehmut:

„Wie er schlief und ruhte, von der Arbeit ermüdet." —

Fünfzehntes Kapitel.

Im Dorf.

Das Haus des Bürgermeisters, mit seinen stolzen Fresken „Christus vor Pilatus", liegt noch völlig still im Morgengrauen. Der Bürgermeister schläft noch. Er ist letzter Zeit viel leidend. Ja, es ist, als habe der schlagartige Anfall bei Freyers Flucht ihm den Todesstoß gegeben, denn er hat sich seitdem nicht mehr erholt. — Und wie sein Körper nicht genesen kann, so kann sein Gemüt nicht verschmerzen. Der eiserne Mann hat gleichsam gerostet an Leib und Seele. Die Politur und Elasticität des edeln Stahls hat offenbar gelitten. Des öftern muß er sich schonen, aber niemand darf es wissen, denn für einen Charakter wie er, ist es die tiefste Demütigung, sich krank und hinfällig zu zeigen.

Als Ludwig Groß durch heftiges Klingeln die Morgenruhe des Hauses stört — öffnet zuerst die Bürgermeisterin mit wenig erfreuter Miene. „Mein Mann schlaft noch!" bedeutet sie dem Zeichenlehrer.

„Ja, das kann alles nichts helfen, Sie müssen ihn wecken — ich komme in einer dringenden Angelegenheit!“

Die besorgte Frau sträubt sich immer noch, aber da steht oben an der Treppe der Bürgermeister. „Was gibt es denn? Wenn etwas Dringliches ist, bin ich immer zu sprechen. Guten Morgen, Zeichenlehrer, geh nur in die Stube, ich komme gleich.“ —

Ludwig Groß tritt in das niedere, aber freundlich blau getünchte Gemach, wo an allen Fenstern Blumenstöcke stehen und im ersten Morgenschein bunte Lichter umherstreuen. An der Wand prangt der ehrwürdige Glasschrank, das Prachtstück jeden wohlhäbigen Ammergauer Hauses, in dem der Brautkranz der Frau und der Ehrenpokal des Mannes aufbewahrt werden, die Hochzeitsgeschenke — Tassen mit goldenen Inschriften: „Zum ewigen Andenken“, die der Frau gehören, und Halbekrügeln von Preisschießen her oder Geschenke von Passionsbesuchern, die dem Mann gehören. In der Epheunische der Zimmerecke ein altes Kruzifix — darunter eine Holzbank mit einem Tisch, auf dem Schreibereien liegen. An dem Pfeiler zwischen den Fenstern ein paar Heiligenbilder, darunter ein Pack Theaterzettel von den Uebungstheatern her, die der Bürgermeister in Scene gesetzt. An der gegenüberliegenden Wand ein vierbeiniges Möbel mit schwarzem Leder überzogen, welches „das Sofa“ heißt — daneben der große trauliche Kachelofen, hinter dem die Frau Bürgermeisterin die Milch zum „Aufwerfen“ stehen hat. — An einem zweiten Pfeiler ein Wandschränkchen in der dicken Mauer mit einem kleinen Schreibpult und endlich eine schöne polierte Wendeltreppe, die durch ein

Loch in der Decke direkt ins Schlafzimmer führt und der Hochsitz der beschaulichen scheckigen Hauskatze ist. — Das ist das Heim eines großen, weit über seine Grenzen hinauslodernden Geistes, der sich verzehrt im Kleinlichen und für den die großen Epochen der Passionsspiele das Einzige sind, worin er sich ausleben kann, wo er ein gewaltiges Feld für seine Fähigkeiten und seinen Ehrgeiz hat, — wo er eine Entschädigung für die zehnjährige Prosa kleiner gedrückter Verhältnisse findet. Aber die zehnjährigen Intervallen sind zu lang und der alternde Mann verliert allmählich die Spannkraft und Schwunghaftigkeit, die sich ohne Einbuße über die Entbehrungen eines Decenniums wegsetzen könnte. — Er versucht allerlei, um wenigstens aus der kleinen Misere der Armut herauszukommen, was ihm nicht gelingt und ihn dadurch noch mehr bedrückt. So, im Kampf mit dem Realismus, fortwährend die Fahne des Ideals hochhaltend, in innere und äußere Widersprüche verwickelt, reibt sich der unglückliche Mann auf, auch ein Märtyrer in seiner Art — wie die meisten Ammergauer.

„Nun — was gibt's?“ fragt er jetzt ins Zimmer tretend. „Nimm Platz.“

„Gelt der Herr Vetter nehma's mir nit übel, aber wissen's, mei Mann muß sein Kaffee trinka, sonst wird's ihm schlecht!“ Die Frau Bürgermeisterin bringt das Frühstück herein und stellt es vor ihrem Mann auf den Tisch. „Gelt laß'n fein nit kalt wer'n!“ mahnt sie und zieht sich diskret wieder zurück. Sogar die Katze nimmt sie mit hinaus, damit die Herren ganz ungestört und allein sind!

„Trink nur, trink!“ sagt Ludwig und wartet ein wenig,

bis der Bürgermeister das kärgliche Frühstück genossen hat, was schnell genug gethan ist. „Nun? Also!“ fragt dieser nochmals und schiebt die Tasse zur Seite. —

„Ich hab' dir eine Neuigkeit zu bringen: Freyer ist da!“

„Ah!“ Der Bürgermeister ist jäh zusammengezuckt und eine beängstigende Röte steigt in seinem Gesicht auf. Er streicht sich mit der etwas nervös zitternden Hand durch das einst so schöne, jetzt ergraute Haar: „Freyer —! Wie kommt der hierher?“

„Das weiß ich nicht — die Frage erstarb mir auf den Lippen, als ich ihn sah.“ —

„Wieso?“

„Ach, das ist ein Anblick, krank, halb verhungert — in Lumpen, ein Ecce homo. Ich meinte das Herz müsse mir brechen, als ich ihn sah!“

„So, so — also die Nemesis ist schon da!“

„O sprich nicht so, — eine solche Nemesis ist zu hart! Ich weiß nicht, wie's ihm gegangen, — ich konnte ihn noch nichts fragen, aber das weiß ich, daß Freyer nichts gethan haben kann, was eine solche Strafe verdiente. Wie der Mann heruntergekommen ist, davon machst du dir gar keinen Begriff. Er liegt daheim bei mir, — unfähig mehr ein Glied zu rühren.“

Der Bürgermeister zuckt die Achseln: „Was soll ich denn dabei thun? Du weißt, ich kann mich nicht für selbstverschuldetes Unglück erwärmen, mit dem besten Willen nicht.“

„Das brauchst du auch nicht, du sollst mir nur helfen, dem Unglücklichen wieder einige Existenzmittel zu verschaffen. — Er hat ja noch seinen Anteil von den vorigen Passions-

einnahmen zu gute. Er war ja nicht bei der Verteilung und hat doch vier Monate vom Mai bis August den Christus gespielt, — soviel ich mich erinnere, hätten ihn etwa sieben bis achthundert Mark getroffen.“

„Ganz richtig! Aber da er durchgegangen war und noch dazu Haus und Hof sehr großartig den Armen verschrieb — konnte ich doch nicht denken, daß ich ihm das Kapital als Notpfennig aufsparen müsse und er schon so bald in die Lage käme, der Gemeinde zur Last zu fallen!“

„Was hast du denn mit dem Geld gemacht?“

„Weißt du's denn nicht mehr? Verteilt hab' ich's mit dem andern!“

Ludwig stampft mit dem Fuß: „O Herrgott, das war meine einzige Hoffnung! Aber geholfen muß ihm werden, er hat kein Gewand, keine Schuhe mehr! Ich habe keinen Pfennig im Haus, als was wir zum Leben brauchen. — In diesem Anzug kann er sich nicht sehen lassen, da thut er sich eher den Tod an. Wir können ihn doch nicht dem Gespött preisgeben — wir müssen uns in ihm ehren, er ist immerhin der beste Christus gewesen, den wir je hatten, und wenn auch die Spiele durch ihn unterbrochen wurden, so verdanken wir ihm doch einen größeren Erfolg und eine höhere Einnahme als wir sie sonst in einer ganzen Saison erzielten. Und dafür sollten wir ihn leer ausgehen lassen — wie den Dichter in Schillers Teilung der Erde, weil er zu spät kam?“

„Ja — “ der Bürgermeister dreht mit den feinen Fingern den Schnurrbart: „Es thut mir leid für ihn — aber es ist nun einmal geschehen und nicht zu ändern!“

„Es muß geändert werden, die Leute müssen das Geld wieder herausgeben!“ ruft der Zeichenlehrer heftig.

Der Bürgermeister sieht ihn mit seinen durchdringenden, von den müden Lidern halbüberschatteten Augen an. „Verlang's ihnen einmal!“ sagt er mit überlegener Ruhe und Kälte. „Geh einmal hin und hol's — wenn noch was da ist!“

Der Zeichenlehrer beißt sich auf die Lippen: „Dann muß etwas von Gemeinde wegen geschehen!“

„Das kann ich nicht ohne einen Gemeindebeschluß!“

„Nun ja, so laß doch einsagen und halte eine ganze Gemeinde!“

„Hm, hm!“ Der Bürgermeister lächelt: „Das wird sich nicht gut machen lassen. Was meinst du wohl, was mir die Leute antworten werden, wenn ich komme und den Antrag stelle: Herr Freyer ist uns durchgegangen, hat die Vorstellungen unterbrochen, uns um circa 100 000 Mark geschädigt, uns und das Passionsspiel vor der ganzen Welt diskreditiert und verlangt dafür eine Belohnung von achthundert Mark aus der Gemeindekasse?“

Ludwig läßt hoffnungslos die Arme sinken. „Dann weiß ich nicht mehr was thun — ich muß meine hilflosen, alten Schwestern erhalten — ich kann ihn nicht unterstützen, sonst würde ich gewiß keinem Menschen ein gutes Wort geben. Ich meine eben, es sei eine Ehrensache für uns Ammergauer, daß wir ein Gemeindemitglied nicht im Stiche lassen, wenn es arm und hilfsbedürftig in die Heimat zurückkehrt, und noch dazu einen Mann wie Freyer, dem wir mehr zu verdanken als vorzuwerfen haben, da könnt

ihr sagen was ihr wollt. Wir sind denn doch keine Strafanstalt!“ —

„Nein, aber auch keine Versorgungsanstalt!“

„Nun, wir brauchen weder das eine, noch das andere zu sein, sondern nur eine Gemeinde freier Männer, die der Gedanke der Liebe allein beherrschen sollte, es aber leider schon längst nicht mehr thut!“

Der Bürgermeister lehnt ruhig im Stuhl, der Zeichnungslehrer erhitzt sich immer mehr, je kälter der Andere bleibt.

„Du steckst dich immer hinter die Gemeinde, wenn du etwas nicht willst, — wenn du aber etwas willst, dann hat dich die Gemeinde noch nie geniert!“

Der Bürgermeister greift sich an den Kopf, als ob das Denken ihm weh thäte. Er gehört entschieden zu den Menschen, die ihr Herz gleichsam im Kopf haben. Wenn etwas seinem Herzen weh thut, so greift es auch sein Gehirn an. Er schweigt lange, während Ludwig zitternd vor Erregung im Zimmer auf und ab geht. Endlich spricht er nicht ohne einen Anflug bittern Humors:

„Ich weiß es wohl, so sagt ihr immer, wenn ich euch etwas nicht recht mache. Ich wollte einmal sehen, was aus euch würde mit euren widersprechenden, leidenschaftlichen Künstlertemperamenten und euren Gefühlsstandpunkten, bald Für, bald Wider, heute ‚Hosianna‘ und morgen ‚Kreuzige‘, wenn ich nicht die Ruhe und Festigkeit für euch bewahrte! Wenn ich, der die Verantwortlichkeit des Handelns trägt, so rasch die Meinung wechselte, wie ihr, und ich jeden eurer momentanen Impulse zur That machte — so müßte ich

mindestens die Kraft haben, heute hinzurichten und morgen, wenn's euch gereut hat, den Betreffenden wieder aufzuerwecken, ihn allenfalls, aber auch ohne Schaden für seine Gesundheit abermals anzunageln, damit die Komödie von vorn anfangen kann! — Als vor zehn Jahren Freyer uns, um eines unsittlichen Verhältnisses willen, im Stiche ließ und allem, was uns heilig war, in's Gesicht schlug, — da lagst du mir in den Armen und beweintest hier an meinem Herzen die Abscheulichkeit seiner That, — jetzt — weil ich mich nicht gleich von ein paar Lumpen und Fetzen und der Armensündermiene eines moralischen Katzenjammers rühren lasse, — jetzt wird jedenfalls, umgekehrt, am Busen des Freundes über die Härte und Gefühllosigkeit des Bürgermeisters geweint! Das bin ich schon gewohnt, ich kenn' euch ja, ihr Heißsporne!"

Er holt unter dem Ofen ein Paar Stiefel heraus. „Da schau her — ich bin g'rad im Besitz von zwei Paar Stiefeln. Davon kannst du eins deinem Schützling bringen, daß er wenigstens anständig bei mir erscheinen kann, um sich mit mir zu besprechen. Das thu' ich nicht auf Gemeindekosten! Und einen alten Rock kann ich dir auch noch geben, — ich wollte ihn zwar eben meinem Anton ins Seminar schicken, — aber — na, es thut's auch so! Ich bitte mir nur aus, daß du ihm nicht sagst, von wem die Sachen sind, sonst haßt er mich, weil ich in der Lage war, ihm zu helfen — statt er mir!"

„O, wie schlecht kennst du ihn —" wirft Ludwig ein.

Der Bürgermeister lächelt: „Ich kenne die Ammergauer — und er ist einer!"

„Ich danke dir in seinem Namen,“ sagt Ludwig schnell versöhnt. —

„Ja, siehst du, das dankst du mir und das ist doch das Wenigste. Das ist eine Privatwohlthätigkeit, die ich jedem Lump erweisen kann, wenn er mich dauert. Aber, daß ich, als Bürgermeister, streng über die Ehre Ammergaus wache und zuerst prüfe, wen ich der öffentlichen Teilnahme empfehle, das machst du mir zum Vorwurf! Bevor ich einen Gemeindebeschluß veranlasse und amtlich für ihn auftrete, muß ich wissen, ob er es auch wert ist und was es für eine Bewandtnis mit ihm hat.“ Er greift sich wieder an den Kopf: „Schicke ihn mir auf die Kanzlei — dann wollen wir weiter sehen.“

Ludwig reicht ihm die Hand: „Nichts für ungut, wir wissen ja doch, wie wir's meinen.“

Als der Zeichenlehrer fort ist, holt der Bürgermeister tief Atem und bleibt eine Weile in Gedanken versunken sitzen. Dann schaut er auf die Uhr, nicht um zu sehen, welche Zeit es ist, sondern um zu prüfen, ob denn die Unterredung so lange gedauert hat, daß sich sein Kopfweh und seine Erschöpfung normal daraus erklären lassen. Das Ergebnis scheint ihn nicht zu beruhigen. „Was soll das werden?“

Die Bürgermeisterin schaut zur Thür herein: „No Vater, was hat's denn geb'n!“

Der Bürgermeister nimmt seinen Hut: „Freyer ist wieder da!“

„Jesus Maria!“ Die Frau schlägt die Hände zusammen.

„Ja, das war eine große Aufregung für mich. Bereite die Anastasia vor, daß sie's nicht zuerst von fremden Leuten erfährt. Sie hat ja mit sich abgeschlossen, aber alterieren wird sie's natürlich doch! Und, vor allem, daß mir nichts im Laden davon geredet wird, ich will nicht, daß es schon im Dorf herumkommt, am wenigsten durch uns. Adieu!"

Auf dem Haus des Bürgermeisters ruht eine kleine Gerechtsame: das Salzmonopol und ein kleines Viktualienlädchen, wo der rastlose Fleiß der aufopfernden Frau ein paar Groschen herausschlägt. „Wann i's nit zammhalt — wer soll's denn zammhalten?" pflegt sie mit scharfer Anspielung auf des Gemahls geringen Sparsamkeitssinn zu sagen. Deshalb erwähnt der Bürgermeister auch noch nichts von seiner heutigen Verschwendung mit den Stiefeln und dem Rock. Er könnte jetzt keine, noch dazu berechtigten, Vorwürfe ertragen. — Man muß eben manchmal über seine Verhältnisse gehen, wenn man in einer „Stellung wie die seine" ist, — aber die Frauen verstehen das nicht. Drum rettet er sich wie gewöhnlich vor dem häuslichen Strafgericht in die unnahbaren Regionen seiner Kanzlei.

Die Schwester des Bürgermeisters wohnt nicht mehr im Hause. Sie hat, als sie älter wurde, ein Austragstübl in der Nähe der Kirche bezogen, das sie von mütterlicher Seite geerbt und wo sie allein und still lebt als „ehrengeachtete Jungfrau", wie der Pfarrer von Ammergau sagt. —

„Ja, wer soll denn jetzt wieder zu der Stasi hinrenna," jammert die Bürgermeisterin, „wann ma alle Händ voll z'thun hat? Als ob die 's nit noch früha g'nuag erfahret. Der heiratet sie doch nimmer! Rosel, Rosel!"

Des Bürgermeisters jüngste Tochter, die prädestinierte Maria der Zukunft, kommt aus dem Laden.

„Lauf g'schwind nüber zur Tant', und sag ihr, daß der Herr Freyer wieder kommen is, der Vater hat's g'sagt! — No — jetzt hupf au no auf vor Freud — des werd' wohl was Schön's sei!“

„Spielt der wieder 'n Christus?“ fragt die Kleine.

„Was weiß i — der Vater sagt ei'm ja nix! Not thät's scho — sie hab'n ja Kein'. O mit dem Passion, der kost unserm Vater noch 's Leben!“

Die Ladenglocke, der lieblichste Klang für die sorgenvolle Frau, ertönt — Käufer darf man nicht warten lassen, und ist's auch nur ein Packl Modekaffee. Sie eilt in den Laden und Rosel zur Tante Stasi. —

Heute hat die brave Bürgermeisterin einen guten Tag. Das ganze Dorf kauft bei ihr ein, um etwas Näheres über das interessante Ereignis zu erfahren, das natürlich die Schwestern Groß schon in aller Frühe herumgebracht haben. — Und da die Bürgermeisterin strengstes Schweigen beobachtet, so erfindet man, was man nicht weiß — und natürlich nur das Aergste und Unglaublichste. Bis Mittag sind die tollsten Gerüchte im Umlauf, und Parteien haben sich gebildet, die sich schon heftig streiten.

Die arme Bürgermeisterin ist in der größten Bedrängnis. Alles will Auskunft von ihr und wie leicht könnte ihr da eine unvorsichtige Aeußerung entschlüpfen! Sie vergißt vor lauter Schweigen ganz, daß sie eigentlich gar nichts zu verschweigen hat — weil sie ja selbst nichts weiß! Aber schon die Angst, ein Wort zu viel gesagt zu haben, bedrückt

die gewissenhafte Frau so sehr, daß sie später auch, dem Gatten zum Heile, auffallend duldsam ist und ihm den gewohnten Vorwurf erspart, nicht an Weib und Kind gedacht zu haben, als sie erfährt, daß er Stiefel und Rock verschenkte! —

So geht in dem merkwürdigen Dörfchen immer das Größte mit dem Kleinsten Hand in Hand. Aber das Große erliegt auch manchmal dem Kleinen, wenn ihm der Humor fehlt, sich darüber wegzusetzen.

Sechzehntes Kapitel.

Wieder aufgenommen.

Den ganzen Morgen wimmelt es von Menschen in der Straße, wo Ludwigs Haus liegt. Gegen Mittag heißt es: „Er kommt!“ Freyer geht aus. Neugierig drängen sich die Leute heran, aber sie weichen scheu zurück, als Freyer heraustritt: „Jesus, wie schaut der drein!“

Freyer wankt an ihnen vorbei und zieht grüßend den Hut, aber es ist, als sei er, trotz des bescheidenen Grußes und einfachen Anzugs, ein so vornehmer Herr geworden, daß ihn niemand ansprechen dürfe. Es geht etwas Ehrfurchtgebietendes von ihm aus, wie — von einem Toten. Er ist ja auch tot — wenigstens für die Welt. Das fühlen die Leute und mit einemmal verstummen die Gerede — und die Parteien, die sich in eine neidische und eine schadenfrohe geteilt, versöhnen sich.

„Der treibt's nimmer lang!“ Das ist der Zauberspruch, der sie alle beruhigt. — Hat er eine Schuld auf dem Gewissen, so wird er sie bald sühnen, hat er mehr Geld als andere, so muß er es bald „dahint' lassen“ und will er einem eine Rolle wegnehmen, so kann er sie nicht lange behalten! — Nur die Kinder, die indes halbwüchsig aufgeschossen, springen ihm zutraulich entgegen und reichen ihm mit der den Ammergauer Kindern eigenen unnachahmlichen Grazie und Anmut die Hand. Und weil's die Großen thun, trippeln ihnen die Kleinen nach und machen's auch so. Er bleibt stehen und spricht mit ihnen, jedes einzelne der älteren erkennend und bei Namen nennend. Und diese blicken mit ihren hellen Augen forschend in die seinen, wie sich Sonnenstrahlen neugierig in eine dunkle Tiefe senken: „Sind's krank g'wesen, Herr Freyer?“

„Nein, meine lieben Kinder — oder, ja, wie man's nimmt, aber bei euch werd' ich genesen!“ Und er faßt ein halb Dutzend der kleinen Händchen zusammen in die seinen und geht mit ihnen weiter. Und die Kinder sind ganz still und artig und marschieren neben ihm her, als hätten sie ihn alle die Jahre gesucht und nun endlich gefunden.

„Spielen's jetzt auch wieder amal 'n göttlichen Kinderfreund mit uns?“ fragt eines der größeren Mädchen mit bittendem Blick.

„Wenn Weihnachten kommt, machen wir das alles wieder!“ Ein wundervolles Lächeln verklärt Freyers Züge und in seinen Augen stehen Thränen.

„Bleiben's jetzt bei uns?“ fragen die Kinder.

„Ja —!“ es ist nur ein kurzes Wort, aber die Kinder fühlen, daß es ein Schwur ist, und immer inniger und dichter drängt sich die kleine Schar an ihn: „Ja! Jetzt dürfen's nimmer fort!“

Freyer hebt ein kleines Bübchen vom Boden auf und drückt es an sein Herz, seinen Kopf an des Knaben Brust bergend: „Nie, nie mehr! —“

Einen Augenblick lang herrscht feierliche Stille. Den Kleinen ist es auf einmal, als wär' heute Sonntag und sie hätten die Festkleidchen an, in denen man artiger sein müsse, als in den gewöhnlichen. Die Vernünftigeren aber verstehen schon, was Großes, Schmerzliches in dem Augenblick liegt. Heilig ist der Schmerz eines reinen Herzens und die Kinderseele empfindet das Heilige, wo es sich ihr offenbart. Still zieht die kleine Schar weiter durchs Dorf und die Kinder bilden eine schützende Hut um ihn, daß die Erwachsenen nicht heran können, ihm weh zu thun mit neugierigen Fragen. Und die Kinder zeigen es den Eltern, daß Friede mit ihm und ihnen sein muß — denn die Ammergauer wissen es recht gut, daß in ihren Kindern das richtige Gefühl noch lebt, was ihnen im Kampf mit der Not des Daseins mehr oder weniger verloren gegangen, drum glauben sie ihnen und folgen ihnen mehr, als diese den Alten. — Die Kinder haben ihn angenommen, — jetzt ist er wieder daheim in Ammergau — und es braucht keine Gemeindesitzung mehr, um ihn neu einzubürgern.

Nun ist der Zug vor dem Rathaus angelangt. — Freyer setzt das Bübchen, das er getragen, zur Erde, — es will gar nicht weg von ihm! Die großen Leute fürchten

sich vor ihm, aber die Kinder betrachten ihn als ihr Eigentum und wollen ihm keinen Urlaub geben. Erst nach langem Bitten und gütlichen Unterhandlungen darf Freyer in das Haus gehen. Als er die altbekannte Treppe hinaufsteigt, schlägt ihm das Herz so, daß er sich an die Wand lehnen muß. Noch einen tiefen Atemzug, ein paar Stufen weiter — dann, ein langer Weg durch den leeren Gemeindesaal bis zur Kanzlei, ein leises Pochen, drinnen das wohlbekannte „Herein!“ — er steht vor dem Bürgermeister. Es ist bei den Ammergauern untereinander nicht Sitte, sich vom Stuhl zu erheben. „Guten Tag!“ sagt der Bürgermeister und bleibt sitzen, als müsse er noch etwas Dringendes erledigen — in Wahrheit aber, weil er nach Fassung ringt: „Gleich!“

Freyer bleibt an der Thür stehen.

Der Bürgermeister schreibt noch immer fort. Ein heimlicher Blick streift die Gestalt in seinem Rock und seinen Schuhen — bis zu Freyers Gesicht schaut er nicht auf, das würde dieser ja sehen. — Endlich hat er so viel Ruhe gewonnen, daß er sprechen kann. Jetzt thut er als bemerke er erst, wer es ist. „Ah, Herr Freyer!“ sagt er und nun sehen sich die Beiden in die Augen. Es ist ein trauriger Anblick für jeden.

Der Bürgermeister, der einst so schöne, schneidige Mann, gealtert, welk, vor der Zeit aufgerieben. Freyer ein Bild des Leidens — fast zum Erschrecken.

„Herr Bürgermeister, ich weiß nicht — ob ich noch — darf?“

„Ich bitte, Herr Freyer, nehmen Sie sich einen Stuhl,“ sagt der Bürgermeister.

Freyer thut es und setzt sich in einiger Entfernung von dem Bürgermeister.

„Es scheint Ihnen nicht ganz gut gegangen zu sein?" fragt dieser, weniger um die Wahrheit zu erfahren, als um das Gespräch in Fluß zu bringen.

„Das sehen mir Herr Bürgermeister wohl an." —

„Ja — —! Ich hätte gewünscht, daß es anders gekommen wäre!"

Beide schweigen, die Bewegung übermannt sie. Nach einigen Minuten fährt der Bürgermeister mit leiser Stimme fort: „Ich hatte es so gut mit Ihnen vor — Schade — !"

„Ja, Sie haben mir viel zu vergeben, niemand weiß das besser als ich, — aber Sie werden den Reuigen nicht zurückstoßen, wenn er sein Unrecht sühnen will."

Der Bürgermeister reibt sich die Stirn: „Ich stoße Sie nicht zurück, aber — ich sagte dem Zeichnungslehrer schon, ich bedaure nur, nichts für Sie thun zu können. Sie sind nicht krank — ich kann Sie nicht aus der Krankenkasse unterstützen und mit der Gemeinde wird schwer etwas anzufangen sein."

„O ich bitte, Herr Bürgermeister, ich habe nie auf eine Unterstützung gerechnet. Ich kam nur gestern so müde an, daß ich Ludwig nichts erklären konnte, sonst hätte er Ihnen und mir gewiß den Schritt erspart, zu dem er sich in seiner großen Teilnahme hinreißen ließ. Die Kleidungsstücke, mit denen Sie mir für den Augenblick aus der Verlegenheit geholfen, nehme ich dankbar als geliehen an, hoffe sie Ihnen aber auch später ersetzen zu können."

„Bitte, bitte, sprechen wir nicht davon!" sagt der Bürgermeister mit einer ablehnenden Handbewegung.

„Doch! Denn es kann mich nur beschämen, wenn Sie mir großmütig eine materielle Hilfe angedeihen lassen — und mir dabei im Herzen nachtragen, was ich verbrach. Das was mein krankes Gemüt am nötigsten braucht, ist Versöhnung mit Ihnen und der Heimat. Und um das kann ich Sie bitten!"

„Ich bin nicht unversöhnlich, Herr Freyer! Sie haben sich ja nicht gegen mich persönlich vergangen, — Sie haben mich nur in der Sache getroffen, die mir am meisten auf der Welt am Herzen liegt. Das ist ein Schmerz, der durchgekämpft sein wollte, für den ich Sie aber nicht verantwortlich machen kann, und wenn er mich auch Gesundheit und Leben kostete. Ich trage nicht persönlich nach, was nicht persönlich gemeint war. Wenn ein Mensch mit einem Stein nach einem Heiligenbild wirft und er trifft mich unabsichtlich an die Schläfe, so werde ich ihn nicht dafür zur Verantwortung ziehen, — sondern dafür, daß er nach etwas gezielt hat, was andern heilig ist. Ihn zu bestrafen aber, werde ich einem höheren Richter überlassen!"

„Gestatten Sie mir, daß ich schweige. Sie müssen die Sache von Ihrem Standpunkt aus so betrachten und ich kann Sie keines Bessern belehren. Das Recht der Verteidigung ist mir durch besondere Umstände versagt. — Nur gegen den Vorwurf, daß mir nicht heilig sei, was es andern ist — möchte ich mich verwahren. Gerade weil es mir heilig — vielleicht heiliger als andern, habe ich dagegen gesündigt! —"

„Das ist ein Widerspruch, den ich nicht verstehe!"

„Und ich nicht erklären kann!“

„Nun es ist nicht meine Sache, mich in Ihre Geheimnisse zu drängen und mir ein Urteil über Ihre Beweggründe zu erlauben. Ich bin nicht Ihr Beichtiger. Ich sagte Ihnen ja, daß ich es Gott überlasse, in solchen Dingen zu richten. Meine Pflicht als Bürgermeister erheischt, daß ich einem Gemeindemitglied nach besten Kräften beistehe, wo es sich um Existenzfragen handelt. Wollen Sie mir darin Ihr Vertrauen schenken, so bin ich gern bereit Ihnen mit Rat und That an die Hand zu gehen. Ich weiß nicht recht, was Sie anfangen wollen. Ihr kleines Anwesen haben Sie an unsere Armen verschenkt — wollen Sie das nun zurücknehmen?“

„O nie, Herr Bürgermeister, was ich verschenke, nehme ich nicht zurück!“ sagt Freyer.

„Dann haben Sie es aber schwer,“ fährt der Bürgermeister fort, „schwerer als jeder Andere, sich durchzubringen. Sie sind zu spät auf die Schnitzschule gekommen, um mit der Schnitzerei Ihr Brot zu verdienen. Sie treiben kein Handwerk — Sie sind auch zu gebildet, um sich in niedere Dienste, wie Taglöhnern, Straßenkehren u. s. w. finden zu können, — und auf Gemeindekosten zu leben, dazu wären Sie zu stolz, wenn man auch einen Modus fände, Ihnen eine Unterstützung zuzuwenden. Es ist wirklich recht schlimm, man weiß da gar nicht, was man sagen soll. Vielleicht fände sich eine Botenstelle, — der Bote vom Linderhof ist schon länger krank.“ —

„Beruhigen Sie sich darüber, Herr Bürgermeister. Ich habe, während ich fort war, meine freie Zeit hauptsächlich

mit Zeichnen und Modellieren ausgefüllt, auch viel gelesen und besonders kunstwissenschaftliche Werke, so daß ich glaube, ich könnte mich schon mit Schnitzen durchbringen, wenn ich gesund bliebe. Geht es nicht, so werde ich Holzer. Im Wald, — da wird mir am wohlsten sein. Das macht mir keine Sorge.“

Der Bürgermeister reibt sich wieder die Stirn: „Vielleicht wenn sich die Wut von damals her gelegt hat, ist es auch möglich, Ihnen eine Beschäftigung beim Passionstheater zu geben als Inspizient, als Gehilfe oder bei der Garderobe.“ —

Freyer steht auf, eine heiße Röte übergießt seine Stirn, der gleich darauf eine Todesbläße folgt: „Das ist nicht Ihr Ernst, Herr Bürgermeister, — ich — Handlangerdienste beim Passion thun — ich?! Wollen Sie mich verhöhnen in meinem Unglück? Dann wehe der Heimat, die ihre Bürger, wenn sie mit der vollen Sehnsucht und Reue des gereiften Mannes bei ihr Trost suchen, mit Spott und Schande von der Schwelle weist!“

Freyer schlägt die Hand vors Gesicht und der Schmerz raubt ihm die Worte. —

Der Bürgermeister läßt ihm einen Moment Zeit, sich zu beruhigen: „Ja, Herr Freyer, bitte sagen Sie mir, was verlangen Sie denn, daß man Sie machen läßt, nach allem, was vorgefallen, etwa den Christus?“

„Was denn anderes? Um was bin ich denn hierhergekommen? Um der Gemeinde aus der Not zu helfen, weil die Josepha selig von unsern Verwandten einen Brief bekam, wo es hieß, man habe keinen Christus und wisse

nicht, was anfangen. Da war mir's wie ein Ruf vom Himmel, und ich wußte in dem Augenblick, wohin ich gehöre. Das Leben hatte keinen Wert mehr für mich — nur ein Gedanke hielt mich aufrecht, der Heimat noch etwas zu sein, zu ersetzen, um was ich sie geschädigt, und gut zu machen, was ich verbrach — und diesmal hätte ich es durchgeführt! — Tag und Nacht bin ich gewandert — nur den einen Wunsch im Herzen, das eine Ziel vor Augen und — jetzt, so zurückgestoßen, — o, das ist zu viel, das ist das Letzte!"

„Herr Freyer, — ich bedaure unendlich und begreife, daß es Sie kränken muß, aber Sie müssen doch selbst einsehen, daß man einem Mann, der uns freiwillig, um nicht zu sagen mutwillig verließ und so lange fort war, daß er uns ein Fremder geworden, nicht gleich die größte und wichtigste Rolle hinwirft, wenn ihn die Not einmal zwingt, in Ammergau wieder ein Unterkommen zu suchen."

„Ein Fremder bin ich geworden, weil ich zehn Jahre fort war? Herr Bürgermeister, das Wort vergeb' Ihnen Gott! Wir werden einmal beide Rechenschaft ablegen müssen, wie wir seine heilige Mission erfüllten — und dann wird er entscheiden, wer von uns sie tiefer im Herzen getragen — Sie hier — oder ich draußen!"

„Das ist ganz schön und klingt sehr großartig, aber, Herr Freyer, damit beweisen Sie nichts, daß Sie sich auf den lieben Gott berufen, der ist geduldig und der Tag, der diese Entscheidung bringen soll, ich wünsche es Ihnen und mir, noch recht fern!"

„Mir ist er vielleicht näher, als Sie denken, Herr Bürgermeister!"

„Herr Freyer, mit solchen Redensarten rührt man Frauenzimmer, aber nicht Männer!“

Freyer richtet sich auf wie eine gebogene Staude, die plötzlich den Schnee abschüttelt, der sie belastete. „Ich habe niemand rühren wollen, denn mein Bewußtsein ist rein, ich brauche nicht an Ihr Mitleid zu appellieren. Man kann so krank und matt sein, daß man sich nach Teilnahme sehnt, ohne deshalb aus dieser Teilnahme einen Nutzen ziehen zu wollen. Ich glaubte, daß ich mein Herz noch sprechen lassen dürfe, daß ich hier noch verstanden würde. Ich habe mich getäuscht! Nicht ich bin der Heimat — die Heimat ist mir entfremdet und Sie als das herrschende Organ der Gemeinde, das zwischen ihr und mir vermitteln könnte, Sie zerreißen das letzte Band, das mich mit ihr verknüpft. Verantworten Sie es dereinst an Ammergau, wenn Sie die hinaustreiben, die ihr Herzblut für euch hergeben würden und denen es noch Ernst mit der Sache des Passionsspiels ist!“

„O, Herr Freyer, es wäre sehr traurig, wenn wir den Ernst für unsere Aufgabe in der Reihe der Fahnenflüchtigen suchen müßten — die aus egoistischen Motiven vom Schauplatz desertierten.“

„Herr Bürgermeister —!“ Freyer besinnt sich einen Augenblick, es ist schwer zu erkennen, was in ihm vorgeht, — es ist als sammle er die Kraft zur Erwiderung auf diese Anklage im tiefsten Grund des Herzens: „Es ist ein mißlich Ding, wo es sich um Thatsachen handelt, in Gleichnissen zu reden — Sie fingen es aus Höflichkeit für mich an — ich setze es aus derselben Rücksicht fort, obgleich

das ‚Verblümeln‘ nicht nach meinem Geschmack ist — man trifft ins Leben und will doch nicht gezielt haben! Aber gut, um bei Ihrem Gleichnis zu bleiben: Ich habe nur für meine Person desertiert, wenn Sie es so nennen wollen, und habe mich jetzt freiwillig gestellt. — Sie aber, Herr Bürgermeister, wie haben Sie in der Zeit meiner Abwesenheit die Festung bewacht, die Ihrer Hut anvertraut war?“

Der Bürgermeister wird blutrot, aber seine Ruhe bleibt unerschütterlich: „Nun?“ —

„Sie haben ihre Thore den gefährlichsten Feinden geöffnet, alledem, was die gute, alte Ammergauer Art zerstören muß: Sie haben alles gethan, um Fremde herzuziehen und Ammergau auf industriellem Wege zu helfen — es war gut gemeint im materiellen Sinn — aber nicht in dem idealen Sinn, den Sie bei mir mit solcher Strenge betonen! Je mehr Sie Ammergau dem Einfluß der Außenwelt erschließen, desto mehr wird die Einfalt, die Frömmigkeit, die Enthaltsamkeit verschwinden, ohne die kein großes Werk des Glaubens wie das Passionsspiel möglich ist. Die Welt hat ein feines Gefühl für das Wahre, — darum, weil wir selbst es glauben, glaubt es uns die Welt, — sowie wir in der Civilisation so weit fortschreiten, daß es uns zur Komödie wird, sind wir verloren, denn dann wird es auch der Welt Komödie sein. Sie beabsichtigen im Landrat die Rektifikation des Ettaler Bergs durchzusetzen. Das wäre eine große That, — man könnte sagen: ‚Es ist der Glaube, der Berge versetzt,‘ denn um des Passionsspiels willen würde man es vielleicht bewilligen, die spätesten Zeiten werden dann Ihren Namen in der

Geschichte Ammergaus mit Dank und Ruhm nennen. Aber wissen Sie, was Sie dann gethan haben? Sie haben dem Erzfeind alles dessen, wofür Sie kämpfen, die Zugbrücke niedergelassen, den Wall abgetragen, der die Eigenart Ammergaus schützte und es mitten im Wechsel der Zeiten, mitten in dem alles abschleifenden Fortschritt zu jenem Glaubenswunder machte, zu dem die Welt pilgert. Die Welt wird auch noch eine Weile kommen in immer größeren Scharen auf dem geebneten Weg, — aber sie wird in wenig Jahrzehnten das Ammergau, das sie sucht, nicht mehr finden, — ihr Strom hat es ausgewaschen, es hinweggespült und eine neue wohlhabende, weltkluge Bevölkerung wandelt auf dem Schutt einer versunkenen Zeit und einer begrabenen Tradition!"

„Freyer!" Der Bürgermeister ist unverkennbar ergriffen: „Sie sehen zu schwarz — noch sind wir die alten Ammergauer und Gott wird ja helfen, daß wir es bleiben!"

„Nein, ihr seid's nicht mehr. Schon jetzt zeigen sich die Spuren einer anderen praktischeren Lebensanschauung — eines sogenannten Fortschritts. Ich habe heute bei Ludwig die Zettel der Uebungstheater gelesen, die Sie während des letzten Jahrzehntes seit dem Passionsspiel aufgeführt! Herr Bürgermeister, haben Sie da den Ernst der Aufgabe Ammergaus im Auge gehabt, als sie die Passionsdarsteller zu Possenreißern machten?"

„Freyer!" Der Bürgermeister richtet sich hoch auf.

„Nun, Herr Bürgermeister, haben Sie etwa keine Possen gegeben, oder wenigstens komische Volksstücke? War

der Hergottsschnitzer von Oberammergau, — den Sie zwei Jahre lang öffentlich auf dem geweihten Boden des Passionstheaters spielen ließen, war er geeignet, den Nachklang des Passionsspiels in den Seelen der Ammergauer zu erhalten? Nein — die letzte Thräne der Erinnerung, die noch zurückgeblieben sein mochte, — sie mußte vertrocknen in der ausgelassenen Lustigkeit, die einmal geweckt, nur zu gern die unbequeme Tiara mit der leichteren Narrenkappe vertauscht! Und dieses Schauspiel gaben Sie der Welt, Herr Bürgermeister, so zeigten Sie die Darsteller der Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes den Fremden, die noch voll Ehrfurcht kamen, den Altar zu sehen, — auf dem das heilige Feuer verraucht war! Ich weiß wohl, Sie werden auch dafür eine Erklärung haben: Sie wollten den Leuten nach dem furchtbaren Ernst der Passionsspiele ein Aufatmen in etwas Heiterem gönnen und das war sehr klug von Ihrem Standpunkt aus, denn Sie gewinnen ja dabei, wenn Ihre Gemeinde unter Ihrer Führung lustig ist. Vergnügte, zerstreute Menschen lassen sich leichter regieren als ernste, nachdenkliche! — Ich gebe Ihnen zu, daß Sie nichts wollen als die Leute nach Ihrem Kopf glücklich machen, und daß Ihr ganzer Ehrgeiz ist, Ammergau groß und reich werden zu lassen. — Aber, Herr Bürgermeister, es verträgt sich nicht miteinander, der Welt die erhabene Religion des Schmerzes und der Entsagung mit überzeugender Wahrheit vor Augen zu führen — und in Wohlhäbigkeit und sorgloser Oberflächlichkeit dahinleben zu wollen. Ohne Opfer an Lebensfreude und persönlichem Behagen erkauft sich die göttliche

Gnade nicht, sonst ist es ein Puppenspiel, das wir mit der Gottheit treiben, und der Segen ist hin!“ —

Freyer schweigt und blickt mit gekreuzten Armen vor sich nieder.

Der Bürgermeister betrachtet ihn lange sinnend: „Ich habe Sie ruhig ausreden lassen, weil mich Ihre Auffassung der Dinge interessierte. Es ist die Auffassung eines Schwärmers, die in unserer materialistischen Zeit immer seltener wird. Aber verzeihen Sie mir — einen anderen als einen subjektiven Wert kann ich ihr nicht beilegen. Nach Ihrer Theorie müßte ich Ammergau wie ein Stück konservierten Mittelalters vor jeder Berührung mit der Außenwelt abschließen, müßte es jedes Hilfmittels zur Förderung seiner industriellen und materiellen Interessen berauben, um die unglücklichen Leute durch Not und Sorge zu richtigen Passionsdarstellern gleichsam zu präparieren. Das würde sich ganz gut schicken, wenn ich statt Bürgermeister von Ammergau Großmeister eines Ordens zur Uebung geistlicher Askese — und Ammergau etwa ein Trappistenkloster wäre. — Aber als Bürgermeister einer weltlichen Gemeinde muß ich vor allem für deren zeitliche Wohlfahrt sorgen und daß dies zu allzugroßer Ueppigkeit führen sollte, dazu ist leider noch nicht die geringste Aussicht! Meine Aufgabe als Amtsvorstand eines Orts ist, daß ich diesen so groß, so reich, so glücklich mache als ich nur irgend kann, das ist eine direkt gegen diesen und indirekt gegen den Staat übernommene Verpflichtung. Erst nachdem ich dieser genügt habe, kann ich der ideelleren Seite meines Amtes — in meiner Eigenschaft als Leiter des Passionsspiels gerecht werden. Aber

auch als solcher habe ich keine Befugnis, irgend welchen Gewissenszwang auszuüben in dem Sinn Ihrer zwar edeln — aber fanatischen und unpraktischen Denkweise. Sie müssen sehr bittere Erfahrungen gemacht haben, Herr Freyer, daß Sie die irdischen Güter so gering schätzen und Sie dürfen nicht verlangen, daß einfache Leute, die sich ihres Lebens und ihrer Arbeit freuen, sich zu dieser pessimistischen Anschauung bekehren, als ob wir unserem Gott nur mit zerschlagenem Gemüte dienen könnten. — Man muß einem Volk wie einem Menschen seine Individualität lassen. Ich will keine Scheinheiligen erziehen und ich kann niemand mit Gewalt zum Märtyrer machen, um dafür das Passionsspiel desto natürlicher darstellen zu können! So etwas läßt sich nicht erzwingen."

„Gerade deshalb — weil Sie es nicht erzwingen können, brauchen Sie Menschen, die es freiwillig thun! — Und wenn diese auch gottlob noch nicht ausgestorben sind in Ammergau, so haben Sie doch deren nicht so im Ueberfluß, daß Sie diejenigen, welche das kleine Häuflein verstärken wollen, zurückzustoßen brauchen. Glauben Sie mir, ich habe da draußen mit der Heimat inniger fortgelebt, als wenn ich hier geblieben und von den verschieden widersprechenden Strömungen in dem bewegten Treiben unserer Brüder fortgerissen wäre! — Denn wissen Sie, Herr Bürgermeister, wo der Gedanke des Passionsspiels in seiner ganzen Schönheit zur Geltung kommt? Nicht hier in Ammergau — sondern in der Welt draußen, — wie das Leuchtgas nicht da, wo es aus Kohle und Schlacke bereitet wird, sondern in der Ferne erst sein Licht verbreitet. Deshalb meine ich, Herr Bürger-

meister, Sie sollten die Rechte eines Ammergauers nicht nach der Zeit bemessen, die er hier zubrachte, sondern nach der Gesinnung, mit der er Ammergau zugethan ist, darauf kommt es an und in diesem Sinn kann auch der Fremde ein besserer Ammergauer sein als jene selbst!“

„Ja, Freyer, Sie haben recht — aber — ein offenes Wort ist das andere wert. Sie haben mich überrascht und ergriffen mit dem, was Sie sagten — aber, wenn ich auch den Verhältnissen und dem Geist der Zeit manche Konzession machen muß, die im Widerspruch zu meinen Ansichten steht und mich in Kämpfe mit mir selbst verwickelt, von denen wohl keiner von euch, ihr allesbesserwissenden jüngeren Herren etwas ahnt, — so weit wird mich nichts in der Welt bringen, daß ich in Passionsangelegenheiten meinen Grundsätzen untreu werde. Freyer, vergeben Sie mir das harte Wort, aber es muß gesagt sein: Ihre Handlungsweise stimmt mit Ihren eben ausgesprochenen Grundsätzen nicht überein und diesen Widerspruch werden Sie niemand plausibel machen können. Wer wird an die Aufrichtigkeit Ihrer moralischen Strenge glauben, nachdem Sie neun Jahre in einem zweideutigen Verhältnis mit der Dame gelebt, mit der Sie uns verließen? Freyer, ein Mann, der das gethan — kann den Christus nicht mehr spielen!“

Freyer steht stumm wie eine Bildsäule.

Der Bürgermeister reicht ihm die Hand — „nicht wahr — Sie sehen selbst ein, daß ich nicht anders handeln kann? Lieber die Spiele ganz ausfallen lassen als einen Christus, auf dem ein Makel ruht. Solange Sie sich also davon nicht rechtfertigen können —“

Freyer richtet sich stolz auf: „Und das werd' ich nie!"

„Dann müssen Sie verzichten!"

„Ja, dann muß ich verzichten. Adieu, Herr Bürgermeister!"

Freyer verbeugt sich und geht — er ist noch blasser als wie er kam, aber kein Laut verrät die Todesqual, die an seinem Herzen nagt. Auch der Bürgermeister ist schmerzlich bewegt. Sein armer Kopf glüht — es thut ihm leid um Freyer — aber er kann nicht anders.

Als Freyer soeben die Thür erreicht, eilt der Gemeindediener mit einem Expreßbrief herein. Freyer erkennt im Vorbeigehen auf dem Couvert die großen wohlbekannten Schriftzüge — der Gräfin. Ihm schwindelt, er muß sich am Thürpfosten halten. Der Bürgermeister sieht es — „bitte, Herr Freyer, setzen Sie sich noch einen Augenblick — der Brief ist zwar an mich, wird aber wohl Sie angehen?"

Der Gemeindediener zieht sich zurück. Freyer steht unschlüssig, was er thun soll.

Mit einem Blick hat der Bürgermeister den Brief überflogen, dann reicht er ihn Freyer: „Lesen Sie!"

„Ich danke — ich lese keinen Brief, der nicht an mich gerichtet ist!"

„Nun, dann muß ich es Ihnen sagen: Frau Gräfin Wildenau bittet mich in Ermangelung Ihrer Adresse, ein Kapital bei mir deponieren zu dürfen, welches ich in einem größeren Grundbesitz, oder in Papieren nach eigenem Ermessen für Sie anlegen soll. Sie dürften es erst erfahren, wenn die Schenkung notariell beglaubigt wäre. Ich halte es jedoch für Pflicht, Ihnen dies mitzuteilen." —

Freyer steht ruhig und klaren Blickes vor ihm. „Nicht wahr, man kann nicht gezwungen werden, eine Schenkung anzunehmen, wenn man nicht will?“

„Gewiß nicht!“

„Nun, dann schreiben Sie, bitte, umgehend der Frau Gräfin, daß ich weder Schenkungen noch irgend welche Unterstützungen von — Fremden annehme und daß Sie sowohl wie ich jeden Versuch, ihre Großmut in dieser Weise zu bethätigen, von vornherein ablehnen!“ —

„Freyer!“ ruft der Bürgermeister, „ein Vermögen, das Ihnen in den Schoß geworfen wird, ist das nicht ein Stolz, der Sie einmal reuen könnte?“

„Ich bin nicht stolz, — ich habe auf dem Herweg von Almosen gezehrt, Herr Bürgermeister, — und wenn es nicht anders ginge, so würde ich mich nicht schämen, das Stück Brot anzunehmen, was der ärmste Mann mit mir teilte, — aber von der Gräfin Wildenau nehm' ich nichts — eher sterb' ich Hungers!“

Da springt der Bürgermeister vom Stuhl auf und tritt vor Freyer hin. Seine hagere Gestalt bebt vor einer großen Bewegung, seine müden Augen glänzen in Begeisterung, er breitet die Arme aus: „Freyer — jetzt gehören Sie wieder zu uns — und j e t z t sollen Sie auch den Christus wieder spielen!“

Still, in unnennbar wehmütigem Glück sinkt Freyer an die Brust des Bürgermeisters.

Die Heimat ist versöhnt!

Siebzehntes Kapitel.

Am Grabe Daisenbergers.

Es ist Mittag geworden. — Die Kinder sind in der Schule, die Großen an der Arbeit. Still liegt das Dorf und niemand hält Freyer auf, als er vom Bürgermeister kommend, mit geflügeltem Schritt hindurcheilt, — dem Friedhof und der Kirche zu, die alte breite „Außergasse", wie die Hauptstraße des Ortes heißt, mit ihren bemalten Häusern, entlang.

Auf dem Friedhof zunächst der Kirche da steht ein einfaches Grabmal mit einer Bronzebüste. Ein unschöner Kopf mit allerlei Verzeichnungen, als habe die Natur dieser Seele absichtlich nur eine häßliche Hülle gegönnt aus Aerger darüber, daß jene ihr nicht gehören sollte, daß sie nicht so viel Macht über sie haben dürfe, wie über jeden andern Staubgebornen, — denn diese Seele gehörte dem Himmel und die Erde hatte kein Teil an ihr. Aber wie sich die Natur auch bemühte sie zu verunstalten, ihre reine Schönheit strahlte durch die körperliche Hülle so blendend hindurch, daß auch das irdische Auge nur das Schöne erblickte und die Häßlichkeit übersah.

Diese Seele, die zugleich die Seele Ammergaus genannt werden konnte, denn sie trug das ganze Volk, sie lebte für alle, sie gab sich allen und behielt nichts für sich, — dieser edle Geist, dem der Dank seiner Hinterbliebenen, und das war die ganze Gemeinde, ein Denk-

mal setzte, war Alois Daisenberger, — der Reformator des Passionsspiels.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Ammergauer im Gegensatz zu allen andern Menschen nur für geistige Güter dankbar sind, während sie leibliche Wohlthaten mit Verachtung strafen. Es empört ihren Stolz, daß sie gezwungen sind, derlei niedere Gaben anzunehmen und sie haben schon im voraus den Argwohn, der Betreffende könne sich seiner Wohlthaten überheben. Wer nicht die Selbstverleugnung hat, durch Ertragen von Demütigungen und Beleidigungen aller Art diesen Argwohn zu widerlegen, der lasse sich nicht beikommen, den Ammergauern helfen zu wollen. Ein Akt des Wohlthuns in Ammergau ist nicht, was er anderswo ist, eine abgeschlossene That, die ihren moralischen Wert in sich trägt — nein, er ist der Anfang einer Reihe von Prüfungen, die erst bestanden werden müssen, das erste Glied einer Kette kleinerer und größerer Bußübungen, die erst vollbracht sein müssen, bevor er als vollgültig erachtet werden kann. Wer etwas Gutes gethan hat — hat nichts gethan, — erst wenn er das Gute, das er that, wie etwas Böses abgebüßt hat, — dann hat er seiner Gabe den rechten Wert verliehen und den beleidigten Stolz des Empfängers versöhnt! —

So war es bei Daisenberger. Mit der Geduld eines Heiligen ertrug er alle die Ecken und Eigenheiten der merkwürdigen Charaktere — und wie einen Heiligen haben sie ihn dafür verehrt. Er hatte den genialen Blick für die natürliche Kunstbegabung, das Herz für die Leiden, das Verständnis für die innere Größe dieses Volks. Und er

leistete Bürgschaft für diese, — denn keine Ehre der Welt, kein Bischofsstuhl, der ihm angeboten, konnte ihn weglocken. Was war es denn, was ihm alles aufwog, womit Staat und Kirche ihn erhöhen wollten? Wer da oben auf dem stillen Friedhof steht, umweht von der scharfen Hochgebirgsluft, die verlorene Klänge eines neu einstudierten Requiems vom Dorfe herüberträgt, umgeben von beschneiten Firnen, die träumend hereinschauen auf die kleinen Grabhügel mit ihren winzigen Kreuzlein, wer das Denkmal mit dem mächtigen Haupt betrachtet, das da umzuckt von den blauen Blitzen einer frischgewundenen Gentianenkrone in das Dorf hinabschaut, — den ergreift ein leises, wehmütiges Ahnen, daß hier wohl ein Geheimnis verborgen, in dem ein großer Geist seines Lebens Genüge finden könnte, sofern er den Schlüssel dazu hätte! Aber es ist als ruhe der Schlüssel in Daisenbergers Grab, als hätten ihn die Ammergauer mit dem geliebten Toten dahinein versenkt, damit ihn kein anderer mehr finde — und als fänden sie ihn jetzt selbst nicht mehr! —

Zu diesem Grabe eilt Freyer. Es ist der erste Gang des zurückgekehrten Christusspielers, zu seinem Dichter! — Einsam liegt das Grab von der Welt vergessen. Das ist das echte Werk des Glaubens und der Liebe, wo der Dichter hinter seiner Schöpfung verschwindet und Gott die Ehre läßt. Die ganze Welt strömt zum Passionsspiel — aber dessen, der ihm eine Form schuf, die es unserer Zeit zugänglich machte, gedenkt kein Mensch. Es ist das „Oberammergauer“, nicht das „Daisenbergersche“ Passionsspiel. —

Er gab den Ammergauern nicht nur sein Leben, seine Fähigkeiten — er gab ihnen auch das, wovon der sterbliche Mensch am schwersten läßt — seinen Ruhm! Er war ein Mann, dem die Erde nichts geben und nichts nehmen konnte. Darum waren es auch nur wenige, die ihm sein Grab auf dem kleinen Ammergauer Friedhof bestellten und nur seine Gemeinde, seine Berge und seine toten Passionsdarsteller umgeben es. Anmut und Schönheit seiner einfach großen Dichterseele umweben es mit unsichtbaren Kränzen. Aber statt der Grazien sind es Engel und statt der Lorbeeren sind es Palmen!

In stummer Andacht kniet Freyer an dem Grabe und betet, aber nicht für sich, auch nicht für den, der unter den Seligen weilt, sondern zu ihm, für den Geist seines Volks, daß er diesen weihe und stärke mit dem heiligen Ernst seiner Aufgabe. Und je länger er in das eherne und doch so weiche Angesicht blickt, ohne daß die altbekannten Züge, die ihm einst so wohlwollend gelächelt, da er zum erstenmal die großen Worte der Tempelaustreibung vor ihm sprach, sich mehr beleben wollen, — ein desto unbeschreiblicheres Weh erfaßt ihn, als sei die Seele seines Volks mit Daisenberger gestorben, als sei ganz Ammergau nur noch ein Friedhof und er der einzig Trauernde darauf.

„O edle, große Seele, die du Raum hattest für eine Welt und dich begrenztest auf dies enge Thal, uns eine Welt der Liebe hereinzutragen, — da liegt dein unwürdiger Christus vor dir und netzt mit Thränen den Stein, den kein Engel uns hinwegnimmt, daß wir noch einmal deinen

verklärten Leib berühren und sagen könnten, gib uns deinen Geist!"

Da, als spräche der metallene Mund, von dem er Antwort erfleht, mit metallener Zunge, ertönt feierliches Glockengeläut. Es ist zwölf Uhr. Was die alte Stimme ihm sagt, es ist nicht in Worte zu kleiden. Die Stimme hat ihn geleitet, da er in der Taufe in den Bund Dessen aufgenommen ward, den er einst darzustellen auserseh en war, — sie hat ihn getröstet, da er, ein weinendes Büblein, hinter der Bahre des Vaters dreinlief, sie hat ihm gedroht, wenn er Sonntags beim Läuten mit den „Schülern" zu wild am Glockenstrang riß, sie hat ihn gemahnt, wenn er hoch oben am Kofel oder Laaber sich mit Alpenrosensuchen versäumt oder, in die blaue Luft hinein jauchzend, den Gemsen nachgestiegen war. Sie hat ihn zur Ordnung gerufen, wenn er beim „Heimtreiben" mit den Kameraden um das erste Hirtenmädl raufte, dem sie zusammen huldigten. — Ein Lächeln gleitet über seine Züge, wie er dran denkt! „Ach du frohe, frische Knabenzeit —!" Und dann — dann ertönte sie gewaltig wie eine Stimme aus einer andern Welt — die Glocke, am Passionsmorgen, wenn die Stunde kam, wo er im Christusgewand sich mit den Andern hinter dem Vorhang versammelte, um das gemeinsame Vaterunser vor der Vorstellung zu sprechen, — das große, brünstige Gebet, der Herr wolle ihnen beistehen, daß alles gut gehe, „zu Seiner Ehre!" Und wieder tönte sie ihm feierlich und süß zugleich, da er das Weib, das wonnige, in der Morgenfrühe im Garten beten sah — zu dem vermeintlichen Gott, der er nicht war! — Da ist's als spränge die Glocke —

ein schriller Mißton, ein heftiger Schmerz durch Kopf und Herz, oder war's eine Saite in seinem Innern, die gesprungen? O Erinnerung — Vergangenheit! — Engel und Dämon zugleich — was zauberst du deine Bilder dem Kreuz- und Todgeweihten vor, was weckst du die Sehnsucht nach unwiederbringlich Verlornem? Mit einem lauten Stöhnen lehnt der Gequälte die feuchte Stirn an den kalten Stein und als habe der bronzene Kopf Erbarmen mit ihm, läßt er aus seinem Kranze eine blaue Gentiane auf das Haupt des Büßers niederfallen mit leiser Berührung, wie ein Kuß von Geisterlippen. Er nimmt sie und steckt sie in sein Taschenbuch zu einer blonden Kinderlocke — dem einzigen, was ihm geblieben von all dem versunkenen Glück! —

Da legt sich eine Hand auf seine Schulter: „Ich danke dir — daß dies dein erster Besuch ist!“ Der Mesner steht vor ihm: „Ich sehe, daß du ein Ammergauer geblieben bist. Grüß dich Gott!“

Da ergreift Freyer mit Thränen die dargebotene Hand: „O du edles Daisenberger-Blut, grüß dich Gott, tausendmal. Und du echter Ammergauer — Neffe unseres verewigten Schutzengels, du sage mir's in seinem Namen, wollt ihr mich wieder aufnehmen in eure Mitte und zum heiligen Werk?“

„Ich weiß nicht, was du erlebt und gethan,“ sagt der Mesner und sieht ihn mit seinen großen, treuen braunen Augen an. „Ich habe dich nur von weitem beobachtet, wie du hier auf meines Ohms Grabe gebetet hast und ich meine, wer das thut, der kann uns nicht verloren sein. Auf diesem

teuern Grabe reiche ich dir die Hand zum Bunde. Willst du mit mir wirken, leben und wenn es sein muß sterben für das heilige Vermächtnis dieses Toten, für unsere große Aufgabe, wie er sie im Herzen trug?"

„Ja und Amen!"

„So segne Gott deinen Eingang und deinen Ausgang."

Und die zwei Männer sehen sich ernst und ehrlich in die Augen und ihre Hände sind über dem geweihten Hügel verschlungen wie zum Schwur.

Da taucht plötzlich eine jungfräulich schöne, etwas ältliche Gestalt zwischen den Gräbern auf und schreitet mit würdevoller Freundlichkeit auf Freyer zu: „Ja, grüß Gott, Herr Freyer — kennt's mich noch?" sagt sie mit ruhiger volltönender Stimme und streckt ihm die Hand hin.

„Maria!" ruft Freyer und ergreift ihre Hand. „Anastasia — wie werd' ich dich nicht kennen! Ja grüß dich Gott! Aber warum sagst du denn ‚Herr Freyer' zu mir? Sind wir uns denn so fremd geworden?"

„Ja, ich hab' halt g'meint, ich dürft' nimmer du sagen, weil du so lang fort warst und —" sie hält inne und ein mitleidig ehrfürchtiger Blick ruht auf ihm, als wollte sie sagen: „Und so unglücklich bist!" Denn feine Seelen haben mehr Respekt vor dem Unglück, als vor Rang und Reichtum und der Leidende ist ihnen eine geheiligte Person.

Der Mesner schaut auf die Uhr: „Ich muß fort, um ein Uhr ist wieder Vesper. Auf Wiedersehen, Freyer! Kommst heut abend in den Turnverein?"

„Schwerlich — ich bin nicht recht wohl. Aber wir

sehen uns schon. Bist du denn jetzt verheiratet? Ich hab' ja noch gar nicht gefragt —!"

Da geht dem Mesner das Gesicht in heller Freude auf: „Jawohl, und gut, — ich hab' ein braves Weib. Du wirst sie ja sehen, wenn du zu mir in Heimgarten kommst!"

„Ein braves Weib, — du Glücklicher!" sagt Freyer leise.

„Sie hat nur jetzt ein bissel viel zu thun mit dem Kleinen, das ist gerad' geimpft worden, jetzt schreit's halt und will immer bei der Mutter sein —"

„So — ein Kind hast du auch?"

„O und was für eins!" bestätigt Anastasia. „Ein herziges Mädle. Das gibt einmal eine Maria! — Aber die Mesnerin verzieht's, sie bringt's nimmer vom Arm 'runter." —

„Eine gute Mutter, — das muß was Schönes sein!" sagt Freyer mit einem seltsamen Ausdruck, als spräche er im Traum. Dann drückt er dem Freund die Hand und wendet sich ab, um zu gehen.

„So, und mir sagst nicht Adie?" fragt Anastasia. Der Mesner macht ihr traurig ein Zeichen hinter Freyers Rücken als wie: „Der hat schwer gelitten!" und geht in seine Kirche.

Da dreht sich Freyer noch einmal um: „Ja so, meine Maria! Gelt ich bin grob?"

„Nein — nicht grob — nur unglücklich!" sagt Anastasia und ein teilnehmender Blick streift forschend sein abgezehrtes Gesicht.

„Ja!“ sagt Freyer und senkt die Wimper, als wolle er nicht, daß sie in seinen Augen läse — wie sehr. Aber sie sieht es durch die Lider hindurch. Eine Weile stehen sie am Grabe Daisenbergers, die Maria und der Christus. „Wenn der da noch lebte, — der wüßt g'wiß, was dir helfen könnt!“

Freyer schüttelt das Haupt: „Und wenn Christus selber vom Himmel käm', er könnt' mir nicht helfen — wenigstens nicht anders, als er mir auch so hilft, durch den Glauben an ihn!“

„Joseph, — willst nicht mit mir nach Haus kommen? Schau gleich da drunten, da hab' ich mein Austragsstübl. Es ist recht nett, geh mit, ich hab' dir's für eine Ehr', wenn du bei mir einkehrst!“ Sie geht vor ihm her. Unwillkürlich folgt ihr Freyer und schnell ist das kleine Haus erreicht.

„So wohnst du nicht mehr bei deinem Bruder, dem Bürgermeister?“

„Ach nein! Weißt du, seit ich älter worden bin, sehn' ich mich nach Ruh' und Alleinsein und bei der Schwägerin ist immer so viel Leben durch den Laden und die Kinder. — Man hört da so manches reden, was einem weh thut, —“ sie stockt verlegen. Und macht die Thür in ihr Gärtchen auf, wo sie auf der Bank hinter dem Haus ganz ungestört sitzen können.

„Das war gewiß über mich, was dir zu Ohren kam, und das ertrugst du nicht! Du treue Seele — nicht wahr, deshalb zogst du dich von den Leuten zurück und lebtest einsam?“ sagt Freyer und läßt sich nieder. „Sei nur ganz

offen — nicht wahr, du hast vieles über mich hören müssen und bist zuletzt selbst irre geworden an dem alten Schulkameraden?“

„Nun ja! Sie haben dir Schlechtes nachgesagt mit der Prinzessin — aber ich hab's nie geglaubt, ich weiß ja nicht, wie's gewesen ist, aber, wie's auch war, du hast nichts Schlechtes gethan!“

„Maria — woher nimmst du dies Vertrauen?“

„Nun, lieber Gott,“ lächelt sie, „ich werde doch meinen Sohn kennen — und welche Mutter sollte wohl ihrem Kind mißtrauen?“

Er ist tief erschüttert: „O du jungfräuliche Mutter! Wunder des Himmels, da draußen verließ mir eine Mutter das eigene Kind — und hier reifte ein Kind zur Mutter für mich, um sich des Verlassenen zu erbarmen! Maria, reine Magd Gottes, womit hab' ich diese Gnade verdient?“

„Schau — ich hab' dich allzeit lieb gehabt wie deine Mutter, seit wir damals zusammengespielt, und hab' um dich getrauert all die neun Jahre, wie eine Mutter. Aber ich hab' an dich geglaubt und auf dich gehofft, daß du einst wiederkommst und deinem alten Mütterlein die Augen zudrückst und wenn's noch zwanzig Jahr' gegangen wär' — ich hätt' doch nicht aufgehört zu hoffen. Sieh und ich hab' recht gehabt und du bist wirklich 'kommen! Ach, das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß ich noch einmal mit dir spielen werd', — daß ich meinen Jesus noch einmal auf den Knieen halten darf, und seinen müden Kopf stützen, wenn er vom Marterpfahl genommen wird. O

das ist ein Glück über alles! Freilich bin ich nun unterdessen ein alt' Jüngferlein worden und 's wundert mich, daß sie mich's noch einmal spielen lassen — ich bin jetzt neununddreißig Jahre alt, weißt du, vor zehn Jahren war ich g'rad neunundzwanzig — 's ist ein bißchen alt für die Maria, aber ich mein, es wird sich natürlicher machen, denn Maria war ja damals auch eine alte Jungfrau, als Christus gekreuzigt ward!"

„Neununddreißig Jahre und noch unverheiratet — solch ein schönes Geschöpf — wie kommt das, Maria?"

Sie lächelt: „O ich hab' Keinen gewollt — ich hätt' doch Keinen so lieb haben können, wie meinen Jesus!" —

„Großer Gott, auch das noch auf meine Seele! Ein ganzes Leben vertrauert, verloren in stillem Hoffen, in Lieb' und Treu' für mich — lächelnd und vorwurfslos! — Diese Seele hätte mein sein können, diese Blume hat mir geblüht im stillen Thal der Heimat und ich ließ sie verwelken, indes ich mir draußen in der Fremde Herz und Hirn versengte. Maria, ich will's nicht denken, daß du dein Leben um mich verloren, — du bist noch so schön, Maria, du wirst noch lieben und glücklich werden an der Seite eines braven Mannes!"

„O nein, was fallt dir ein! — Jetzt ist's vorbei," sagt sie heiter. „Ich bin ja ein Jahr älter wie du — das ist für ein Frauenzimmer schon zu alt. Da sieh her, wenn man einmal graue Haare hat, da denkt man nicht mehr ans Heiraten!" Und sie schiebt mit der Hand ihren reichen, braunen Scheitel von der Schläfe und da ist es weiß darunter, — schneeweiß!

„Mein Gott, — ergraut, vielleicht um mich —!“ sagt er bewegt.

„Ja nun, das sind die Muttersorgen, die altern früh!“

Da sinkt er vor ihr ins Gras, keines Wortes mächtig. — Sie streicht ihm mit der Hand sanft über das gesenkte Haupt: „Ach, wär' nur mein armer Sohn als ein glücklicher Mann zurückgekommen — wie hätte sich da mein Herz gefreut. Hätt'st du mir gar eine liebe Frau aus der Stadt mitgebracht, der hätt' ich dann geholfen und ihr die grobe Arbeit gethan, die sie nicht gewohnt gewesen wär' — und wenn ihr dann ein Kindchen gehabt hättet, das hätt' ich euch gewartet und gepflegt! Und wenn's ein Bub gewesen wär', da hätten wir's zum Christus erzogen — gelt? Bis über zwanzig Jahr' hätt's ihn dann schon spielen können, — dein Ebenbild!“

Freyer zuckt zusammen, als schneide ihm das Wort in die Seele. Sie ahnt es nicht und plaudert fort: „So hätt' sich der Christus vielleicht von Kind auf Kindeskind in deiner Familie vererbt — das wäre schön gewesen!“

Er erwidert nichts — ein leises Schluchzen nur ringt sich aus seiner Brust.

„Sieh, dergleichen hab' ich mir oft ausgedacht in den langen Jahren, wenn ich die Winterabende so allein im Stübl saß! Aber so ist's leider nicht gekommen! — Du kehrst heim als ein armer, einsamer Mann — und auch durch dein Haar schimmern Silberfäden — und wenn ich dich anseh', möcht' ich weinen! Du Armer, was haben sie mit dir angefangen da draußen, die bösen, fremden Leut', daß du so bleich und krank bist? Was haben sie meinem

Jesus gethan? Es kommt mir vor, als hätten sie dich gekreuzigt und dich abgenommen, als du noch nicht ganz verschieden warst — und du gingst jetzt herum, und könnest nicht leben noch sterben, ein halbtoter Mann. Ich mein', ich seh' die Wunden in deinem Innern, ich seh' dein armes Herz, vom Speer durchbohrt. O mein großes, blutendes Kind, — leg' dein Haupt noch einmal in deiner Mutter Schoß, und ruhe aus bei der, die soviel gern ihr Herzblut für dich gäb'!" Und sie zieht sanft seinen Kopf auf ihre Kniee und legt ihm die eine Hand wie ein weiches Kissen unter, mit der andern streichelt sie ihm liebevoll die Stirn, als wolle sie die Blutspuren der Dornenkrone hinwegwischen, indessen Thräne um Thräne von ihren langen Wimpern auf den Sohn niederrieselt, — den Sohn der jungfräulichsten Mutter!

Stille ist's um sie her — über ihrem Haupt rauscht's wie in Zedern und Palmen — eine Trauerweide breitet ihr Gezweig über ihnen aus und von der Kirchhofsmauer herunter nicken die Kreuzesblumen stumme Grüße von Golgatha.

Achtzehntes Kapitel.

Das rettende Wort.

Indes der verlorene Sohn Ammergaus in stiller, schmerzlicher Feier die Wunder der Heimat auf sich wirken läßt, und von einer Offenbarung zur anderen emporsteigt, auf dem steilen Wege, der ihn wieder zur Kreuzeshöhe entrückt, schmachtet in drückender Atmosphäre der Weltstadt und ihrer Verhältnisse, die Gräfin.

Drei Tage sind vergangen, seit der Trennung von Freyer, aber sie weiß es fast nicht! Sie lebt hinter ihren verschlossenen Gardinen und abends bei ihren durch Milchglas gedämpften Lampen, wie in einer immer gleichen weißen Nacht, in der es weder dunkel noch Tag werden könne. Und so ist es in ihrer Seele: Vernunft — kalte, freudlose Vernunft mit ihrem eintönig ruhigen Licht beherrscht sie jetzt, seit sie alle Kräfte des Schmerzes in jenen Stunden des Abschieds erschöpft! — Denn der Schmerz ist auch eine Kraft, die sich erschöpft, und dann ruht die Seele aus in Gleichgültigkeit. — Es ist ihr jetzt fast alles gleich! Das Opfer und der Preis des Opfers! Was ist überhaupt noch auf Erden all der Mühe und der Angst wert? Nichts! Nichts freut sie mehr, nichts ersehnt sie mehr. Es ist überhaupt alles falsch gewesen, was sie sich von der Erde erhofft — falsch und trügerisch. Das Leben hat ihr in nichts Wort gehalten, Glück gibt es nicht, nur der Bedürfnislose ist glücklich — ein Glück, das nicht besser ist als der Tod! — Und sie steht auch noch nicht einmal auf dieser Stufe!

Noch bedarf sie so vieles: Ehre, Macht, Schönheit und Luxus wie nur der Reichtum sie gewährt, — also auch diesen!

Nun wirft sie sich der Schönheit in die Arme — „in ihr das Göttliche suchend" und der Mann, der ihr die rettende Hand dazu geboten, wird es verstehen ihr das Letzte, was sie sich noch vom Leben erwartet, mit Geschmack und Auswahl zu verschaffen — den Genuß! Die Kultur hat sie wieder, sie ist das Weib des Jahrhunderts, ein Kulturprodukt! Sie will nichts anderes mehr sein. Eine Konvenienzheirat mit einem geistreichen, vornehmen Mann, an dessen Seite sie die Beschützerin der Künste und Wissenschaften wird, ein Leben der Unterhaltung und anregenden Beschäftigung, das denkt sie sich nun als das Normale und noch einzig zu Wünschende.

Während Freyer unter Seinesgleichen zurückkehrt zur Ursprünglichkeit und Einfalt, entfernt sie sich immer weiter davon, verscheucht, abgeschreckt durch all die furchtbaren Symptome, in denen ihr die um ihr ewiges Recht kämpfende Natur entgegengetreten. Denn die Natur ist nur dem eine gütige Mutter, der's ehrlich mit ihr meint, — weh dem, der mit ihr spielen wollte, — dem zeigt sie ihren furchtbaren Ernst.

„Verachte nur, Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft!" — Wie oft hat es ihr der Mephisto in ihrem Innern höhnisch zugerufen! Ja, er hatte recht — sie ist jetzt gestraft, daß sie den Wert der tausendjährigen Kulturarbeit der Menschheit verachtet und verkannt. — Sie will es einbringen. Reuig, wie der Christusspieler auf das

Gentianen-umwundene Grab des vergessenen Volksdichters flüchtete, so kehrt sie zurück zu den weltumrauschten Monumenten der Kunst und Wissenschaft. — Sie hat sich im Kreise gedreht, das Rad hat sie fast zermalmt, aber sie ist wenigstens froh, wieder an demselben Fleck angekommen zu sein, von dem sie vor zehn Jahren ausging. — So glaubt sie wenigstens! Sie weiß nur jetzt, in der ersten Betäubung, nach dem gewaltigen Ruck noch nicht, daß sie wohl an demselben Fleck — aber nicht, als dieselbe wie damals steht. —

So findet sie der Herzog als er von seiner Reise nach Prankenberg zurückkommt.

„Gute Nachrichten, die Gefahr ist beseitigt! Der alte Pfarrer war so diskret, mit dem Geheimnis zu sterben!" ruft er ihr strahlend vor Freude entgegen, als er bei ihr eintritt:

„Rien trouvé! Nichts im Kirchenbuch! Die Wildenaus haben keine Beweise und können gar nichts machen, wenn uns Herr Freyer mit den Trauscheinen nicht einen Streich spielt —!"

„Die Sorge ist unnötig!" sagt die Gräfin und holt aus ihrem Schreibtisch das Päckchen, mit Freyers Abschiedszeilen, den Trauscheinen und dem Sparkassenbuch. „Da, lesen Sie!"

Ein seltsamer Ausdruck liegt in ihrer Miene, da sie es ihm reicht, als klage sie ihn an, ihr zum Mord eines Unschuldigen geraten zu haben. Sie ist blaß und ihre Haltung hat etwas Feindliches, Vorwurfsvolles.

Der Herzog sieht die Papiere durch: „Das ist aller-

dings überraschend!“ sagt er sehr ernst: „Ist denn der Mann so groß — oder so klein?“

„So groß!“ haucht sie vor sich hin.

„Hm! Das hätte ich ihm nicht zugetraut. — Ist das keine Komödie? Ist er fort?“

„Ja! Und hier ist noch etwas!“ — Sie reicht ihm den Brief des Bürgermeisters: „Diese Antwort bekam ich heute, auf meine Anerbietung, für Freyers Zukunft zu sorgen.“

„Wenn das wirklich Größe ist — dann —“ der Prinz holt tief Atem, als fände er nicht das richtige Wort: „Dann — weiß ich nicht, ob wir recht gethan haben!“ —

Die Gräfin ist wie vom Donner gerührt: „Sie sagen das — Sie?“

Der Herzog steht auf und geht im Zimmer auf und nieder: „Ich sage immer, was wahr ist. Wenn der Mann einer solchen Handlungsweise fähig war — dann — ich breche mir jetzt selbst den Stab, hätte er auch etwas Besseres verdient, als so über Bord geworfen zu werden und wir haben eine große Verantwortung!“

„Gott im Himmel, das sagen Sie jetzt, wo es zu spät ist!“ stöhnt die unglückliche Frau wie vernichtet.

„Sein Sie ruhig. Die Schuld trifft nur mich — nicht Sie! Ich nehme die ganze Verantwortung auf mich, — aber sie drückt mich um so schwerer, als sich mir, seit ich in Prankenberg war, die Frage aufdrängt, ob diese Gewaltthat überhaupt notwendig war? Meine Absicht war ja vor allem, Sie zu retten. In dieser Hinsicht hätte ich mir keinen Vorwurf zu machen. Aber ich habe die

Gefahr in der Sie zu schweben meinten überschätzt und Freyer unterschätzt. Ich kannte ihn ja nicht — nun ich ihn aber kenne — zerfallen meine Motive in Nichts!"

Er wirft wieder einen Blick in Freyers Abschiedsbrief und schüttelt den Kopf: „Das gibt mir schwer zu denken! Hm! Was gehört dazu, so mit einem Schlag auf alles zu verzichten, was einem lieb war; so bedingungslos die Dokumente aus der Hand geben, die ihn wenigstens zum reichen Mann hätten machen können — und das alles ohne Klage, ohne Großthuerei einfach und natürlich! —

Das, Madeleine, das ist überwältigend, — es ist mehr — es ist beschämend für uns!"

Die Gräfin verhüllt das Gesicht. Beide schweigen lang.

Der Herzog schaut immer wieder in den Brief. Dann setzt er sich, den Kopf auf die Hand stützend und starrt sinnend vor sich hin. „Es liegt eine zwingende Größe in diesem Mann, die uns alle in ihren Bann mit hineinzieht und uns nötigt, an Großmut nicht hinter ihm zurückzubleiben! Aber — wie das machen? Mit gemeinen Mitteln ist dem Manne nicht beizukommen. Ich fange jetzt an zu verstehen, was Sie an ihn gefesselt und ich muß leider sagen, damit wächst meine Schuld. Mein Recht lag ja nur in der Verkennung dessen, was sich mir jetzt als unleugbare Thatsache aufdrängt, nämlich — daß Freyer Ihrer, Madeleine, nicht so unwert war, wie ich glaubte!" — Er liest die Aufschrift des kleinen Sparkassenbuchs: „Zur Erhaltung der Gräber meiner Lieben —" er schweigt eine Weile, als schnüre ihm etwas die Kehle zu: „Was muß der Mensch durchgemacht haben —! Wenn ich mir denke,

wie ich Sie liebe und habe Sie doch nie besessen — und der besaß Sie, — entsagt und geht, den Tod im Herzen! Ei, ei, ei ihr Frauen, was könnt ihr doch alles! Madeleine, — wie haben Sie das übers Herz gebracht, mit kaltem Blute? Wenn Sie es noch aus Liebe zu mir gethan hätten — aber, diese Illusion mache ich mir schon lange nicht mehr.“

„Gerichtet — gerichtet von Ihnen!“ stöhnt die Gräfin entsetzt.

„Ich richte Sie nicht, Madeleine, ich wundere mich nur, daß Sie es im stande waren, wenn Sie den Mann so kannten, wie er ist!“

„Ich kannte ihn nicht so,“ sagt die Gräfin stolz: „Aber — ich will nicht minder ehrlich sein, als Sie, Herzog, ich weiß allerdings nicht, ob ich es zu Wege gebracht, wenn ich ihn gekannt hätte, wie jetzt!“

Der Herzog wischt sich mit dem Tuch über die bereits etwas kahle Stirn. „So viel ist sicher, — daß wir dem Manne eine Genugthuung schuldig sind. Da muß etwas geschehen.“ —

„Was sollen wir thun? Er wird alles zurückweisen, was wir ihm bieten — und wenn ich selbst es wäre! Das sehen wir aus dem Brief des Bürgermeisters von Ammergau.“ Sie schlägt die Augen nieder, um die Thränen zurückzuhalten. „Da ist alles vergebens — er kann mir nie verzeihen.“

„Nein, das kann er allerdings nicht. Aber der Mann ist's wert, daß wir ihm den einzigen Wunsch erfüllen, den er Ihnen ausgesprochen hat —“

„Und der wäre?“

„Unsere Vermählung zu verschieben, bis der erste große Schmerz in ihm sich beruhigt hat.“

Die Gräfin atmet auf, als fiele ihr eine Last von der Seele: „Herzog, das ist groß und edel!“

„Wenn Sie wirklich verheiratet wären und müßten gerichtlich geschieden werden, so dürften und könnten wir anstandshalber unsere Verbindung auch nicht unter einem Jahr vollziehen. Erweisen wir dem armen Mann die Ehre, ihn als Ihren wirklich geschiedenen Gemahl zu betrachten und die Rücksicht auf ihn zu nehmen, die wir einem solchen schuldig wären. — Das ist das, was wir vorderhand für ihn thun können und ich erachte es für mich als Ehrensache, durch dies Opfer die schwere Verschuldung einigermaßen zu sühnen, die mich unleugbar trifft und, die ich mir als rechtlicher Mann nicht verhehlen kann, noch will!“

Er geht zu ihr hin und reicht ihr die Hand: „Gräfin, ich sehe an Ihren strahlenden Augen, daß dies Opfer Sie nicht den Kampf kostet, den es mich kostet, — ich will mich jedoch nicht uneigennütziger hinstellen, als ich bin, denn ich glaube, durch dasselbe an ihrer Achtung zu gewinnen, was ich an Glück in dieser Zeit des Aufschubs verliere!“

Er küßt ihr mit einem trüben Blick die Hand, wie sie ihn noch nie an ihm gesehen. „Gestatten Sie mir für heute mich zu beurlauben, ich habe eine Abmachung mit dem Fürsten Hohenheim. Morgen besprechen wir das Weitere. Bon soir!“

Die Gräfin ist allein. „Eine Abmachung mit Fürst Hohenheim!“ Seit wann geht eine Abmachung mit irgend

wem — ihr vor? Herzog Emil gebraucht Vorwände. Sie kann sich nicht darüber täuschen, er ist, — nicht eigentlich kalt, aber „froissiert“ — abgekühlt! — Welch furchtbarer Vorwurf für sie liegt darin. Was keine Zeit, keine ihrer kleinen oder großen Verirrungen vermochte, was nicht geschah, als sie den armen niedern Mann ihm, dem Reichen, Großen vorzog, — das geschieht jetzt, wo sie jenen von sich stößt, — für diesen!

Mancher Mensch weiß es selbst nicht, wie stark die sittlichen Mächte in ihm sind und wie die schlaueste Berechnung an ihnen zu Schanden wird. Jeder tragische Ausgang einer Schuld ist nichts anderes, als die Rache dieser sittlichen Mächte, welche der Frevler im eigenen Innern verkannt hatte, da er die That geplant. — So geht es dem Herzog. Er hat ihr zu einem Bruch mit Freyer geraten, — er that es in uneigennütziger Absicht, um sie zu retten, als aber die Gräfin den Rat befolgt und zwar, wie er wohl fühlt, in eigennütziger Absicht, — als er aus Freyers Handlungsweise sieht, welch ein Herz da gebrochen ward, — da kann er die auf einmal nicht mehr lieben, die hart genug war, eine That zu thun, zu welcher geraten zu haben er sich selbst nicht verzeihen kann. —

Madeleine Wildenau ahnt das, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfang. Denn der Herzog ist viel zu sehr Kavalier, um auch nur einen Augenblick daran zu denken, sein Wort zu brechen oder sie merken zu lassen, daß es ihn gereue. Aber der Aufschub, den er ihr, dem Beleidigten zur Sühne, freiwillig vorschlug, sagt genug! Denn, daß seine letzten Worte nur ein großmütiger Versuch waren,

ihr vor sich selbst eine Ehrenerklärung zu geben, fühlt sie mit weiblichem Takt heraus.

Soll denn alles sie im Stich lassen, — jede Brücke brechen, die sie betritt? Soll sie sich durch ihre That sogar den Mann verscherzt haben, der ihr so sicher war, — das Sicherste auf der Welt! Wie abscheulich muß dann die That gewesen sein? Madeleine Wildenau errötet vor sich selbst. „Das ist vernichtend!“

Aber wie es gewisse Züge in der Evasnatur gibt, von denen das Weib am schwersten läßt, so haßt sie Freyer jetzt, haßt ihn aus Widerspruchsgeist gegen den Herzog, der für ihn Partei nimmt. — Und wie die Evasnatur nach allem verlangt, was sich ihr versagt, so reizt es sie jetzt, den Herzog neu zu fesseln, weil sie die Gefahr fühlt, ihn zu verlieren. Das Entfliehende muß gehalten werden, — dieser Sport dürfte vielleicht ihrem elenden, reizlosen Leben ein gewisses Interesse verleihen. Freilich — ein unbefriedigendes, denn, wenn sie ihn wieder gewonnen, — was dann? Was hat sie an ihm? Kann er ihr je etwas anderes sein, als ein angenehmer Gesellschafter, der ihr die verlorene Macht und Stellung wiedergibt? Und wenn sie diese hat — was hat sie an dieser? Wohin sie blickt, Leere und Ueberdruß! — Sie schaut in den Spiegel — er zeigt ihr eine Frau von achtunddreißig Jahren, auf achtundzwanzig zurückgeschminkt — aber unter der Schminke verwelkte Wangen, versteckte Thränensäcke. Sie kann es sich nicht verhehlen, daß da die Kunst nicht mehr lange ausreicht, — sie ist verblüht — ihr Leben geht zur Neige, der Abend naht, er bleibt ja keinem aus! Aber

sie, — wenn sie nicht mehr jung und schön ist, wenn die Zeit kommt, wo nur der sittliche Wert des Lebens gilt, was hat sie dann? Worauf kann sie zurückblicken — in was ihre Befriedigung finden, ihren Frieden? Die Gesellschaft? Sie ist immer dieselbe mit ihren guten und schlechten Eigenschaften. Für den, der in eine ethische Beziehung zu ihr tritt, birgt sie freilich neben ihrer scheinbaren Oberflächlichkeit unermeßliche Schätze und Ressourcen: „Der Schnee trägt harsch," sagt man im Gebirg, wenn die lockere Masse im Frühjahr zu einer festen Kruste zusammengeschmolzen ist. So verschmilzt sich unter den verschiedenen Strömungen, bald kalten, bald warmen, die Oberfläche der Gesellschaft und bildet jene glatte, eisige Rinde der Form, über welche der leichte Fuß achtlos hinschreitet, ohne zu fühlen, daß unter der dünnen Decke Tiefen verborgen, in denen der Philosoph und Psycholog Gehalt genug für das Studium eines ganzen Lebens findet. Aber alles, was nur als Genußmittel betrachtet wird, erschöpft sich, also auch das Interesse der Gräfin an der Gesellschaft. Schon einmal hat ihr davor geekelt, wo sie noch jünger und naiver war, als jetzt — wie wird es erst sein, wenn sie eine alte Frau ist!

Die Künste? Schon einmal war ihr Zauber gebrochen und sie flüchtete zur Natur, weil sie an die schöne Lüge jener nicht mehr zu glauben vermochte!

Die Wissenschaften? Sie sind das, was sich zum Genußmittel am wenigsten eignet! Die dilettantische Beschäftigung mit ihren nüchternen Untersuchungen, ist sie ihr nicht so trocken und unbefriedigend erschienen, daß sie verschmachtend nach Offenbarung zu den kindlichen Glaubenswundern

Oberammergaus pilgerte? — Ja, da steht sie wieder auf dem alten Fleck, — nach bald zehn Jahren, ihren Gott suchend wie damals, wo sie seine Spur gefunden zu haben meinte. Die Spur hat sich als falsch erwiesen und jetzt soll sie wieder da anfangen, wo sie vor zehn Jahren mit Ueberdruß und Unbefriedigung aufgehört? Soll sie, die das Wesen schon umfangen zu haben meinte, wieder zurückkehren zu den Suchenden, den Zweifelnden? Nein! Es kann die erschlossene Blume nicht in die Knospenhülle zurückgezwängt werden; das Gefühl, das die Täuschung erzeugte, treibt weiter zur Wahrheit! Die Liebe für einen Gott ist einmal erschlossen, und wenn sich auch der, dem sie sich entfaltete, als der falsche erwies, — das Gefühl ist wahr, das bleibt und strebt dem Rechten zu, so unaufhaltsam wie die Blume der Sonne, wenn sie ihr auch eine Zeit lang hinter Wolken verschwunden! Aber nicht mehr von der Schülerbank ihres einstigen wissenschaftlichen Dilettantismus, oder ihres lauen, theologischen Laientums aus kann sie ihn suchen. Nein, wer einmal den Weg der Offenbarung durch den Glauben betreten und habe dieser ihn auch irre geleitet, der kann sich nicht mehr in das enge Geleise systematischer Doktrin zurückzwängen! — Aber, hat sie denn den Weg verfehlt, weil sie zu früh gemeint, am Ziele zu sein? Sie hat ja die Spur nicht weiter verfolgt! Sie hat sie vielmehr verlassen, im Unmut — im Kleinmut über die erste Enttäuschung! Wie, wenn der Weg, der sie nach Ammergau lenkte, doch der richtige gewesen wäre, — und der Führer auf demselben, ihr doch von Gott geschickt? Und sie wäre vom Wege gewichen, weil er zu weit und

beschwerlich, und hätte den Führer verstoßen, weil er dem ungeduldigen Herzen nicht gleich Gott selbst nahe brachte, und sie irrte von nun an im Leeren, ohne Trost und Hoffnung? Und, wenn der Tag kommt, wo der Mensch die letzte Rechnung vor sich selbst ablegt — was hat sie dann erübrigt an Unvergänglichem? Und wenn die Stunde kommt, die Keinem ausbleibt, wer steht ihr bei in der letzten Angst, wenn es das Gefühl nicht ist, in der Liebe Gottes zu sein, dahin zu gehen aus der Liebe zur Liebe, — aus der Sehnsucht — zur Erfüllung? — Sie hat die Liebe von sich gestoßen, sie ist umgekehrt auf dem Pfade der Sehnsucht und genügt sich am Irdischen — und wenn sie es einst lassen muß, dann wird sie nichts haben, denn die Seele, die nicht sucht, findet auch nicht! Ein Leben, das seine sittliche Aufgabe nicht erfüllt hat, ist nicht abgeschlossen — nur abgebrochen, der Tod ist ihm nur Zerstörung, nicht Vollendung, eine Brutalität der willkürlich zermalmenden Natur! —

Und nieder sinkt das unselige Weib vor dem Spiegel, der ihr die Vergänglichkeit alles Irdischen gezeigt und zum erstenmal in ihrem Leben blickt sie den letzten Fragen ins Auge und liest keine Antwort heraus als — Verzweiflung!

„Hilf meiner Schwachheit, o Gott!“ fleht sie: „Hilf mir herauf zu dir! Zeige mir den Weg — schicke mir einen Engel, oder schreibe mir deinen Willen an den Saum der Wolken — thu' ein Wunder, Gott, für eine verzagende Seele!“ So erwartet sie die Verkündigung des göttlichen Willens in Flammenschrift und Engelszungen — und merkt es nicht, daß ein armes kleines vertriebenes Hausgeistchen

neben ihr steht, das sich hereingeschlichen und sie weinend und bittend anschaut, weil es das Wort hat — das ihr hilft, das rettende Wort, das sie nirgend finden kann, — gar ein einfaches Wort, es heißt: „Pflichterfüllung"! Aber, weil es eben so einfach und unscheinbar ist, wie das Geistchen selbst, das es bringt, deshalb beachtet es die stolze, eitle Frau nicht, die in ihrer Selbstüberhebung, trotz aller Demütigung meint, es bedürfe eines Götterboten von apokalyptischer Gestalt und Macht zu ihrem Heil!

Neunzehntes Kapitel.

Erinnerungen.

In solchen Kämpfen lebt die Gräfin dahin, von einer Entwickelungsstufe zur andern schreitend und ohne es zu wissen innerlich alternd — reifend. Einige Wochen sind ihr nun schon vorübergegangen, seit sie sich von Freyer getrennt, aber die Apathie, mit der sie seit der Katastrophe der Scheidung äußere Dinge betrachtet, hält an. Teilnahmlos läßt sie den Herzog die Angelegenheit mit den Wildenaus regeln, die ihr noch vor kurzem wichtig genug schien, Freyer dafür zu opfern. — Sie bewundert den Takt und die Klugheit des Herzogs, aber es ist ihr, als handle es sich nicht um sie, sondern um ganz jemand anders.

Als ihr der Herzog die Nachricht bringt, daß die Wildenaus infolge der Standhaftigkeit des Zeugen Martin von

einer gerichtlichen Verfolgung auf Grund der Aussagen Josephas abstünden, und zu einem gütlichen Vergleich bereit seien, — da freut sie nichts, als die Treue des alten Dieners; alles andere nimmt sie hin wie eine schuldige Gegenleistung des Schicksals für einen unverhältnismäßig hohen Preis, den sie dafür bezahlte.

Daß sie den Benachteiligten eine großartige Entschädigung, die ihre Einkünfte nicht unwesentlich verringere, bieten müsse, findet sie ganz in der Ordnung. Sie empfindet den Ausfall nicht, da ihr Vater ein sterbender Mann ist und die ungeheuren Summen, die er verbrauchte, wieder frei sind. Und schließlich — was liegt noch viel daran? Wenn sie in einem Jahr den Herzog heiratet, dann gibt sie ja doch das ganze Vermögen zurück! — Aber — braucht sie ihn eigentlich noch zu heiraten, wenn ihr die Wildenaus nichts beweisen können? Sie versinkt in ein dumpfes Brüten. Als aber der Herzog von den Ansprüchen der Vettern auf das Jagdschlößchen Erwähnung thut, da kommt plötzlich Leben in sie: „Nie, niemals!“ ruft sie aus und eine heiße Röte übergießt ihr Gesicht: „Eher alle meine Besitzungen, als das!“ Und ein Thränenstrom macht plötzlich der unnatürlichen Stumpfheit ein Ende.

„Aber teuerste Madeleine, Sie werden es doch nie mehr bewohnen!“ tröstet der Herzog.

„Nein — ich nicht und kein Lebender soll es wieder betreten, aber, Herzog — muß ich es denn erst sagen? Dort schlummert mein Kind, dort schlummert der Traum meines Herzens — es ist das Mausoleum meiner Liebe! Nein laßt mir das — das soll kein fremder Fuß ent-

weihen! Ich will ja alles thun, ich will es den Wildenaus doppelt und dreifach ersetzen, sie sollen unter allen andern meiner Güter wählen — nur das nicht, selbst nicht, wenn ich mich mit Ihnen vermähle, wo ich alles hergeben muß, — dann werde ich Sie bitten, es den Vettern abzukaufen und Sie werden mir diese erste Bitte nicht versagen?!"

Der Prinz betrachtet sie lange nachdenklich, zum erstenmal bricht wieder ein Strahl der alten Liebe bei ihm hervor. „Wissen Sie, daß ich Sie noch nie so schön gesehen habe, wie in diesem Augenblick? Jetzt hat Ihnen einmal die eigene unverstandene Seele aus den Augen geschaut! Nun bitte ich Ihnen alles ab. Verzeihen Sie mir, — ich war irre an Ihnen geworden, aber dieser Zug lehrt mich, daß Sie noch Sie selbst sind. Das thut mir wohl!"

„Ach, Herzog! Es ist wenig Verdienst dabei, wenn man den Lebenden die Stätte nicht gewährt hat, die ihnen gehörte — sie den Toten zu sichern!"

„Nun, es ist wenigstens eine That der Sühne. Madeleine, es kann im Himmel nicht mehr Freude über den einen Sünder sein, der Buße thut, als ich jetzt bei Ihren Worten empfand. Ja, arme Freundin, Sie sollen die Stätte Ihres Glücks und Ihrer Schmerzen unangetastet behalten — ich verbürge es Ihnen und werde es mit den Wildenaus ausmachen."

„Herzog! O, Sie sind der beste, edelste Mensch!" ruft sie unter Thränen lächelnd: „wissen Sie, daß ich Sie darum liebe wie noch nie? Ich finde es ganz natürlich, daß Sie mich so, wie Sie mich in dieser Zeit sahen, nicht lieben konnten. O, ich habe es wohl gefühlt, wenn Sie sich's auch nicht merken ließen!"

Sie hat es nicht beabsichtigt, aber es lag in diesen Worten jene reizende Naivetät, die sie früher so unwiderstehlich machte und je länger der Herzog sie nicht an ihr gesehen, desto weniger ist er dagegen gewappnet.

„Madeleine!“ er breitet die Arme aus — und sie — sie weiß selbst nicht wie? Ist es Dankbarkeit, ist es der Wunsch, wenigstens *einen* Menschen glücklich zu machen? Sie wirft sich an seine Brust, — zum erstenmal hält er sie umschlungen. Sie ist ja seine Braut! Aber was nun geschieht, daran dachte sie nicht: Des Herzogs Lippen suchen die ihren, — sie kann sich doch nicht sträuben, wie ein sechzehnjähriges Mädchen, — das hätte er ja für eine unwürdige Koketterie gehalten. Sie muß es also dulden!

„Honny soit qui mal y pense!“ flüstert er und küßt ihre Stirn, ihre Locken — und ihren Mund. — Aber als sie seine Lippen auf den ihren fühlt, da ist es ihr plötzlich, als sage jemand dicht neben ihr: „*Du!*“ Es ist das „Du“, das Freyer immer sagte, wenn er sie umfing, als wisse er nichts Besseres und nichts Höheres, als dies eine Wort, in das er seine ganze Empfindung presse! „Du — du!“ klingt es ihr immerfort im Ohr, mit jenem süßen, wilden Liebeszorn, der da droht: „im nächsten Augenblick wirst du versengt sein in meiner Glut!“ Und da steht er vor ihr mit seinen dunkeln flammenden Augen und dem übermächtigen Ernst einer großen Leidenschaft, der die bleiche Stirn umwölkt, wie nahender Gewittersturm die weißen Firnen seiner Berge! Und sie vergleicht es mit der selbstgefällig behaglichen Zärtlichkeit, die, „honny soit qui mal y pense,“ — nach allen Regeln der Kunst eines routinierten Frauen-

kenners, den ersten Kuß auf ihre Lippen drückt, — und ihr ekelt vor dem fremden Mann! — Sie macht sich mit einer plötzlichen Bewegung los von ihm, tritt ans Fenster und blickt hinaus. Und wie sie so hinausstarrt, da sieht sie die dunkle Gestalt des Verstoßenen, umglastet von der Purpurhelle des Waldbrands, und ihr die Hand reichen, mit königlich-göttlicher Gebärde sie emporzuziehen und an seiner Brust zu bergen. Und weiter sieht sie ihn ruhigen Blicks auf den verbrannten Wald niederschauen und hört ihn lächelnd das große Wort sagen: „Der Wald war mein!“

Und dann — dann sieht sie im fernen Orient ein schwüles Gemach, von bunten Schattentüchern verhangen, von Palmen umrauscht — von Palmen, die ihre Nahrung aus dem Boden saugten, auf den das Blut des Erlösers einst niederfloß. — Und da sieht sie ihn am Bett eines in der schwersten Angst ringenden Weibes sitzen. Es ist die heilige Stunde, die einem Kinde das Leben schenkt — und das Weib ist sie — und das Kind ist sein Kind! Er hält den bebenden Körper in starken Armen und flüstert ihr treue süße Worte zu, daß die werdende Mutter den Weheschrei zurückhält, um ihm zu lauschen und der Schmerz unter dem trauten Geflüster zur Seligkeit wird! —

Und dann sieht sie ihn, denselben Mann, am Sarge eines Kindes knien und das kleine weiße Leichengesicht unter seinen schwarzen Locken begraben. Es ist das Kind, das sie ihm geboren im heißen Osten auf geweihter Erde und verkümmern ließ im kalten Hauch des westlichen Winters. Sie entzog ihm das Mutterherz, an dem sich die zarte

Pflanze des Südens hätte erwärmen können. Sie hat es ihm sterben lassen, dem Vater, — sein Kind!

Er aber klagt nicht, zürnt nicht, — er verstummt.

Und immer einsamer, immer stiller sieht sie ihn werden. Der schöne Körper verfällt und die Kraft ist von ihm gewichen — und endlich sieht sie ihn, leise, unhörbar, über den Teppich dieses Zimmers schreiten und die Thür hinter sich schließen auf Nimmerwiedersehen! — Nein, nein, das kann nicht sein, — es war alles Lüge, was jetzt geschah — und nichts ist wahr, als daß er der Vater ihres Kindes und ihr Gatte ist, und daß es kein Anderer werden kann, auch wenn sie von ihm geschieden, für ewig!

„Herzog!“ ruft sie flehend: „Lassen Sie mich mit mir selbst allein! Ich weiß nicht, wie mir ist — es kommt auf einmal über mich wie ein Gericht Gottes! Lassen Sie mich mit mir zu Rate gehen — verzeihen Sie mir, ich bin ein schwankes, launenhaftes Wesen — heut so und morgen so, haben Sie Geduld mit mir, ich bitte Sie!“

Der Herzog sieht sie ernst an und nickt mit dem Kopf: „Ich verstehe — oder vielmehr — ich fürchte zu verstehen!“

„Herzog, ich bin verdorben zur Ehe. Lassen Sie die alternde Frau einsam ihren Weg gehen — ich glaube, ich könnte nie mehr glücklich sein. Ruhe und Alleinsein ist alles, was ich noch ersehne!“

„Sie brauchen allerdings Ruhe und Sammlung. Ich lasse Ihnen Zeit und harre Ihrer Entschließung, diese kann jetzt eine völlig freie sein, da Ihre Vermögensverhältnisse wieder geordnet und die Gefahr vorüber.“

„Seien Sie mir nicht böse, Herzog, und verkennen Sie

mich nicht — o Gott — Sie könnten denken, ich hätte Ihnen mein Jawort nur in der Angst vor Armut und Schmach gegeben und nun die Gefahr vorüber, reue es mich!"

Der Herzog zögert einen Moment. Dann aber sagt er leise und fest: „Sie wissen ja, — ich bin der nüchterne Verstandesmensch, den nichts überrascht: ‚Tout comprendre c'est tout pardonner!' Also machen Sie es ganz mit sich selbst aus und handeln Sie ohne Rücksicht auf mich, wie es Ihnen Ihr Gefühl vorschreibt." Er reicht ihr die Hand: „Es gab eine Zeit, wo ich mir ernstlich schmeichelte, wir könnten glücklich miteinander werden. Das ist jetzt ein überwundener Standpunkt — Sie zerstören mir keine Illusion mehr, wenn Sie das Gegenteil behaupten!"

„Und vielleicht nicht einmal einen Herzenswunsch?!" lächelt die Gräfin.

Der Herzog wird tiefernst: „Das gehört nicht hierher! — Soll ich Ihnen aus Galanterie wehe thun und das Maß Ihrer Selbstanklagen noch häufen, indem ich Ihnen zeige, daß ich leide? — Oder die Unwahrheit sagen, um Ihre Verantwortlichkeit zu verringern? Lassen wir das Alles ruhen — ich werde mit mir selbst fertig. Wenn Sie mich haben wollen, so lassen Sie mich rufen. Einstweilen werde ich als Ihr treuer Sachwalter die Angelegenheit mit dem Jagdschloß arrangieren."

„Herzog — wie klein stehe ich vor Ihnen — und wie groß Sie vor mir!"

„Das ist viel zu viel, Gräfin! Ich bin zufrieden, wenn Sie mir das Zeugnis geben können, mich wenigstens nicht

lächerlich gemacht zu haben." Er geht, — kalt, höflich — stoisch — wie er eben ist!

Madeleine Wildenau eilt ans Fenster und reißt es auf: „Nun flutet herein Licht und Luft, ihr gewaltigen Tröster, — ach, noch atme ich — noch lebe ich!"

Zum erstenmal darf sie wieder frei ihr Antlitz zeigen, braucht sich nicht zu verstecken. Die Gefahr eines „Eclats" ist an ihr vorübergegangen, dank dem Mangel an Beweisen. Sie braucht die Wildenaus nicht mehr zu scheuen, — der alte Martin ist treu und ihr Gatte, der verhängnisvollste Zeuge — fort, verschwunden. Nun hat sie nichts mehr zu fürchten, sie ist frei, ist Herrin ihres Eigentums, Herrin ihres Willens, sie atmet auf, als wäre sie neugeboren.

Die Freiheit, ja, *diese* ist das Glück, nun meint sie es gefunden zu haben! Und das will sie nun genießen. Aus einem Bruch mit dem Prinzen braucht sie sich kein Gewissen zu machen, das hat er ja gesagt, — wenn sie damit die Rachegeister ihrer That an Freyer versöhnen kann, so sollen sie das Opfer haben! — Freilich, regierende Herrin eines Landes zu sein, es ist etwas Großes — aber — um den Preis einem ungeliebten Manne anzugehören, — kann sie es um diesen Preis erkaufen? Warum soll sie nicht! Ist sie denn ein Kind — ein zimperliches Mädchen, das für seine Jungfräulichkeit bebt? Es handelt sich um eine Krone — und sie hat sentimentale Anwandlungen, welche sie diese für eine Erinnerung an unwiederbringlich verlorenes Schäferglück opfern ließen?

Sie schüttelt den Kopf, als wolle sie eine Binde abstreifen. Sie ist krank von der langen Zeit, die sie im Zimmer

und im Halbdunkeln zubrachte wie eine Verbrecherin. Da kommen solche Grillen! Auf und hinaus in die Freiheit, damit sie wieder gesundes Blut und gesunde Gedanken bekommt.

Sie klingelt, ein neuer Kammerdiener erscheint.

„Man kann jetzt meine Ankunft bekannt werden lassen. Martin soll anspannen, ich will spazieren fahren.“

„Sehr wohl, Erlaucht!“

Wie ein Bann fällt es von ihr ab. Sie hat ja noch nie die Freiheit gekannt. Bis sie sich mit Wildenau vermählte, stand sie in der Zucht der Gouvernante. Dann, in ihrer Ehe mit dem alten eigenwilligen Herrn, war sie erst recht Sklavin und kaum Witwe, — warf sie sich in neue Fesseln. Jetzt — zum erstenmal könnte sie es mit der Freiheit versuchen! Die Entscheidung drängt ja nicht. Der kühle Stoiker, der so lange gewartet, wird nicht im letzten Moment die Geduld verlieren — und so kann sie immer noch thun, was sie will! —

So betrügt das Herz, das sich gegen den ungeliebten Gatten sträubt, den ehrgeizigen, rechnenden Verstand in ihr, der nach einer Krone strebt. —

Der Wagen fährt vor. Es ist doch ein Hochgefühl, zum erstenmal wieder ein paar herrliche schäumende Pferde vor einem glänzenden Wagen stampfen zu hören, von einem Diener in fürstlicher Livree hineingehoben zu werden und sich sagen zu können: „Das ist wieder dein!“ Der einzige Schatten, der sie stört, ist der auf Martins Gesicht, der nicht mehr weichen will, seit sie zum letztenmal ihr Dornröschenheim besuchte. Sie weiß es wohl, um wen der Alte trauert. Er ist ihr ein steter Vorwurf und sie vermeidet

es aus einer gewissen Scheu, mit ihm zu sprechen. Vor dem scharfen Verstand des Herzogs konnte sie sich rechtfertigen, — vor der Einfalt dieses schlichten Mannes könnte sie es nicht — das fühlt sie wohl.

Es ist ein herrlicher Maienabend. Ein Meer von lauer Luft und Frühlingsdüften umflutet sie und wogend drängen sich in den Straßen, wie aus dem Winterschlaf erwacht, die Menschen, die nach mühevoller Arbeit nun den Abend genießen. An einzelnen Ecken staut sich die Menge vor großen Plakaten, die sie gierig studiert, einer immer den andern wegdrängend. Was mag denn das sein?

Da, als thäte es der alte Martin zu Fleiß, fährt er ganz dicht an ein Trottoir heran, wo die Menschen bis auf die Straße vor solch einem Anschlag stehen. Es gibt eine Bewegung in dem Knäuel, alles wendet sich nach der fürstlichen Equipage und so wird der Zettel frei. Die Gräfin liest ihn — das Blut stockt ihr in den Adern — da, mit großen Buchstaben steht es: „Oberammergauer Passionsspiel!“ — Was ist das? Sie lehnt sich in den Wagen zurück und ein Gefühl überkommt sie, daß sie laut hinausschreien möchte vor Heimweh, vor schmerzlichster Sehnsucht nach jener entschwundenen Zeit, einer großen, seligen Täuschung! Wieder ist es da, das wunderbare Spiel. Wieder erscheint er der Welt, der göttliche Dulder — und nur der Name auf dem elenden Zettel übt schon seine Macht, daß die Spaziergänger, in ihrem Lauf anhaltend, zu Hunderten davor stehen, als hätten sie nie das Wort „Passionsspiel“ gelesen! — Und sie hat den, der diese Wunder vollbringen hilft, zu dem eine Welt wieder gläubig pilgert, in den

Armen gehalten — er hat sie geliebt, er hat ihr gehört treu und ergeben, ihr allein und sie hat ihn verschmäht! — Der ganzen Welt bringt er jetzt wieder das Heil des göttlichen Worts und Wunders, — sie nur ist ausgeschlossen, sie hat es sich verscherzt, durch eigene Schuld. Sie ist, wie er einst sagte, in seiner wunderbaren Divinationsgabe, eine der thörichten Jungfrauen, die ihr Oel verbrannten, und nun kommt der himmlische Bräutigam — sie aber steht allein im Dunkeln, indes die Andern beim Mahle schwelgen.

Betäubend ist um sie her das Gerassel der Räder, der Lärm der Fußgänger und das ist gut, denn in dem wirren Durcheinander von Getöse verhallt ungehört der nicht mehr zu unterdrückende Schrei des eigenen gemißhandelten Herzens der stolzen Frau in dem Wagen mit der Fürstenkrone. Flieder und Rosen — was duftet ihr so berauschend, was blüht ihr noch? Könnt ihr's übers Herz bringen, so in die Welt hineinzulachen, wenn ein Weh, wie dies an euch vorüberzieht? Aber Flieder und Rosen und eine wonnige Maiensonne lachen weiter, und die Welt rüstet sich gläubig und erwartungsfroh zur großen Massenpilgerfahrt nach Oberammergau. — Nur sie die Verbannte, kehrt heim in ihr steinernes Palais, allein, hoffnungslos — unermeßliche Oede im Herzen. —

Ein Billet des Herzogs harrt ihrer. Er verabschiedet sich auf ein paar Wochen von ihr, um ihr Zeit zu lassen, sich über sich selbst klar zu werden. — Jetzt ist sie ganz allein!

Zwanzigstes Kapitel.

Das Maß ist voll.

Seit jenem Tage zeigt die Gräfin ein ganz ungewohntes Interesse an Zeitungslektüre. Die erste Frage, wenn sie morgens erwacht, ist — nach den Journalen. Aber die Kammerfrau bemerkt es wohl, daß sie immer nur die Seiten aufgeschlagen hat, wo Berichte aus Oberammergau stehen.

„Erlaucht scheinen sich sehr für das Passionsspiel zu interessieren!“ erlaubt sich die Frau zu sagen.

Die Gräfin errötet und erwidert ein kurz abweisendes „Ja!“, so daß die Zofe erschrickt über ihre vorwitzige That.

Aber das ist unverkennbar — daß die Herrin jedesmal, wenn sie solche Berichte gelesen, bleich und abgehärmt aussieht. —

Und in Wahrheit! Es ist, als trinke das unglückliche Weib Tropfen für Tropfen einen Wermutsbecher aus, wenn sie die Schilderungen der diesjährigen Aufführungen liest. Freyers Name ist es, von dem die ganze Welt wiederhallt. Und nicht nur die Tageslitteratur beschäftigt sich mit ihm, — sogar ernste Männer, Aesthetiker von hohem Rang, finden seine Leistung so interessant, daß sie Broschüren darüber schreiben und sie zum Gegenstand kunstwissenschaftlicher Abhandlungen machen. — Die Gräfin liest sie alle. Freyer wird bezeichnet als der Typus, in welchem sich Kunst, Natur und Religion die Hände reichen zur höchsten Harmonie! „Wie er selbst über den Gesetzen theatralischer Schablone

„steht, so hebt er uns weit hinaus über das, was wir unter „Bühnenwirkung verstehen, gleichsam in eine andere höhere „Sphäre. — Er spielt nicht, — er ist Christus! Das mäch- „tige Auge, die ganze durchgeistigte Gestalt und ein un- „definierbarer Zauber edelsten Schmerzes, der über ihn aus- „gegossen, das sind Dinge, die man nicht machen kann, das „ist kein Spiel, das ist Wahrheit. Wir glauben ihm, was „er sagt, weil wir fühlen, daß die Seele dieses Mannes „nicht dieser Welt angehört, daß ihr eigenes individuelles „Leben aufgegangen ist in der Seele seiner Rolle. Weil „er nicht als Joseph Freyer, weil er nur noch als Christus „denkt, fühlt und lebt — daher der ans Ueberirdische „grenzende Eindruck."

Diese Worte liest sie eben und sie zerschneiden ihr das Herz. Ja, wenn fremde Menschen — Kritiker, — Männer! so etwas sagen, — da hätte sie sich wahrlich nicht zu schämen gebraucht! Wer wollte es ihr zum Vorwurf machen, wenn sie — ein schwaches, überschwengliches Weib, sich diesem Zauber hingab? Gewiß niemand, — eher wäre es ihr zu verdenken, daß sie diesen Zauber nicht festzuhalten vermochte, daß sie mit profaner Hand das Wunder zerstörte, das sich ihr genaht und sie begnadet hatte vor den Tausenden, die es in andachtsvoller Ehrfurcht anstaunen!

Sie lehnt den Kopf in die Hand und schaut trübe zu dem Fenster hinaus, an dem sie sitzt. Nun sind es sechs Wochen, seit sie da oben spielen. Es ist schon Juni. Die Gärten der gegenüberliegenden Palais stehen im vollsten Sommerschmuck und die Vögel singen in den Bäumen und locken sie hinaus. — Ihr Auge folgt so einer kleinen flat-

ternden Schwalbe der Richtung nach den Bergen zu. Hoch hebt sich das Tierchen und schwirrt mit den andern dahin. „O Bergesluft und blaue Gentianen, — Erdenparadies!“ seufzt sie. Was thut sie noch hier in der heißen Stadt, während alles auf die Berge flüchtet, und sie sieht keinen Menschen, sie meidet jede Gesellschaft und der Herzog ist verreist. — Längst wäre auch sie fort. Aber wohin? Nach Oberammergau kann sie nicht und wo anders hin mag sie nicht, — es ist, als habe die ganze Welt keinen Ort, wo man sein könnte, als dieses Dorf mit seinen kleinen bunten Häusern und niedern Fenstern, — als gäbe es in der ganzen Welt keine Berge und keine Höhenluft als in Ammergau! — Ein paar heiße Thränen rinnen über ihre Wangen. Wohl gibt es Höhenluft, wohl gibt es Berge, gewaltigere, schönere als dort, aber nirgends gibt es die Fähigkeit, die Herrlichkeit der Natur so zu genießen, wie in Ammergau! Wie es auch überall eine Kirche, überall eine Religion gibt, aber nirgend eine so religiöse Stimmung wie dort! —

„O, mein verlorenes Paradies, meine Seele grüßt dich mit all den Schmerzen der vertriebenen Stammmutter meines Geschlechts und meiner Sünde!“ seufzt sie.

Und doch, — was war Evas Schuld gegen die ihre? Eva hat wenigstens mit dem Manne, den sie verlockte, die Schuld der Liebe, in Liebe und Treue gebüßt. Sie hat bei ihm ausgeharrt im Exil, hat ihm in Schmerzen Kinder geboren und sie ihm großgezogen, hat Mühe und Not mit ihm geteilt und im Schweiß ihres Angesichts mit ihm gearbeitet ums tägliche Brot. — Darum konnte ihr auch Gott verzeihen und dem Geschlecht, das ihrem Fall entsprungen,

den Boten der Versöhnung schicken. Eva war doch Weib und Mutter — sie aber, was war sie? Nicht einmal das! Sie hat den Gatten verlassen und in Pracht und Herrlichkeit gelebt, während er einsam trauerte, — sie hat ihm nur ein einziges Kind geschenkt, und diesem einen war sie nicht Mutter und endlich hat sie ihn hinausgestoßen in Armut und Trübsal und ist im Reichtum und Müßiggang geblieben, während er im Schweiß seines Angesichts sein Brot erwirbt. Nein, die Stammmutter der Sünde war eine Märtyrin gegen sie, eine Märtyrin der Natur, die sie verleugnet, und darum ist sie jetzt ausgeschlossen von dem Bunde des Friedens und Erbarmens, den Evas Buße erwirkte.

Es klopft an die Thür. Sie fährt auf aus ihrem Sinnen. Der Kammerdiener bringt die Meldung, daß die Wärter Seiner Durchlaucht nach Frau Gräfin schickten; sie glaubten es ginge zu Ende.

„Ich komme sogleich!“ antwortet sie.

Der Fürst wohnt in der Nähe des Palais Wildenau, in wenig Minuten ist sie dort.

Als sie hinkommt ist der Kranke klarer als seit Monaten. Wässerige Ausschwitzungen im Gehirn, die das Bewußtsein getrübt, haben sich vorübergehend aufgesaugt und er kann sich wieder ein wenig besinnen. Er streckt der Tochter zum erstenmal die Hand entgegen: „Bist du da, mein Kind?“

Das erschüttert sie eigentümlich und sie kniet bei ihm nieder: „Ja, Vater!“

Er streicht ihr mit gutmütig blödem Ausdruck über die Locken: „Geht dir's gut?“

„So leidlich Papa! Ich danke dir!“

„Und bist glücklich?“

Die Gräfin, die in ihrem Leben keine väterliche Regung an ihm wahrgenommen, ist tief bewegt von dieser ersten Freundlichkeit im Augenblick des Scheidens. Sie sucht nach einer Antwort, um nicht zu lügen und ihm doch eine tröstliche Auskunft zu geben, wie sie sein schwaches Bewußtsein verstehen kann. Aber er hat die Frage schon wieder vergessen.

„Bist du verheiratet?“ fragt er weiter, als sei er lange fortgewesen und sähe heute die Tochter zum erstenmal wieder.

Die Wärter ziehen sich ins Nebenzimmer zurück.

Vater und Tochter sind allein. Indessen scheint sein Gedächtnis einen Faden verfolgt zu haben.

„Wo ist dein Mann?“

„Welcher?“ fragt die Gräfin bis ins Innerste erschüttert: „Wildenau?“

„Nein, nein — der — der andere — er soll auch kommen!“ Und er greift mit der tastenden Hand hinaus, als erwarte er, daß jemand sie fasse: „Auch — adieu sagen —!“

„Vater,“ schluchzt die Gräfin und legt ihm die suchende Hand sanft auf die Decke zurück: „Er kann dir nicht adieu sagen, er ist nicht da!“

„Warum nicht? Hätte ihn gern noch gesehen —! Schwiegersohn — Enkel — nichts da?“

„Vater — armer Vater!“ mehr kann die Gräfin nicht sagen. Sie legt den Kopf auf den Bettrand des Vaters und weint bitterlich.

„Hm, hm!“ murmelt der Kranke und aus seinen farblos

stieren Augen richtet sich plötzlich ein heller Blick auf die Tochter: „Mein Kind — weinen?“ Eine kleine Weile besinnt er sich, dann scheint ihm wieder etwas klar zu werden.

„Jaso! Es darf's niemand wissen! O Schwachheiten. — Sag' ihm doch, ich laß ihn recht sehr bitten, — er möchte mir verzeihen! Vorurteile, alte —! Thut mir recht leid. Kannst du nicht hinschicken?“

„O Papa — ich würde ihn dir wohl gern holen lassen — aber es ist zu spät — — — er ist verreist!“

„So! Nun dann seh' ich ihn nicht mehr. Es geht zu Ende mit mir. —“

Die Gräfin kann nicht sprechen. Sie drückt die Lippen auf die erkaltende Hand des Vaters.

„Es ist kein Schade, — verlierst nichts an mir, sei froh! Habe dir viel Geld verbraucht, — hast nichts an mir gehabt! Maitressen, Spiel, Diners, was ist das alles —!“ Er macht eine Gebärde des Ekels: „Was hat man nun davon!“

Ein Frösteln überfliegt ihn und der Atem geht kurz und geräuschvoll: „Bin neugierig, wie's da oben aussieht!“ — Er sinnt eine Weile nach: „Wenn du einen vernünftigen Pfarrer wüßtest, könntest ihn mir kommen lassen, so Einer weiß doch manchmal was.“

„Gewiß, Vater!“ Die Gräfin eilt ins Nebenzimmer und gibt Befehl, den Geistlichen mit den Sterbesakramenten zu holen.

„Du wirst auch gleich beichten und kommunizieren wollen — nicht wahr, Papa?“

„Nun ja — daß man den alten Quark nicht mit hinüber nimmt, wenn man den großen Weg antritt. Man nimmt auch keine schmutzige Wäsche auf eine Reise mit. Viel auf dem Gewissen, Magdalena, mein Kind — am meisten gegen dich! Trag's deinem alten, thörichten Vater nicht nach."

„Nein, mein Vater, bei dem Andenken dieser Stunde schwöre ich dir's!"

„Und dein Mann —" er schüttelt den Kopf — „hm, hm! Daß er nicht da ist! — Schade!"

Dann spricht er nicht mehr und liegt ruhig und in sich gekehrt, bis der Geistliche kommt.

Madeleine zieht sich, solange die Beichte dauert, zurück. Was heute, in dieser Stunde in ihr vorging, darüber kann sie sich selbst noch keine Rechenschaft geben. Sie weiß nur, daß ihr das Verlangen des Vaters nach dem verachteten, verleugneten Schwiegersohn im Augenblick des Todes der schwerste Vorwurf ist, der sie noch traf!

Die heilige Handlung ist beendet und der Geistliche hat das Haus verlassen.

Der Kranke liegt freundlich und friedlich da, wie nie im Leben. Sie setzt sich an sein Bett und nimmt seine Hand, er erwidert dankbar ihren sanften Druck.

„Wie ist dir, lieber Vater?" fragt sie leise.

„Ganz erträglich, liebes Kind."

„Bist du mit deinem Gott versöhnt?"

„Ich hoff' es, mein Kind! Sofern er mir altem Sünder gnädig sein mag." Noch einen großen, vertrauensvollen Blick richtet er empor — dann verfällt er in eine lange,

schwere Agonie. Aber die Hand seiner Tochter hält er fest in der seinen, und sie bleibt die ganze Nacht an seinem Bette, ohne sich zu rühren, standhaft und treu, — die erste Pflichterfüllung ihres Lebens. — — —

Bis zum andern Mittag währte der Kampf, ehe die Tochter dem Vater die Augen zudrücken konnte. Jetzt waren noch eine Menge dringender Obliegenheiten und Geschäfte zu erledigen, die sie bis zum Abend im Trauerhause aufhielten, wobei ihr der Herzog, der sorgende Freund, recht fehlte, und zum Erliegen müde kommt sie endlich um neun Uhr in ihr Palais heim.

Da überreicht ihr der Portier eine Karte: „Der Herr war heute schon zweimal da und wünschte Erlaucht in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen. Er wollte zwar heute Abend mit dem letzten Zuge wieder fort, — entschloß sich aber doch zu bleiben, um Erlaucht noch zu treffen. Nach neun Uhr will er es noch einmal versuchen —!“

Die Gräfin tritt mit der Karte an die Gasflamme und liest: ‚Ludwig Groß, Zeichnungslehrer‘. Sie läßt fast die Karte fallen, so zittert ihr die Hand. „Wenn der Herr kommt, ist er heraufzuführen!“ Sie muß sich am Treppengeländer halten beim Hinaufgehen, ihr schwindelt. Kaum ist sie in ihrem Boudoir angelangt, da hört sie auch schon die untere Hausglocke — dann Schritte, eine wohlbekannte Stimme — es klopft — wie vor zehn Jahren im Groß'schen Hause — aber den, welchen er ihr damals zugeführt, bringt nichts mehr wieder!

Sie ruft nicht herein, denn die Stimme versagt ihr, sie öffnet selbst die Thür — Ludwig Groß steht vor ihr.

Beide sehen sich einander lange stumm an. Beide ringen nach Fassung und nach Worten, und aus beider Wangen ist alles Blut gewichen. Sie streckt ihm die Hand hin — aber er scheint es nicht zu sehen.

Die Gräfin deutet auf einen Stuhl: „Nehmen Sie Platz!“ sagt sie tonlos und läßt sich ihm gegenüber in dem Diwan nieder.

„Ich will nicht lange stören, Erlaucht!“ erwidert Ludwig und setzt sich auffallend weit von ihr weg.

„Wenn Sie störten, würde ich Sie nicht empfangen haben.“

Ludwig fühlt die Zurechtweisung in diesen Worten für das Feindselige seiner Haltung, aber er kann nicht helfen! —

„Frau Gräfin erinnern sich vielleicht eines gewissen Freyer?“

„Herr Groß, diese Frage ist eine Beleidigung, aber ich gebe zu, daß Sie von Ihrem Standpunkt aus ein Recht dazu haben. Jedenfalls trug Ihnen das nicht Freyer auf.“

„Nein, Frau Gräfin, denn er weiß nicht, daß ich hier bin — wüßte er es, er würde es verhindert haben. Ich bitte um Ihre Verzeihung, wenn ich etwas Ungeschicktes mache! — Ich weiß wohl, es ist mißlich, sich in Verhältnisse zu mischen, die man nicht kennt, denn Freyers Verschlossenheit gestattete mir keinen Einblick in dieselben. Aber hier ist Gefahr im Verzug, und wo es sich um ein Menschenleben handelt, muß jede andere Rücksicht schweigen. Ich habe nie etwas Näheres von Freyer erfahren können, — ich weiß nur, daß er neun Jahre fort war,

und wie es hieß bei Ihnen, und daß er als ein Bettler zurückkehrte!“

„Daran, Herr Groß, trifft mich keine Schuld!“

„Daran nicht, Frau Gräfin, aber das kann nur Ihre Schuld sein, was so unnatürliche Verhältnisse herbeigeführt hat, daß Freyer sich schämen mußte, sogar den wohlverdienten Lohn seiner Arbeit von Ihnen anzunehmen!“

„Da haben Sie recht, Herr Groß.“

„Und das wäre noch das Wenigste, Frau Gräfin, aber er ist zurückgekommen, nicht nur als ein Bettler, sondern als ein verlorener Mann!“

„Ludwig!“

„Ja, Frau Gräfin. Das ist der Grund, warum ich mich in Uebereinstimmung mit dem Bürgermeister entschlossen habe, hierher zu fahren und mit Ihnen zu reden, wenn Sie es gestatten wollen?“

„Reden Sie, um Gottes willen, was ist mit ihm?“

„Freyer ist krank, Frau Gräfin!“

„Aber, ich bitte Sie, er spielt doch jede Woche den Christus und entzückt alle Welt?“

„Ja, das eben ist es! Er spielt ihn, wie eine Kerze niederbrennt, während sie leuchtet — es ist nicht mehr das Phosphorescieren des Genies, es ist ein Licht, welches sich vom eigenen Leben nährt und es verzehrt!“ —

„Heiliger Gott!“

„Und er will sterben — das ist unverkennbar, — darum ist es so schwer, ihm zu helfen. — Er hört auf keinen Rat, befolgt keine Verordnung des Arztes und thut nichts, was ihm gut wäre. — Jetzt ist es so weit mit ihm

gekommen, daß der Arzt uns gestern erklärte, er könne uns jede Stunde auf der Bühne totbleiben, — und wir dürften nicht mehr zugeben, daß er weiterspiele! Er, aber, läßt es sich nicht wehren. Er wünsche nichts mehr als den Tod!"

„Was fehlt ihm denn?" frägt die Gräfin mit bleichen Lippen.

„Es hat sich ein hochgradiges Herzleiden entwickelt, Frau Gräfin, welches durch sorgsame Pflege, äußerste Ruhe und kräftige Kost einige Jahre zum Stillstand gebracht werden könnte, aber zu besserer Nahrung, wie sie solch ein Zustand erfordert, fehlen ihm die Mittel, da er zu stolz ist, irgend jemand zur Last zu fallen, und zu einer Erholung für das kranke Herz, fehlt ihm die Ruhe des Gemüts. Von einer Pflege ist ohnehin keine Rede, — er bewohnt — da er sein eigenes Haus, wie Sie wissen werden, verschenkte als er Ammergau verließ, eine elende, feuchte Kammer in einer Spelunke vor dem Dorf und treibt sich tage- und nächtelang auf den Bergen herum. Da ist natürlich ein rascher Verfall unausbleiblich, — und dabei noch die Anstrengungen seiner Rolle!"

Ludwig Groß steht auf: „Ich weiß nicht, wie Sie über den Wert oder Unwert des Lebens eines armen Mannes denken, Frau Gräfin," sagt er streng und herbe, — „ich habe nur meine Pflicht gethan, indem ich Ihnen mitteilte, wie es um den Freund steht, — damit ich mir keinen Vorwurf zu machen habe. Alles Weitere muß ich Ihnen überlassen."

„Großer Gott! Was soll ich thun? Er weist ja alles zurück, was von mir kommt. Sie wissen es viel-

leicht nicht, daß ich ihm ein Vermögen anbot und er es nicht annahm?“

Ludwig Groß heftet einen vernichtenden Blick auf sie: „Frau Gräfin, wenn Sie hier nicht anders zu helfen wissen, als mit Geld — dann habe ich nichts mehr zu sagen!“

Er verbeugt sich kurz und geht, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Ludwig!“ ruft sie ihm nach: „Hören Sie mich!“

Er ist fort — er hat ja recht — verdient sie es denn besser? Nein — nein! Sie steht einen Augenblick wie betäubt mitten im Zimmer.

Ihr Herz schlägt zum Zerspringen. „So weit ist es gekommen! Hungern hab' ich dich lassen, verschmachten den Mann, dem ich den letzten Lebenshauch von den Lippen gesogen! Zwischen feuchten Wänden laß ich das Herz verkümmern, an dem ich so oft geruht — verbluten, brechen in still getragenem Weh! Mörderin du, hast du's gehört? Er ist verloren, durch deine Schuld! Gott, Gott — wo ist ein Verbrechen, das ich nicht beging — wo ein elenderes Geschöpf, als ich? Das Unschuldigste hab' ich gemordet, das Edelste verkannt, das Treueste von mir gestoßen — das Heiligste geschändet, und um was?!“ Sie bricht in sich zusammen. Das Maß ist voll — es läuft über. — Der Engel mit dem Wermutsbecher hat sie erreicht, wie Freyer es prophezeit, und hält ihr die bittere Schale der eigenen Schuld an die Lippen, und sie muß sie leeren, Tropfen für Tropfen. Jetzt ist sie gezeitigt und erwachsen, die Schuld, zu ihrer ganzen Größe und steht vor ihr und grinst sie an mit dem Lachen des Wahnsinns! —

„Flügel, o Gott, leih mir Flügel —! Indes ich hier zögere und verzweifle — kann es zu spät sein — kann es geschehen sein, das Gräßliche — kann er sterben, unversöhnt, mit dem furchtbaren Vorwurf im Herzen! Flügel, o Flügel, mein Gott!“ Und sie springt auf, — mit Gedankenschnelle ist sie an der Klingel: „Der Stallmeister soll kommen — sogleich!“

Dann eilt sie in ihr Schlafzimmer, wo die Kammerfrau die Nachttoilette rüstet: „Packen Sie schnell das Nötigste für eine Reise von einigen Tagen — oder Wochen — ich weiß selbst nicht!“

„Toiletten oder Straßenkostüme?“ fragt die Kammerfrau, entsetzt über das Aussehen der Herrin.

„Straßenkleider!“

Indessen wird der Stallmeister gemeldet. Sie eilt ins Boudoir: „Herr Stallmeister, lassen Sie augenblicklich Relais satteln und vorausschicken, — es ist zehn Uhr vorbei — jetzt geht kein Zug mehr nach Weilheim — ich muß noch heute Nacht nach Oberammergau! Der Kutscher Martin soll mich fahren, vier Relais voraus — ich gebe Ihnen vier Stunden Vorsprung — binnen zehn Minuten müssen die Jockeys abreiten, — um Zwei fahre ich — um sieben Uhr früh will ich oben sein.“

„Erlaucht, das ist kaum möglich —“ wagt der Stallmeister einzuwenden.

„Ich habe Sie nicht gefragt, ob es möglich ist — ich habe Ihnen gesagt, es muß sein, — und wenn es alle meine Pferde kostet! Nehmen Sie die Rapphengste an den Wagen und die Victoria — die ist am leichtesten! Die

vier Trakehner voraus, — so geht es, so muß es gehen! Und jetzt rasch, allarmieren Sie das Stallpersonal — Alles soll Hand anlegen, ich warte am Fenster, bis ich die Leute abreiten sehe."

Stumm verneigt sich der Stallmeister, er weiß, hier ist keine Widerrede, aber für sich grollt er: „In einer Nacht sechs der kostbarsten Pferde zu Schanden zu fahren, — sicher wieder wegen so einem Ammergauer, man sollte sie unter Kuratel stellen."

Im Hof wird es lebendig, ein Rennen und Rufen. Die Stallthüren werden aufgerissen, Laternen irren hin und her, Pferdegetrappel und Gewieher, ein Tumult und ein Hasten, als schirre die wilde Jagd auf zum Schreckensritt durch die sternenlose Nacht.

Die Gräfin steht mit der Uhr in der Hand am erleuchteten Fenster, — die drohende Gestalt der Herrin da oben spornt Alles zur äußersten Eile an. In wenig Minuten sind die Vorlegepferde gesattelt und die Jockeys reiten zum Hof hinaus.

„Um zwei Uhr muß die Victoria mit den Rappen vorfahren!" sagt der Stallmeister zum alten Martin. „Da dürfen Sie aufpassen, — ich will nur sehen, wie das geht, — die unbändigen Tiere an dem leichten Wagen!"

Die Gräfin hört es am Fenster, aber es ist ihr alles gleichgültig, wenn sie nur dahin fliegen mit dem leichten Wagen, die feurigen Hengste, wie der Wunsch ihres Herzens. Nur vorwärts — ist ihr einziger Gedanke!

„Muß ich mitfahren?" fragt schreckensbleich die Kammerfrau.

„Nein! Ich brauche niemand.“ Die Gräfin schließt jetzt das Fenster, da alles im Stall angeordnet und geht an den Schreibtisch, denn viel ist noch zu thun in den wenigen Stunden. Das Begräbnis ihres Vaters, — die Besorgung der Traueranzeigen, mit alledem muß sie nun jemand Andern beauftragen und Stellvertreter für sich unter ihren Verwandten gewinnen. Sie schützt eine plötzliche kurze Reise für einen oder zwei Tage vor, und könne noch nicht sagen, ob sie bis zur Beisetzung des Fürsten wieder da sei. Die Feder fliegt über das Papier und zuletzt schreibt sie noch einen kurzen Brief an den Herzog, worin sie ihm nichts als den Tod des Vaters mitteilt. — Rasch sind die vier Stunden herum und mit dem Schlag zwei Uhr fährt die Victoria vor.

Die Gräfin steht schon bereit, um einzusteigen. Hell strahlen die Gasflammen in der Einfahrt, aber noch heller strahlt des alten Martins Gesicht, der mit sicherer Hand die mutigen Tiere zügelt.

„Nach Ammergau, Martin!“ sagt die Gräfin im Einsteigen bedeutsam.

„Hui! Jetzt will ich aber fahren!“ jubelt der Alte, nicht ahnend, wie traurig es dort oben steht, und dahin braust das Gespann wie gejagt von der Angst der Herrin, — und Schuld und Reue geben ihm mit schwerem Schicksalsflug das Geleit. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Kreuzesweg.

Es ist Sonntag. Wieder umbraust die Völkerwoge das Passionstheater. Andächtiger — zahlreicher denn je, — schon seit dem frühen Morgen.

Langsamen Schrittes, als wollten die Füße nicht mehr recht fort, wankt eine hohe Gestalt, unnahbar wie Einer, der nicht in die Reihen der Lebenden gehört, mitten durch die Menge, auf die Thür zur Garderobe zu und Alles macht ehrerbietig Platz — niemand kennt ihn und doch weiß es Jeder, das kann nur der Christus sein! Denn wen sein Blick trifft, den durchschauert es, als wäre das Unglück an ihm vorübergeschritten, als habe er dem Leidensgott selbst ins Auge geblickt.

Schon hat es acht Uhr geschlagen, die Kanonen verkünden den Anfang des Spiels, die harrende Menge strömt hastig drängend, sich fast erdrückend hinein und die Thüren werden geschlossen.

Draußen vor dem Theater wird es still und leer. Die Wagen sind abgefahren. Die Leute, die keine Billets mehr bekamen, haben sich verlaufen. Nur die Photographien- und Eßwarenverkäufer sitzen in ihren Buden und lauschen schläfrig und müßig den Klängen der Musik, die gedämpft durch die Bretterwände heraustönt.

Ein weißes Kätzchen, das vorhin ins Gedränge geraten war, schleicht jetzt vorsichtig über den verödeten Platz und

eine alte Frau treibt die Hühner nach Hause, die sich um die Körbe der Obsthändler und Bäcker sammeln.

Da erzittert leise der Boden von einem mit Sturmeseile dahersausenden Fuhrwerk. Jetzt werden ein paar schaumbedeckte Pferde in der Ferne sichtbar, — ehe einige Sekunden vergangen, sind sie da und eine verstaubte Victoria fährt vor dem Passionstheater an.

„St, st!“ macht oben an der Treppe einer der Logendiener und eilt herab, um unten Bescheid zu geben und weitere Ruhestörungen zu vermeiden.

„Kann ich noch ein Billet haben?“ fragt die Dame im Wagen.

„Bedaure sehr — das Theater ist leider bis auf den letzten Platz gefüllt.“

„O mein Gott! Ich habe mich um eine Stunde verspätet, — wir hatten einen Unfall mit den Pferden, ich bin die Nacht durchgefahren — ich bitte Sie — ich muß hinein!“

Der Logendiener zuckt die Achseln. „Leider unmöglich!“ sagt er mit beleidigend vornehmer Miene.

„Ich bin nicht gewohnt, daß etwas unmöglich wäre, was ich wünsche, sofern es von Menschen abhängt, es zu erfüllen,“ erwidert sie schroff: „Ich will jeden Preis bezahlen, es ist mir gleich, ob tausend Mark mehr oder weniger, — wenn Sie mir nur den schlechtesten Platz innerhalb dieser Mauern verschaffen!“

„Einen Preis gibt es da nicht!“ ist die lächelnde Antwort: „Hätten wir noch ein Plätzchen, wir hätten es heute schon hundertmal vergeben können.“

„So führen Sie mich auf die Bühne!“

„O, davon kann gar keine Rede sein, — da möchte kommen wer wollte — das wird Niemandem gestattet!“

„So melden Sie mich dem Bürgermeister — ich will Ihnen meine Karte geben!“

„Bedaure wieder, ich habe selbst keinen Zutritt auf die Bühne während der Aufzüge. In der großen Pause allenfalls um zwölf Uhr, da könnten Sie gemeldet werden, aber vorher nicht.“

Der Gräfin schlägt das Herz immer stärker. Sie muß die Töne der Musik hören, sie glaubt die einzelnen Stimmen zu erkennen und sie darf nicht hinein! Jetzt, Hosiannarufe — ja, ganz deutlich — das ist der Einzug in Jerusalem, das sind die Jubelchöre, die ihn einleiten. Könnte sie nur durch eine Ritze schauen —! Und jetzt, jetzt wird es still — da, eine Stimme, — o sie kennt ihn unter Tausenden diesen Klang! Durch die Ritzen der Wände trägt ihr ihn ein Luftzug heraus. Ja, das ist er — ein Schauer überläuft sie — er spricht! Die Seligen lauschen ihm, die Welt hängt an seinen Lippen, Freude in aller Augen, Trost in aller Herzen — da drinnen ist das Heil und sie muß draußen stehen und darf nicht hinein zum eigenen Gatten! Aber er ist ja nicht ihr Gatte, sie hat's ja selbst so gewollt. Nun hat sie es!

Die „thörichte Jungfrau“ vor der Thür bricht wie ein Kind in Thränen aus.

Den Mann, der sie eben noch so kaltblütig abwies, erbarmt es: „Wenn ich nur wüßte, wie ich da helfen könnte — ich wollte es ja gern thun —,“ sagt er nachdenklich: „Wissen Sie was? Wenn Ihnen so sehr viel daran

liegt, so kommen Sie in der Pause, aber zu Fuß, ohne Aufsehen, an den hintern Eingang zur Bühne, — dann will ich sehen, daß ich Sie hineinschmuggle, wenn's auch nur in dem Durchgang für den Chor wäre!"

„O, mein Herr, ich danke Ihnen!" sagt die Gräfin mit einem Ausdruck, wie nur eine arme Seele dem Engel danken kann, der ihr die Himmelspforte öffnet.

„Punkt Zwölf bin ich da! Glauben Sie nicht, daß ich in der Pause Herrn Freyer sprechen könnte?" fragt sie schüchtern.

Ein traurig mitleidiges Lächeln überfliegt das Gesicht des Gefragten: „O lieber Gott, der spricht Niemanden mehr! Wir sind schon für jedesmal froh, wenn er nur seine Aufgabe noch durchführt."

„Mein Gott, so schlecht steht es mit ihm?"

„Ja —," sagt der Mann leise — als dürften es die Lüfte nicht hören: „Sehr schlecht!"

Dann zieht er sich zurück und steigt wieder die Treppe hinan auf seinen Posten.

„Wohin fahren wir jetzt?" frägt Martin in den Wagen herein.

Die Gräfin muß sich eine Weile besinnen, ehe sie antwortet: „Ich denke es wäre am besten — wir suchten einstweilen eine Wohnung —," sagt sie zögernd und immer nach dem Theater hinhorchend, was da drin vorgehe, welche Scene sie eben spielen — wer jetzt wohl spricht? „Fahre langsam Martin —," bittet sie. Jetzt hat sie keine Eile mehr: „Halt!" ruft sie gleich wieder, als Martin fortfahren will, eben hat sie wieder etwas gehört, als ob er's wäre! Martin

läßt die Pferde ganz leise und allmählich weiter gehen. So, im langsamsten Schritt fahren sie noch rings um das Passionstheater herum und dann in umgekehrter Richtung dem Dorfe zu. — Am Ausgang des Platzes ist eine amtliche Bekanntmachung angeschlagen: „Es finden keine Montags-Vorstellungen mehr statt, weil die Gesundheit des Herrn Freyer ihm nicht erlaubt, zwei Tage hintereinander zu spielen."

Die Gräfin preßt die gerungenen Hände auf das zuckende Herz: „Ertragen — es muß ertragen werden —! Du hast's verschuldet, nun erdulde es auch!"

Eine Fremde mit eigenem Wagen, die am Tage des Spiels selbst Logis sucht, wo alle andern fortgehen, ist eine hochwillkommene Erscheinung im Dorf. In jedem Haus, wo sie vorfährt, eilt ihr der zurückgebliebene Teil der Besitzer bereitwilligst entgegen, — aber keine Wohnung paßt ihr. Einen Moment besinnt sie sich, ob sie beim Zeichnungslehrer ankehren will, aber auch dort ist es ihr zu eng und klein — und sie kann sich nicht darüber täuschen, das Band zwischen ihr und Ludwig Groß ist zerrissen, — er kann ihr nicht verzeihen, was sie dem Freund gethan, sie meidet ihn wie ihren Richter. Und dann — sie will stille Zimmer, wo auch allenfalls ein Kranker Ruhe hätte — das ist um diese Zeit nicht leicht zu finden.

Endlich hat sie es erreicht. — Ein einfaches Haus, mitten im Grünen, in einer abgelegenen Straße, das hat nur zwei Zimmer im Erdgeschoß, wo sie ganz ungestört und unbelauscht wohnen kann. — Es sind schlichte, aber nicht allzu niedere Zimmer, reinlich und luftig, und durch die

Sprossen der grünen Läden scheinen warm und doch gemildert die Sonnenstrahlen herein. Ein friedliches, freundliches Asyl.

Sie mietet es auf unbestimmte Zeit und schnell ist sie mit der alten Frau, der es gehört, einig. Auch eine kleine Küche ist dabei und die Frau ist gern bereit, diese zu besorgen und zu kochen. — So hat sie für die nächsten Tage wenigstens ein erträgliches Unterkommen und nun walte Gott, daß sie es nicht in Verzweiflung bewohne!

„Nun, da sind ja Erlaucht ganz gut installiert!“ meint der alte Martin, als die Hausfrau den Laden öffnet und er vom Bock herunter in das hübsche Zimmer schaut: „So ein Hoametl möcht' ich mir gleich wünschen.“

Die Gräfin läßt ihr Gepäck hereinbringen.

„Wo soll ich einstellen, Erlaucht?“

„Fahr auf die alte Post, Martin!“

„Soll ich Frau Gräfin nicht ins Passionstheater abholen?“

„Nein, du hast ja gehört, ich muß zu Fuß gehen. —“ Martin schüttelt den Kopf — das ist ihm fast gar zu demütigend für seine stolze Herrin. Aber er darf ja keine Bemerkung machen und so denkt er sich sein Teil und fährt ab.

Es ist neun Uhr. Noch drei Stunden bis zur großen Pause. Was kann alles geschehen in dieser Zeit? Kann sie es denn erwarten, wird die Angst sie nicht töten oder ihr die Besinnung rauben bis dahin? Da hilft alles nichts, sie muß warten! Sie kann die Stunde nicht schneller herbeiziehen, von der Leben und Sterben, Rettung oder Verdammnis abhängt! — Die nächtliche Fahrt, die Schrecken,

die das wilde Viergespann ihr bereitet, das unterwegs umwarf und sie zwang, eine Strecke bis zu den nächsten Relais zu Fuß zu gehen und eine kostbare Stunde zu verlieren, die Gemütsbewegungen am Totenbett des Vaters machen sich jetzt geltend und sie legt sich auf eines der sauberen weißen Betten im Zimmer und benützt die Zeit, um sich ein wenig zu ruhen und zu erholen. – Sie ist ja doch nur ein schwaches Weib und der wehrhafte Geist, der sich so lange sein eigenes Gesetz geschaffen und dafür gekämpft, ist zu mächtig für den zarten Körper einer Frau. Es ist gut für sie, daß sie dieser unfreiwilligen Ruhe pflegen muß, sonst wäre sie erlegen. Ein unruhiger Schlummer umfängt sie auf Augenblicke, aus dem sie aber immer wieder aufschrickt, um auf die Uhr zu sehen und sich trostlos zu überzeugen, daß nicht mehr als fünf Minuten vergangen sind.

Die alte Frau bringt ihr eine Tasse Kaffee und nötigt sie ihr auf. Sie hat seit gestern nichts über die Lippen gebracht und der warme Trank hebt ihre Lebensgeister ein wenig. Bald aber läßt es sie vor Herzklopfen nicht mehr im Bett. Sie steht auf und macht sich etwas mit Auspacken zu schaffen. Zum erstenmal in ihrem Leben thut sie dergleichen selbst. Sie erinnert sich daran, wie sie vor zehn Jahren im Groß'schen Hause weinte, weil sie ohne Kammerfrau war.

Endlich ist die Zeit der Qual um. Es schlägt dreiviertel auf Zwölf. Sie setzt den Hut auf — es ist zwar noch viel zu früh — sie wird lange warten müssen, aber es duldet sie nicht mehr im Zimmer. Sie will wenigstens in der Nähe des Theaters sein. — Als sie unter die Thür

tritt, nimmt es ihr den Atem: „Sie muß eine Weile stehen bleiben und sich sammeln. Dann rafft sie ihre Kraft zusammen: „In Gottes Namen," sagt sie mit einem Blick nach Oben und geht der furchtbaren Entscheidung entgegen. —

Jetzt bereut sie's, daß sie Martin nicht bestellt, — sie kommt fast nicht vom Fleck. Ihr ist, als sänke sie mit jedem Schritt in die Erde statt vorwärts zu gehen, als gelange sie nie ans Ziel, als dehne sich der Weg immer weiter. Eine glühende Mittagssonne brennt ihr auf den Scheitel, Schweiß perlt auf ihrer Stirn und ihre Lippen sind trocken, ihre Füße geschwollen und schwer von der Nachtwache bei ihrem Vater und der darauf folgenden fürchterlichen Fahrt. — So erreicht sie endlich mühsam das Theater. — Die erste Abteilung ist soeben aus, — Scharen von Menschen ergießen sich nun aus dem schwülen Raum ins Freie und eilen zum Mittagsbrot. Aber auf allen Gesichtern malt sich tiefste Ergriffenheit und Wehmut — und aus aller Mund tönt nur das Eine Wort: Freyer! Die Gräfin schleicht wie eine Verbrecherin durch die Reihen, die ihr entgegenkommen. Sie verbirgt sich hinter ihrem Sonnenschirm und zieht den Schleier dichter vor's Gesicht: Nur jetzt nicht erkannt werden, nur jetzt keinem Menschen begegnen, der sie anspricht, — das ist ihre Todesangst. Könnte sie sich nur unsichtbar machen! Mit niedergeschlagenen Augen, als sähe man sie weniger, wenn sie niemand sähe, windet sie sich durch den beklemmenden Menschenstrom, der sie fast wieder in der Richtung gegen das Dorf mit zurückreißt. Mit äußerster Anstrengung kommt sie durch und jetzt hat sie das Feld gewonnen und kann wenigstens Atem schöpfen aus

dem erstickenden Gedräng heraus. — Nun ist es aber wieder so leer um sie herum, sie ist so exponiert, wie sie über den weiten, freien Platz geht — sie fühlt, wie sie die Zielscheibe der neugierigen Blicke jedes Einzelnen der noch Anwesenden ist. Sie beißt die Zähne übereinander vo. Verlegenheit — es ist ein Spießrutenlaufen. Sie kann nichts mehr denken und fühlen, — als wenn nur die Erde sie verschlänge! — Endlich — wankend und zitternd, atemlos, fast aufgelöst vor Hitze und Hast, so nimmt sie wohlthätig der Schatten an der Nordseite des Theaters auf und sie bleibt stehen, hier ist ihr Ziel. Sie lehnt sich ein wenig an die Wand und birgt sich halb hinter einen Pfosten neben der Thür. Frauen mit Körben gehen an ihr vorbei, die dürfen hinein, weil sie ihren Männern das Essen bringen. Sie schielen neugierig und verwundert auf die Fremde, die da bestäubt und müde hinter der Thür wartet. „Wer mag die sein? Jedenfalls eine, mit der's nicht recht geheuer ist!“ Das liest die Gemarterte auf allen Gesichtern. Auch hier steht sie wie am Pranger. O Macht und Größe — vor der elenden Bretterwand, die das große Drama des christlichen Gedankens einhegt, schmilzest du hin und bist nichts was du nicht in der Liebe und durch die Liebe bist! —

Da harrt die Gräfin Wildenau vor dem Passionstheater, demütig, bis der Mitleidige kommt, der sich ihrer erbarmt und sie hereinläßt.

Wie lange sie so gestanden, sie weiß es nicht. In heißen Tropfen rinnt es ihr von der Stirn und vom Auge, — aber sie hält aus wie eine geduldige Büßerin, — denn das ist *ihr* Kreuzesweg!

Es schlägt Eins. Jetzt wälzt sich die Brandung wieder aus dem Dorf heran: „Gott, Gott, erlöse mich!“ betet sie zitternd — ihre Angst ist aufs Höchste gestiegen. Jetzt kann aber der Mann gar nicht kommen, bevor nicht alles wieder auf seinen Plätzen ist.

Und Freyer da oben in seinem Ankleidezimmer, was er nie verläßt während einer Pause, sie weiß es noch — was mag er machen indessen? Ob er sich wohl ausruht — ob er wohl etwas Stärkendes ißt? Ob wohl eines der Weiber, die da vorbeigingen, ihm etwas brachte? Und sie beneidet die armen Weiber mit ihren Körben, weil sie ihre Pflicht thun durften. —

Da — sie wagt es kaum mehr zu glauben, — da kommt der Logenschließer gerannt.

„Ich habe Sie lange warten lassen — nicht wahr, aber man hat eben alle Hände voll zu thun. Jetzt kommen Sie — schnell!“

Und er geht ihr verstohlen voran und winkt ihr, ihm zu folgen. Durch Winkel und Schlupfwege führt er sie, öfters sie durch sich selbst verdeckend, wenn jemand naht. Leise auf den Zehenspitzen schleichen sie sich hinter den Kulissen herum. Eben wird das Zeichen zum Anfangen gegeben, als sie ein verborgenes Eckchen im Proscenium, wo der Chor auftritt, erreichen. „Da setzen Sie sich auf das Hockerle“ sagt er leise: „Sehen können Sie zwar nicht viel, aber doch alles hören. Es ist kein schöner Platz, aber doch besser als nichts!“

„Gewiß!“ sagt die Gräfin atemlos, es wird ihr schwarz vor den Augen, aus der blendenden Sonne in den dunkeln

Raum versetzt, — sie sinkt halb besinnungslos auf den Schemel, den er ihr anweist — sie ist auf der Passions-bühne — in Freyers Nähe! Freilich sagt sie sich, daß er es nicht ahnen darf, um seine Aufgabe zu Ende führen zu können, aber sie ist doch wenigstens bei ihm — ihr Schicksal naht seiner Erfüllung.

„Sie haben mir einen unschätzbaren Dienst erwiesen, ich danke Ihnen!“ Sie drückt dem Manne eine Banknote in die Hand.

„Bitte, bitte, ist gern geschehen!“ sagt dieser und zieht sich leise zurück. —

Die erschöpfte Frau schließt die Augen und ruht einige Minuten aus von der Folter, die sie durchgemacht. — Der Chor tritt auf und eröffnet wieder die Handlung, nun folgt ein lebendes Bild, dann erscheinen die Hohenpriester und Annas auf dem Balkon seines Hauses, bald darauf Judas, — sie aber läßt alles wie im Traum an sich vorüber-ziehen. Sie kann ja auch nicht sehen, was auf dieser Seite der Bühne vorgeht.

So hingesunken, lehnt sie in ihrem verborgenen Winkel, das Gegenwärtige, über dem was die nächsten Stunden bringen werden, vergessend, selbst die Hosiannarufe über-hörend. Aber jetzt schreckt sie auf aus ihrer Betäubung. —

„Ich habe öffentlich vor der Welt geredet; ich habe in den Synagogen und im Tempel geredet —“

Heiliger Gott, das ist er! Sie kann ihn nicht sehen, die Kulisse verdeckt ihn, welch ein Gefühl! Seine Stimme, die so oft zu ihr geredet, Worte der Liebe, der Bitte, der Ermahnung, zuletzt des Zorns und der Verzweiflung —

ohne daß sie darauf gehört, ohne daß es ein Echo in ihrem erkalteten Herzen geweckt, wie schallt sie ihr jetzt gleich eines Engels Botschaft hier herein, in den dunkeln Winkel, wo sie versteckt sitzt wie eine arme Seele, die sich den Anblick des Erlösers verscherzte! — Und sie lauscht gierig dem wundervollen Klang, der nicht mehr an sie gerichteten Worte, während ihr das Gesicht des Sprechers verborgen ist, auf dem sie in Todesangst die Runen lesen möchte, die der Schmerz darauf eingegraben, ob sie auf Leben oder Tod lauten? Und doch — sie ist ihm wenigstens nah, so nah, daß sie meint, er müsse das Pochen ihres Herzens hören.

„Halt aus in Geduld — störe ihn nicht in seiner heiligen Pflichterfüllung. Es wird ja auch vorübergehen!“

Endlos dehnt sich für das ungeduldige Herz die Handlung aus. Christus wird von Verhör zu Verhör geschleppt. Die Verspottung, die Geißelung, die Verurteilung — alles erlebt das gemarterte Weib wieder mit, wie das erstemal, aber diesmal wie eine Blinde. — Es ist ihr noch nicht gelungen, ihn zu sehen, er stand immer so, daß er ihr nie zu Gesicht kam. — Wird er es durchführen? Es dünkt sie, seine Stimme werde von Stunde zu Stunde matter. Und sie darf ihn nicht pflegen, darf ihm nichts Erfrischendes reichen, ihm nicht die feuchte Stirn wischen.

Sie hört draußen im Publikum weinen und schluchzen — die Scene der Kreuztragung naht, — der Kreuzesweg!

Der Himmel hat sich verfinstert und schwere schwüle Wolken hängen herab und bilden die natürlichen Soffitten der ungedeckten Vorbühnen, als wolle der Himmel den neugierigen Göttern hinter den Wolken die Aussicht auf

die Bühne verschleiern, daß sie nicht sehen sollten, was heute geschieht.

Immer banger schlägt das Herz der Gräfin und der harrenden Welt — jetzt ist's ja bald überstanden!

Maria und Johannes — die Frauen von Jerusalem und Simon von Cyrene versammeln sich, in banger Spannung Christus erwartend. Anastasia spielt wieder die Maria, die Gräfin hat das edle reine Organ sogleich erkannt und die Begegnung draußen auf dem Feld vor zehn Jahren steht wieder vor ihr — nicht ohne eine Regung der Eifersucht.

Jetzt verkündet eine schmerzliche Bewegung im Publikum das Nahen des Zuges — des Kreuzes! Diesmal kommen die Darsteller von der Seite ihr gegenüber, und zwar auf der Vorbühne. Alle Adern pochen in ihr, — ihr schwindelt, sie ringt nach Fassung und Ruhe — denn sie wird ihn sehen, endlich — zum erstenmal!

„Er ist's, o Gott — es ist mein Sohn!" ruft Maria — Christus tritt auf, — mit dem Kreuz beladen. — Das ist kein Spiel mehr, das ist Wahrheit.

Kaum tragen ihn die Füße unter seiner Last, er schleppt sich schwer atmend bis zum Proscenium vor — die Gräfin stößt einen leisen Schreckensruf aus, sie glaubt, einem Sterbenden ins Auge geblickt zu haben, so sieht er aus! Aber er hat den Schrei gehört, er erhebt das Antlitz, er schaut sie an, ein Zucken geht über das abgezehrte Gesicht — er wankt, er stürzt, — er muß ja stürzen, so steht es in der Rolle.

Die Gräfin faßt ein Schauder — das war gar zu natürlich!

„Er bleibt uns auf dem Wege —,“ sagt der Henker.

„Hier, stärke dich,“ — der Hauptmann reicht ihm die Flasche, die er nicht nimmt. „Willst du nicht trinken? So treibt ihn an!“

Nun wird er von den Henkern gerüttelt, aber Freyer rührt sich nicht — er darf sich ja noch nicht rühren.

Simon von Cyrene nimmt das Kreuz auf sich und jetzt soll Christus aufstehen, — aber er bleibt liegen. Das Stichwort fällt — es wird wiederholt, — eine Pause entsteht, — ein paar von den Besonneneren fangen an zu improvisieren, der, welcher den Henker spielt, beugt sich zu ihm und schüttelt ihn, ein anderer versucht ihn aufzurichten — vergebens, — — — es geht nicht mehr! Im Publikum wird es unruhig, — das Personal schart sich um ihn und betrachtet ihn. Er ist erlegen! „Da haben wir's!“ tönt es entsetzensvoll von Mund zu Mund.

Es entsteht eine unbeschreibliche Verwirrung. Das Publikum erhebt sich tumultuarisch von den Sitzen. Kaiphas, der Bürgermeister, befiehlt leise: „Auf die Mittelbühne — alles! Schnell, — und dann Vorhang zu!“ Aber niemand hört ihn. Er beugt sich über den Kranken: „Es ist nur eine Ohnmacht,“ ruft er in den Zuschauerraum hinunter, der Tumult ist nicht mehr zu beschwichtigen, — alles drängt nach der Bühne direkt über das Orchester weg.

Da hält sich die Gräfin nicht mehr — vergessen ist Rang und Stand — vergessen die Tausende fremder Blicke, denen sie sich aussetzt, — es gibt ein Weltbürgertum, das alles verbrüdert wie nichts auf Erden — gemeinsamer Schmerz!

„Freyer, Freyer!“ schreit sie, daß es den Umstehenden durch Mark und Bein dringt: „Nicht sterben — o nicht sterben!“ Sie stürzt auf die Bühne und sinkt vor dem Bewußtlosen auf die Kniee.

„Meine Herrschaften — ich muß bitten, die Bühne zu räumen“ — ruft Kaiphas mit starker Stimme den Andrängenden entgegen und sich zur Gräfin wendend, die er erkannt: „Frau Gräfin — ich kann niemand Fremdem Zutritt gestatten, ich muß bitten, sich zu entfernen!“

Da richtet sie sich auf, groß und ruhig, — eine unbeschreibliche Hoheit und Würde ist jetzt über sie ausgegossen: „Ich habe ein Recht hier zu sein — ich bin sein Weib!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Leidensstationen.

„Ich bin sein Weib!“ — Himmel und Erde haben es gehört. — Nun hat sie's überwunden! Das Ungeheuere, vor dem die Furcht sie bis an den Rand des Verbrechens gebracht, — jetzt in einem Augenblick der Liebe hat sie es gethan, ohne Kampf, ohne Zaudern. Freude im Himmel und auf Erden über die büßende Sünderin! Und alle die unsichtbaren Mächte, die den Kreuzesweg, wo immer ein Mensch ihn wandle, bewachen, alle die Engel, die Beschützer

des, nun unterbrochenen, Spiels, sie eilen ihr zu Hilfe, der neuen Magdalena, daß sie aus ihrer Tiefe mit emporklimme den Kalvarienberg bis zum Hügel von Golgatha hinan. — Und als brausten die himmlischen Heerscharen zum Geleit für diesen Kreuzeszug heran, so fegt jetzt plötzlich eine Windsbraut durch den offenen Raum über die Bühne und über die Zuschauer hinweg, daß der leichte Bretterbau in Staub gehüllt, kracht und ächzt und die ausgeschnittenen Palmen im Winde rauschen, die Paläste von Jerusalem wanken und die gemalten Gardinen in die Luft fliegen. Der Sturm verweht das Gewitter. Der eine Windstoß zerreißt die drohenden Wolken, daß die Sonne einen schrägen, grellen Strahl herabsendet, wie das werdende Licht, als es das Chaos zu scheiden begann! — ‚Und es kam aber ein Säuseln und in dem Säuseln war Gott!‘ Leise schauert von dem goldenen Streifen durchleuchtet in stäubenden Perlen leichter Regen nieder und löscht den Staub und die trockene Erdenschwüle.

Still ist es geworden unter den Menschen auf der Bühne und im Zuschauerraum, — der Himmel weint die Thräne der Versöhnung über das Weib, das wundersam verklärte in der großen Offenbarung der Liebe. — Und wie eine versengte Blume den Kelch durstig dem kühlenden Tau öffnet, so bewegt nun auch der Kranke die Lippen und saugt begierig, tief atmend die erquickende Regenluft ein. —

„O — er lebt!“ sagt die Gräfin mit einem Ton, wie es süßer nicht die Mutter am Bett des totgeglaubten Kindes, die Braut am Herzen des wunden Geliebten sagen kann!

„Er lebt, ach Gott, er lebt!“ wiederholen alle.

Indessen ist der Arzt gekommen und hat den Kranken untersucht, der einstweilen auf Tücher und Mäntel gebettet ward: „Es ist eine starke Herzaffektion. Der Patient muß durchaus in eine bessere Wohnung gebracht werden als die bisherige. Dieser Zustand bedarf der sorgsamsten Pflege, um der Gefahr vorzubeugen. Ich habe schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, aber immer vergebens!“

„Jetzt wird es anders, Herr Doktor!“ sagt die Gräfin. „Ich habe schon für Zimmer gesorgt und bitte ihn dahin bringen zu dürfen.“

„Die Gräfin!“ hört sie plötzlich eine Stimme hinter sich sagen — und als sie sich umsieht, steht in sprachlosem Staunen Ludwig Groß vor ihr. „Kann denn das sein? Ich komme soeben vom Münchener Zug — ich habe aber Frau Gräfin nicht gesehen —.“

„Das glaub' ich wohl — ich fuhr die Nacht durch. — Uebrigens, Herr Groß, nennen Sie mich nicht mehr Gräfin Wildenau, — ich heiße Magdalena Freyer.“ Der Zeichnungslehrer verstummt, er kniet bei dem Kranken nieder, der schwach zu atmen beginnt und beugt sich lange über ihn: „Wenn es nur nicht zu spät ist!“ murmelt er bitter und unversöhnt.

Der Bürgermeister tritt zur Gräfin und reicht ihr die Hand, ihr bewegt in die Augen sehend: „Eine solche That kommt niemals zu spät, gnädige Frau! Und wenn sie dem Einzelnen nicht mehr zu gute kommt, so ist sie doch ein Beitrag zu dem sittlichen Gesamtvermögen der Menschheit,“ sagt er milde tröstend.

„Ich danke Ihnen! Sie thun mir wohl!“ erwidert die Gräfin, und große Thränen stehen ihr im Auge.

Jetzt ist eine Bahre herbeigeschafft worden und der Arzt läßt den Kranken sanft aufheben und darauf lagern: „Zuerst wollen wir ihn in die Garderobe schaffen und ihm etwas Nahrung geben, bevor man ihn nach Hause bringt.“

Die Gräfin hat die Straße bezeichnet: „Es ist doch ein ziemlicher Weg bis dorthin.“

Der Befehl wird ausgeführt und die Trage in die Ankleideräume gebracht. Die Freunde folgen mit der Gräfin. Das Publikum wartet draußen in banger Spannung. Auf dem Wege zur Garderobe gesellt sich eine hohe Frauengestalt schüchtern der Gräfin zu und sieht sie mit großen glänzenden Augen an: „Ich weiß nicht, ob Sie mich noch kennen? Ich möchte Ihnen nur sagen, wie gar viel mich das freut, daß Sie da sind! O wie ich ihm das gönn'!“

„Maria —!“ sagt die Gräfin beschämt und überwältigt von dem Liebreiz der selbstlosesten Seele und nimmt ihre beiden Hände: „Maria — Mutter Gottes!“ Und ihr Haupt sinkt an die jungfräuliche Brust des Mädchens. Dieses schlingt liebevoll den Arm um sie und stützt sie im Weiterschreiten.

„Ja, gelten's mir Zwei, mir müssen schon z'sammhalten, wie die Maria und die Magdalena! Mir wollen's halt miteinander tragen, — 's ist schon recht hart, aber unsere zwei Heiligen haben's ja auch nicht besser g'habt! Und gelten's, wenn's mich zu was brauchen können —“ Die Garderobe ist erreicht, der Zug stockt, die Gräfin drückt ihr

noch die Hand: „Ja, wir wollen zusammenhalten, Maria!“ Dann eilt sie an das Lager des Gatten, — aber der Arzt winkt ihr, sich noch etwas entfernt zu halten, damit ihr plötzlicher Anblick ihm nicht schade, wenn er zu sich komme. Er fühlt ihm den Puls: „Kaum fünfzig Schläge — da muß ich zu einer Aetherinjektion schreiten.“

Er zieht den kleinen Apparat aus der Tasche und ein Fläschchen mit Aether, füllt das Instrument, stößt die Nadel in den Arm des Bewußtlosen und spritzt ihm die belebende Flüssigkeit ein. — In atemloser Spannung harren die Umstehenden der Wirkung: „Holen Sie einstweilen Champagner, Eier, Bouillon, was Sie bekommen — nur etwas Kräftiges, was die Herzthätigkeit hebt.“

Der Zeichenlehrer eilt fort. Jetzt kommt auch der Pfarrer, der eben erst erfahren hat, was geschehen: „Muß er versehen werden?“ fragt er.

„Nein, ein so rapider Verlauf ist nicht zu fürchten!“ meint der Arzt: „Und jetzt ist Ruhe das Nötigste.“ Der Bürgermeister führt den Pfarrer zur Gräfin: „Die Gemahlin Herrn Freyers, die sich soeben vor aller Welt öffentlich zu ihm bekannt hat,“ sagt er leise: „Frau Gräfin Wildenau!“

„Ah ah — das sind ja außerordentliche Ereignisse. Nun, da kann ich nur wünschen, daß Gott solche Liebe auch belohnen möge!“ sagt der Geistliche mit feinem Takt: „Frau Gräfin haben da ein großes Opfer gebracht.“

„O Herr Pfarrer, wenn Sie wüßten —“ die Gräfin stockt: „Horch — er kommt zu sich!“ Sie faltet lauschend die Hände — „jetzt helfe Gott uns weiter!“

„Wie ist Ihnen, Herr Freyer?“ frägt der Arzt.

„Leidlich, Herr Doktor! Maria, du weinst? Hab’ ich euch erschreckt?“ Er winkt Maria, sie eilt zu ihm.

Der Gräfin wird es trübe vor den Augen, er flüstert dem Mädchen etwas ins Ohr.

Das ist Höllenqual — Maria die Reine darf bei ihm sein, ihr gilt sein erster Blick, sein erstes Wort, während sie, die Gattin, wie eine Verdammte von ferne steht! Und diese Qual hat sie ihn leiden lassen jahrelang — ohne Erbarmen. „Gott, du bist gerecht und deine Wage wiegt genau!“ Aber der Allweise hat nicht nur Strafe — er hat auch Gnade:

„Wo sie ist?“ wiederholte Anastasia laut und freudig seine Worte: „Im Chordurchgang willst du sie gesehen haben? O, da hast du dich gewiß geirrt!“ fügt sie auf einen Wink des Arztes bei.

„Ja, du hast recht, wie käme sie auch hierher — es ist ja unmöglich!“

Die Gräfin will vortreten, aber der Arzt hält sie gebieterisch zurück.

Der Bürgermeister nähert sich ihm leise: „Mein lieber Freyer. — Was könnte ich Ihnen denn thun, hätten Sie keinen Wunsch?“

„Keinen als zu sterben! Gern hätt’ ich die Vorstellungen noch zu Ende gespielt, — um Euretwillen, — aber mir wird wohl sein!“

Der Zeichenlehrer bringt die Sachen, die der Arzt bestellte.

Dieser tritt mit einem Glas Champagner zu ihm: „So,

Herr Freyer, das trinken Sie, das wird Ihnen gut thun und dann essen Sie einen Bissen."

Aber der Kranke berührt das Glas nicht: „O nein, ich nehme nichts mehr!"

„Warum nicht? Sie müssen etwas genießen, sonst sind Sie verloren!" sagt der Arzt.

„Ich kann nicht!"

„Freilich können Sie!"

„Nun, so will ich nicht!"

„Freyer," fleht der Zeichenlehrer: „Sei nicht eigensinnig — was fällt dir ein!" Und er bietet ihm abermals vergebens den stärkenden Trank.

„Wenn ich das trinke, bleibe ich dann leben?" fragt Freyer.

„Ja gewiß!"

„O dann trink' ich es nicht!"

Der Bürgermeister tritt nun zu ihm: „Freyer, auch nicht wenn ich Sie bitte?"

„O quält mich nicht, — zwingt mich nicht mehr zum Leben!" fleht Freyer mit herzzerreißendem Ausdruck. „Wenn ihr wüßtet, was ich gelitten habe — ihr gönntet mir die Erlösung, da Gott sie mir schickt! Ich hab' euch geschworen, treu meiner Pflicht zu sein bis in den Tod, — nicht wahr, Mesner, auf Daisenbergers Grab? Ich hab's gehalten bis ich nicht mehr konnte — jetzt — laßt mich ruhig sterben!"

„O Freund!" sagt der Mesner, „sollen wir dich verlieren?" Der große starke Mann weint wie ein Kind: „Lebe für uns, wenn nicht für dich!"

„Nein, Mesner, wenn Gott mich ruft, so darf ich nicht zögern, — denn ich habe noch eine andere Pflicht. — Für euch hab' ich gelebt — für eine Andere muß ich sterben!"

„Aber, Herr Freyer!" sagt der Pfarrer freundlich: „Wenn nun der Andern gar nicht damit gedient wäre, daß Sie sterben?"

Freyer sieht ihn an, als verstehe er nicht.

„Wenn nun die Andere, von der Sie reden — gekommen wäre, — Sie zu pflegen und bei Ihnen zu bleiben?" fährt der Pfarrer fort.

Freyer richtet sich ein wenig auf — wie ein Morgenrot dämmert ein seliges Begreifen in seinem Gesicht auf. —

„Wenn Sie doch nicht falsch gesehen hätten?" ergänzt nun sanft der Bürgermeister.

„Träume ich nicht — wär's wahr — wär's möglich?"

„Wenn Sie sich nicht aufregen und ganz ruhig sein wollen!" sagt der Arzt, „dann bring' ich Ihnen — Ihre Frau!"

„Meine — Frau? Ihr macht mich wahnsinnig! Ich habe keine Frau!"

„Nicht — du hast keine Frau?" ruft es jetzt wie aus der Tiefe eines Meeres von Schmerz und Liebe heraus und vor ihm nieder sinkt das unglückliche Weib, das den eigenen Gatten gezwungen, sie zu verleugnen. —

Ein Schrei — „Täuble!" und sein Haupt sinkt an ihre Brust. —

Lautlose Stille herrscht im Gemach. Unwillkürlich

faltet jeder die Hände im heimlichen Gebet. Niemand weiß, ob dieser Augenblick Leben oder Tod gebiert? —

Er muß aber Leben bringen, — denn der Christusspieler darf nicht auf dem Kreuzweg sterben, und Maria Magdalena muß noch bis zum Fuß des Kreuzes hinanklimmen, — das letzte, steilste Stück, — auf daß ihr Geschick sich erfülle.

Leise flüstern die Gatten. Die Umstehenden ziehen sich bescheiden zurück.

„Und du willst sterben! Nicht genug, daß du aus meinem Leben gewichen bist, wie ein Schatten, — du willst auch aus der Welt gehen?“ schluchzt sie leise. „Und du glaubst, daß ich dann Ruhe fände im Himmel und auf Erden?“

„O liebe Seele, mir wird wohl sein. Laß mich nur sterben — ich habe ja darum gebetet die ganze Zeit! Gott hat es gnädig gefügt. Wenn ich aus der Welt bin, wirst du Witwe und darfst dich einem Andern vermählen, ohne eine Sünde zu begehen!“

„O Gott — Joseph! Ich will keinem Andern gehören — ich liebe ja nichts als dich!“

Er lächelt trübe: „Du liebst mich jetzt, weil ich sterbe, — hätte ich gelebt, du würdest fortschreiten auf dem Wege der Sünde — und verloren sein. Nein, mein Kind, ich muß sterben, damit du an meinem kleinen Opfer das große Sühnopfer Christi verstehen lernest. Ich muß mich hingeben für dich, wie Christus sich hingab für die Sünde der Menschheit!“

„O das braucht's nicht. Gott hat den Willen für die

That genommen und er hat als solche gewirkt. Dein großes geduldiges Leiden hat mich überwunden. Du brauchst nicht zu sterben. Ich hielt dich für das, was du nicht warst, für einen Gott — und das, was du warst, erkannte ich nicht! — Jetzt erkenne ich's. Vergib meiner Thorheit. Du brauchst nichts zu sein, um mich zu retten, als ein Mensch — ein echter, großer, liebenswerter Mensch, wie du's bist, — dann bedarf es keines Gottes mehr!"

„Glaubst du?" Freyer sieht sie mit einem überirdischen Blick an: „Du meinst, das könne dir genügen — ein Mensch?! Nein, mein Kind, das wäre dieselbe Täuschung wie ehedem. Die Flamme, die in dir lodert, verzehrt sich nicht am Irdischen. Du brauchst einen Gott und dein großes Herz ruht nicht, bis es ihn gefunden. Deshalb sei getrost: Der falsche Christus sinkt dahin und der wahre wird dir aus seinem Grabe auferstehen!"

„Nein, thu' mir das nicht an, stirb nicht, laß mich's nicht an dem Toten, laß mich's an dem Lebenden sühnen, was ich verbrach! Ach, sei nicht hart — strafe mich nicht so grausam. Du schweigst? Du wirst immer blässer! Ach, du gehst und läßt mich allein auf halbem Wege stehen, daß ich nicht vor noch zurück finde! Joseph, ich habe mit dem Herzog gebrochen, habe alles von mir geworfen, was uns trennte, — ich bin eine arme hilflose Frau geworden und du willst mich verlassen — jetzt, wo ich mein ganzes Sein auf dich gestellt — wo ich nichts mehr bin als dein Weib!"

Da richtet sich Freyer auf:

„Gebt mir Wein — jetzt will ich leben!“ Eine allgemeine freudige Bewegung entsteht unter den Freunden und die Gräfin reicht ihm den schäumenden Kelch und stützt ihm mit einer Hand den Kopf, daß er trinken kann. Dann gibt sie ihm einen Bissen Nahrung und richtet ihm eine bequemere Lage ein. — „Komm, laß dein Weib dich pflegen!“ sagt sie so weich und schmelzend, daß es alle Umstehenden mit Rührung ergreift. Dann legt sie ihm einen kühlenden Umschlag auf die Stirn. „Ach, das thut wohl!“ sagt er, aber sein Auge hängt unverwandt an dem ihren und er scheint etwas Anderes zu meinen als das äußere Mittel, doch auch dieses verfehlt seine Wirkung nicht. Er atmet allmählich gleichmäßiger. Nach und nach fallen ihm die Augen zu, die Schwäche macht sich geltend, aber er schlummert süß und ruhig.

Der Arzt entfernt sich, um die Fremden draußen mit tröstlichem Bescheid zu beruhigen. Nur die Freunde und der Pfarrer bleiben zurück. Da erhebt sich die Gräfin vom Lager des Schlafenden und hebt die Arme gen Himmel: „Leih ihn mir, Barmherziger! Ich habe mein Recht auf ihn verscherzt — ich sag's angesichts aller dieser Zeugen — aber sei barmherzig und leih ihn mir nur so lange, bis ich gesühnt, was ich an ihm verbrach, — damit ich nicht dahin gehen muß in die Verdammnis ewiger Reue!“ — Sie spricht es leise, um ihn nicht zu wecken, aber doch so, daß es die Umstehenden hören können. Ihre Hände sind krampfhaft gefaltet, ihr Auge ist starr emporgerichtet, als wolle es sich in das Auge Gottes hineinbohren, — ihr ganzes Wesen ist

Energie der Verzweiflung, die mit der Ewigkeit um den Augenblick ringt.

„Gott — Gott, laß ihn mir! Halte sie noch zurück die strafende Hand — gib Frist, Allmächtiger, sieh erst, wie ich büße, — sieh erst, ob ich nicht durch Gnade zu retten bin? Freunde, Freunde, betet mit mir!“

Und sie faßt wie um Hilfe flehend die Hände der Umstehenden, ihre Kraft verläßt sie. Sie gleitet zitternd an Ludwig nieder und ihre Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt, lehnt am Arm des Freundes.

Die Umstehenden entblößen die Häupter und beten halblaut. Der Busen des geängstigten Weibes ringt in Todesqual und fast erstickt von den unterdrückten Thränen, stammelt sie nur noch halb bewußtlos: „Erbarme dich unser!“ —

Der Arzt hat indessen alles Nötige angeordnet und erwartet das Erwachen des Patienten, um ihn nach Hause zu schaffen.

Die leisen Gebete sind verstummt, und die Freunde haben sich still um das Lager niedergelassen. Die Gräfin kniet wieder bei dem Kranken und hält ihn sanft umschlungen. Sie läßt ihn nicht mehr aus den Armen, sie muß die Augenblicke nützen, denn wer weiß, wie lange sie ihn noch hat. — Die Thränen sind jetzt zurückgedämmt, aus Sorge, ihn zu stören, aber im Herzen fließen sie fort. Ihre Lippen ruhen auf seiner Hand, ohne sich zu regen in einem einzigen ununterbrochenen Kuß — diese Hand, die sie einst so machtvoll gestützt und geführt, wie hager und blaß ist sie jetzt, wie kraftlos liegt sie auf der Decke, als

könne sie sich nie mehr heben, die ihre zu fassen mit liebendem Druck. — Kann der Kuß eines ganzen Lebens das gut machen? Und wider Willen fallen abermals ein paar heiße Thränen auf ihn nieder.

„Weibi, du weinst?"

Diese Stimme! Sie hebt den Kopf, aber sie kann ihm nicht ins Auge sehen, — es schaut sie ja so lieb an, so süß! Darf sie, die Verdammte, die Süßigkeit dieses Blickes kosten? Nein, nimmer! Und ohne die Wimper zu ihm aufzuschlagen, birgt sie die schuldgebeugte Stirn in unaussprechlicher Zärtlichkeit an seiner Brust. Da hebt sich auch die schwache Hand und streichelt ihr leicht die Wange, so leicht sie berührend, wie ein herabfallendes, welkes Blatt:

„Weibi, nicht weinen!" bittet er mit der Stimme eines tröstenden Engels: „Ruhig sein — Gott ist ja gut, er wird auch uns gnädig sein!"

O, Posaune des Weltgerichts, was ist dein Schall und all dein Dröhnen für den Sünder, gegen das sanfte Wort verzeihender Liebe, aus wunder Brust! —

Die Gräfin sinkt überwältigt zusammen unter dem milden, dem gnadenvollen Gericht! —

Vor dem Theater hat sich eine lebendige Gasse gebildet. Er werde heimgebracht, heißt es und die Menschen stehen dicht, Kopf an Kopf, um ihn zu erwarten. Endlich geht eine Bewegung durch die Reihen. Er kommt! Lebt er noch? Ja, man sagt er lebe noch!

Langsamen, behutsamen Schrittes tragen sie die Bahre, auf der er liegt, bleich und regungslos wie ein

Toter. Der Bürgermeister und Ludwig haben mit angefaßt. Neben ihm geht der Pfarrer und auf der andern Seite, sein Haupt mit der Hand stützend, die Gräfin. Sie hält sich selbst kaum aufrecht, aber sie verwendet kein Auge von ihm.

Wie auf dem Wege nach Golgatha empfängt lautloses Schluchzen den Zug. „O lieber Gott, der Arme! Ach nur einen Blick, nur eine Hand,“ bitten die Leute, „haltet nur einen Augenblick!“

Und wie aus einem Impuls machen die Träger Halt und mit klopfenden Herzen treten die Leute heran und berühren ehrfürchtig, bescheiden die herabhängenden Tücher oder winken ihm zu mit überstömenden Augen und dem Blick voll unaussprechlichen Wehs.

Da zieht die Gräfin in einem schönen Gefühl der Humanität sanft seine Hand aus den Hüllen hervor und hält sie den Trauernden hin, die so treu seiner geharrt, daß sie sie küssen können. Und sie empfangen es wie ein Almosen, wie der Schmachtende einen Labetrunk — und jeder, der nahen kann, thut einen durstigen, seligen Zug, aus dem dargereichten Becher der Liebe. Dankbar segnende Blicke folgen der Gräfin und sie fühlt diesen Segen und es überkommt sie die Freude der Heiligen, wenn Gott ihrem Thun die Gnadenwirkung verleiht. Sie ist jetzt eine Bettlerin und doch ist sie noch nie so reich gewesen, solche Almosen zu spenden: „Ja küßt ihm nur die Hand — er verdient es!“ flüstert sie und ihr Blick leuchtet über ihn hin in einer Liebe, die nicht von dieser Welt ist und die doch s i e und die Welt, und alles was

da atmet, zusammenschmilzt zu einer einzigen großen, brüderlichen Gemeinde!

Und er lächelt sie an — und jetzt erträgt sie den süßen zärtlichen Blick, denn ihr ist, als könne einst eine Zeit kommen, wo sie ihn wieder verdiente! —

Endlich ist das hübsche, stille Haus erreicht, das sie heute vorsorglich für ihn und sich gemietet. Bis hierher ist ihm die trauernde Liebe gefolgt. Der Zug ist so angewachsen, daß die Träger mit der Bahre kaum ins Haus können. „Leb' wohl — du Armer, Gott sei mit dir!“ ruft es ihm aus Aller Mund nach, als er hineingetragen wird und die Thür sich hinter ihm schließt.

Das geräumige Zimmer des Erdgeschosses nimmt den Kranken auf. Die Hausfrau hat in aller Eile das Bett hergerichtet. Darein wird er gelagert. Und als sich zum erstenmal dem müden, geplagten Körper weiche Kissen schmiegen, von sorglicher Hand geordnet, als sich vor allen Leuten sein Weib über ihn beugt und sein Haupt auf ihrem Arm ruht — da blickt er glückselig im Kreise um und kann nichts denken und nichts sagen, als: „O Gott, wie geht mir's gut!“ Die Umstehenden übermannt es. Sie wenden sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen.

Die Gräfin legt ihr Haupt neben ihm auf sein Kissen und wehrt den Thränen nicht mehr. Ihre Lippen flüstern an seinem Ohr: „Engel, du bescheidener, verzeihender, liebevoller Engel!“ Sie verstummt, — sie muß sie noch zurückdämmen die volle Sprache ihres Herzens, denn der Schrei ihrer Reue könnte den schwachen Kranken stören. Aber er fühlt es dennoch, was sie bewegt, er hat ja immer in ihrer

Seele gelesen, solange sie ihn noch geliebt — erst wie das Fremde alles zwischen sie trat, verstand er sie nicht mehr. Jetzt ist nichts Fremdes mehr zwischen ihnen und jetzt fühlt er, was sie in Reue um ihn leiden muß und ihn jammert ihrer Qual, er denkt nur an sie und wie er sie trösten könne. — Das aber ist es eben, was sie zermalmt, was sie mehr erschüttert als alle Vorwürfe, die er ihr zu machen ein Recht hätte, denn je größer und edler sein Wesen sich ihr offenbart, desto größer wird ihre Schuld! —

Die Freunde wollen der Gräfin abwechselnd die Nacht wachen helfen und ziehen sich jetzt zurück. Der Arzt erklärt, es sei keine momentane Gefahr mehr und geht, um weitere Medikamente zu holen. Als sie alle draußen sind, kniet sie an dem Bett nieder: „Nun bin ich dein!“ spricht sie leise: „Ich frage nicht, ob du mir verzeihest, denn ich sehe, daß du es schon gethan, — ich frage nur, ob du das verurteilte, schuldbeladene Weib wieder aufnimmst an dein Herz? Mit dem, was ich heute that, hab' ich das Los der Dürftigkeit gewählt. Ich kann dir nichts mehr bieten an irdischen Gütern, ich kann dir nur ein ärmliches Heim gründen, für dich arbeiten, dich pflegen und durch die Liebe und Treue eines ganzen Lebens sühnen, was ich verbrach! Willst du damit vorlieb nehmen?“

Da zieht Freyer sie mit seiner schwachen Kraft an sich. Thränen des unaussprechlichsten Glücks rieseln ihm über die Wange: „Ich danke dir, Gott, heute erst hast du sie mir geschenkt! Komm, mein Weib — leg dein Geschick vertrauend in Gottes Hand und dein liebes Herz an das meine und alles wird gut werden. Gott wird ja gnädig

sein und mich noch ein paar Jahre leben lassen, daß ich für dich arbeiten kann, nicht du für mich. — O seliges Wort, arbeiten für mein Weib, das macht mich gesund. Und jetzt, solang wir allein sind, den ersten heiligen Kuß wahrer Gattenliebe!"

Er will den Kopf erheben, sie aber drückt ihn mit sanfter Gewalt in die Kissen zurück: „Nein, du mußt ganz ruhig sein! Denke einmal wieder, du seist ein Marmorbild — wie damals — und laß dich küssen. Bleib kalt und laß sie über dich ergehen, die ganze heiße Inbrunst des reuigen, liebenden Herzens!" Und sie beugt sich herab und berührt den bleichen Mund mit zitternden Lippen sanft, fast schüchtern, — durchbebt von bräutlichem Schauer. —

„O das war wieder der Kuß eines Engels!" haucht er vor sich hin und faltet seine Hände über dem demütig herabgesunkenen Haupt des büßenden Weibes. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dem Ziele nah.

Von nun an weicht sie nicht mehr vom Bette des Gatten. Obgleich die Freunde abwechselnd sich in die Nachtwachen teilen, bleibt sie dennoch dabei. Nach einigen Tagen erklärt der Arzt, wenn nicht noch eine Schwäche nachkomme, so könne für diesmal die Gefahr vorüber sein, obgleich er ihr auch nicht verhehle, daß das Uebel an sich unheilbar sei. — Da hat sie die Hände gefaltet und gesagt: „Ich betrachte jeden Tag, den ich ihn behalten darf, als ein Gnadengeschenk und nehme es in Ergebung, wie Gott es schickt!"

Seitdem zeigt sie dem Gatten nur ein lächelndes Gesicht, und er, — wohl wissend, wie es um ihn steht, — übt ihr gegenüber denselben frommen Betrug, um dem armen Weib das Herz nicht schwer zu machen. So leben sie dahin in der wohlthätigen Schule strengster Herrschaft über sich selbst, — sie, würdevoll ein großes selbstverschuldetes Geschick tragend, — er, in der Freudigkeit jenes passiven Heroismus des Christentums, das lächelnd für andere in den Tod geht! — Es waltet eine Heiterkeit an diesem Krankenlager, die nur der kennt, welcher monatelang an dem Siechbett eines rettungslos Aufgegebenen gestanden und den Dank empfunden hat, mit dem wir jeden Aufschub der Katastrophe, jede scheinbare Besserung begrüßen, — die stille Seligkeit, mit der uns jede kleine Wohlthat erfüllt, die wir

dem geliebten Kranken erweisen können, jedes Lächeln, das uns zeigt, er fühle sich ein wenig erleichtert.

Diesen Leidenskelch, die büßende Frau leert ihn jetzt geduldig bis auf die Neige. Freilich steht immer noch ein freundlicher Genius daneben, der sie tröstet: die Hoffnung, daß er, wenn auch nicht ganz genesen, ihr doch erhalten bleiben könne. „Von wie viel tausend Herzkranken hat man schon gehört, die alt wurden, bei einiger Schonung und Pflege!“ Damit hält sie sich aufrecht. Aber die ununterbrochene Qual und die schlaflosen Nächte erschöpfen ihre Kräfte. Ihre Wangen sinken ein, um die Augen legen sich schwarze Schatten, aber es ist ihr gleich.

„Meinem Mann gefalle ich doch!“ sagt sie lächelnd auf alle Bitten, sich zu schonen, — wegen ihres schlechten Aussehens.

„Täuble!“ sagt er eines Abends, als Ludwig zur Nachtwache kommt: „Jetzt werd ich aber dir doch einmal den Mann zeigen müssen und dir befehlen, daß du etwas für deine Erholung thust, denn so kannst du's nicht weiter treiben!“

„O laß mich doch, — und wenn ich für dich stürbe, was wäre es denn? Wäre es nicht gerechte Sühne?“

„Nein — das wäre keine Sühne,“ sagt er zärtlich schmollend und streicht ihr die zarten Lockenschatten aus der Stirn, als wolle er ganz klar ihre Gedanken darauf lesen: „Mein Kind, du sollst ja für mich leben — das sei deine Buße! Glaubst du, damit machst du etwas gut, wenn du deine Schuld mit dem Tode büßest und sagst: ‚Da hast du mein Leben für dein Leben, und nun sind wir quitt,

nun hast du keine Forderung mehr an mich!' Wäre das Liebe, Täuble?"

Er zieht sie sanft an sich: „Wie, oder wäre dir's lieber, wenn wir so quitt würden, und ich keine andere Sühne von dir wollte, als deinen Tod?" Da umschlingt sie ihn mit beiden Armen fest und immer fester. Sie braucht nichts zu sagen, das schmerzlich selige Pochen ihres Herzens ist Antwort genug. — Er küßt sie auf die Stirn: „Jetzt leg dich schlafen, geliebtes Weib, und ruh dich aus, — du thust es ja für mich, damit ich ein frisches, glückliches Weib habe!"

Und gehorsam wie ein Kind erhebt sie sich, um ihm den Willen zu thun. Aber es wird ihr schwer und sie nickt dem Gatten noch von der Thür sehnsüchtig zu, als trennte sie bereits eine unermeßliche hoffnungslose Entfernung.

„Ludwig!" sagt Freyer, der ihr entzückt nachgeschaut: „Ludwig, ist das Liebe?"

„Ja, bei Gott!" erwidert der Freund erschüttert: „Glücklicher Freund, alle deine Schmerzen wollt' ich leiden — für eine einzige Stunde wie diese!"

„Hast du ihr jetzt vergeben, was sie mir gethan?"

„Ja, von ganzer Seele!"

„Magdalena," ruft Freyer. „Komm noch einmal herein — das mußt du gleich wissen, noch ehe du schlafen gehst — Ludwig ist mit dir versöhnt!"

„Ludwig," sagt die Gräfin: „Edler, strenger Freund, ich danke Ihnen!"

Und sie führt ihn zu dem Kranken und legt ihre Hände ineinander. „Jetzt sind wir wieder Eins und jetzt ist wieder

alles wie vor zehn Jahren, — nur ich bin eine Andere geworden und für mich beginnt ein neues, höheres Leben."

Und sie umschlingt die Beiden, und drückt wie zur Besiegelung des Gelöbnisses einen Kuß auf die Stirn des Gatten und des Freundes. Dann geht sie und läßt die Beiden allein.

„O Ludwig, könnte ich dich nur auch so glücklich sehen!"

„Sei ruhig — wer diese Stunde mit euch erlebt hat, braucht nichts für sich," sagt er bleich, aber mit dem Ausdruck schönster, selbstlosester Freude. — — —

Die Gräfin läßt sich, vor sie sich zu Bett legt, den alten Martin holen, der noch hier ist und auf ihre Befehle wartet. Sie tritt zu ihm in den Garten hinaus, damit Freyer sie im Nebenzimmer nicht sprechen höre: „Martin," sagt sie mit edler Ruhe und nur ein klein wenig zittert ihr die Stimme dabei: „Es ist Zeit, daß ich auch an das Irdische denke. In diesen Tagen konnte ich mich nur dem Kranken widmen. Fahre nun heim, mein guter Martin und bringe den Wildenaus Wagen und Pferde. Sag ihnen, was geschehen — wenn sie's noch nicht wissen, ich komme jetzt nicht zum Schreiben. Richte, du alter, treuer Diener, es einstweilen aus: Sie sollen alles nehmen, was ich habe — meinen Schmuck, mein Palais, mein ganzes Privateigentum. Nur möchte ich sie bitten — um meines schwerkranken Gatten willen — mir, aus Menschlichkeit, so viel zu lassen, daß ich ihm gewähren kann, was zu seiner Erholung nötig!" hier erlischt ihr die Stimme.

„Frau Gräfin —"

„Ach, nenne mich nicht mehr so!“

„Doch — denn Frau Gräfin bleiben immer, was Sie sind, auch als Frau vom Herrn Freyer! Ich wollt' nur sagen, Frau Gräfin, das thät' ich nicht! Denen gäb' ich, an Ihrer Stelle, kein gutes Wort. Ich richt's einmal nicht aus! Wagen und Pferde will ich ihnen schon zurückbringen — und sagen, daß sie alles haben können, was Frau Gräfin gehört. Aber betteln, für Frau Gräfin, nein, das thu' ich nicht! Ich mein, die Schande wär' größer, als wenn Frau Gräfin sich herabließen und nähmen's von einem geringen Mann wie ich bin, der sich noch eine Ehre draus macht, und dem Sie nicht dafür zu danken brauchen! Ich“ — er lacht verlegen: „Ich will's nur grad heraussagen, Frau Gräfin werden's mir nicht in Uebel nehmen, ich — ich hab' heut schon das Hoamatl da ausg'handelt. Aber ich hab's so gemacht, als wär's im Namen von der Frau Gräfin, damit sich Erlaucht nicht zu schämen braucht, wenn Sie und der Herr Gemahl bei mir wohnen! Ich hab' ja keine Verwandten mehr und da, — da gehört's halt der Frau Gräfin!“

„Martin, Martin!“ und die stolze Frau neigt demütig das Haupt. „Sei es denn! Du sollst mir helfen, wenn mich alles verläßt. Ich nehme es als ein Darlehen von dir an. Ich kann etwas malen — ich will sehen, daß ich dann einiges erwerbe, vielleicht bei einer von den Modezeitungen, die ich immer abonniert hatte. — Die Kammerfrau hat es schon einmal zu mir gesagt, ich könnte mir damit mein Brot verdienen, — das war ein prophetisches Wort! So kann ich es dir später, so Gott will, abbezahlen.“

„O da reden wir nicht davon!“ sagt Martin glückselig und küßt der Gräfin die Hände.

„Wenn ich nur droben unterm Dach ein kleines Austragsstübl für mich haben darf — dann rechnen wir das als Zins! Und wenn's sonst wo nicht langt — dann hab' ich schon auch noch was übrig, denn — essen müssen Sie ja doch auch.“

Die Gräfin verhüllt das Gesicht mit den zitternden Händen.

„Jetzt fahr' ich also heim und werf' den Herrn Wildenaus, im Namen der Frau Gräfin, Wagen und Pferde und den ganzen Krämpel vor die Füße — und dann komm' ich wieder und bring' was Gutes zu essen mit für unsern Patienten, was man hier nicht kriegt — und meine Livree — für die Sonn- und Feiertage, daß wir doch auch noch was Ordentliches vorstellen! Und dann besorg' ich der Frau Gräfin den Garten und 's Haus und — zu was Sie mich halt brauchen können! — O, so glücklich war ich mein Lebtage noch nicht!“

Er ist fort — die Gräfin sieht ihm lange nach, tief beschämt von der schlichten Treue des alten Mannes, der ihre Livree tragen und ihr Diener sein will, während er ihr Wohlthäter ist! „Wahrlich — Hoch oder Nieder — das ewig Menschliche ist allen gemeinsam.“ Da kommt Martin zurück: „Wollen Frau Gräfin nicht Abschied nehmen von den Pferden? Soll ich noch einmal damit vorfahren oder thut's Ihnen zu wehe?“

„Die schönen Tiere,“ eine leise Wehmut zittert durch den Ton, mit dem sie es sagt: „Nein, Martin, ich will sie nicht mehr sehen!“

„Ja, ja —!“ Martin hat sie verstanden und es erbarmt ihn mehr als alles, denn von solchen Pferden sich trennen zu müssen, dünkt ihm doch das schwerste Opfer!

Die Gräfin steht allein im Gärtchen. Ueber ihrem Haupt funkeln noch die alten Sterne. Sie denkt an die Brillantsterne, die sie einst Freyer hingeworfen in falscher Buße, um sie dem toten Knaben in den Sarg zu legen, — wenn sie die jetzt hätte, um aus ihrem Wert den kranken Gatten zu ernähren, — das wäre die rechte Buße! —

„O nur ihn nicht darben lassen, Gott! Wenn ich ihn darben sehen müßte! O mein Gott — nur das erspare mir, wenn es sein kann!“ betet sie, und ihr Blick ist in banger Sorge zu dem reichen, glitzernden Sternenhimmel emporgerichtet.

„Wie geht's drinn?“ wie ein Schatten taucht plötzlich eine Frauengestalt neben ihr auf:

„Ach, Maria — Anastasia!“

„Was macht er?“

„Besser, meine ich! Heute Abend war er ganz munter! —“

„Und Sie, Frau Freyer — wie thut's es denn? Hart — gelten's —? Das sind halt Sachen, die brauchen g'wohnen!“

„Ja!“

„Ich kann mir's denken! Aber nur 's Vertrauen nicht verlieren — der liebe Gott ist immer da. Und dann — bei der Jungfrau Maria, die ich so oft g'spielt hab', werd' ich doch auch noch eine Bitt' zugut haben?! Wenn's aber

wo fehlt, wo's in Menschenkräften steht, gelten's, da darf ich helfen?"

„Maria, — Engel, sei du mir Lehrerin — Schwester!"

„Nein, Mutter!" sagt Anastasia lächelnd: „Denn wenn der Freyer mein Sohn ist, dann müssen Sie auch meine Tochter sein. O ihr zwei armen Herzen, ich bin und bleib' halt jetzt eure Mutter Maria!"

„Mutter Maria!" — wiederholt die Gräfin und die beiden Frauen halten sich liebend umschlungen. — — — —

Die Woche geht zu Ende und der Bürgermeister muß nun mit der Rollenfrage kommen. Er findet den Patienten außer Bett mit heiterem hoffnungsvollem Ausdruck.

„Ich weiß nicht, Herr Freyer, ob ich es wagen darf, etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen?" beginnt er ängstlich.

„O — ich verstehe — Sie wollen wissen, bis wann ich wieder spielen kann? Nächsten Sonntag!"

„Das ist nicht Ihr Ernst?!" sagt der Bürgermeister fast erschrocken.

„Nicht mein Ernst?! Herr Bürgermeister, was wären denn all meine Eide, wenn ich jetzt auf einmal feige zurückträte? Glauben Sie, ich würde euch zum zweitenmal das Wort brechen, solang noch Atem in meiner Brust wohnt?!"

„Gewiß nicht, solange es in Ihrer Macht steht, es zu halten. Aber diesmal können Sie's nicht! — Fragen Sie nur den Doktor — er wird es Ihnen sobald nicht erlauben!"

„Hab' ich den zu fragen, wenn sich's um die heiligsten Pflichten handelt? Den frag' ich, wenn es sich ums Leben

handelt — aber meine Pflichten gehen mir über das Leben! Nur so sühne ich die alte Schuld, die mich vor zehn Jahren zum Abtrünnigen machte!"

„Und jetzt sagen Sie das — wo Sie so glücklich sind?"

„Herr Bürgermeister," sagt Freyer mit erhabenem Ernst: „Wer schon einmal so glücklich und so elend war wie ich, der lernt das Leben von einem andern Gesichtspunkt auffassen! Den berauscht kein Glück, den schreckt kein Unglück mehr. Alles ist schwankend, was wir so nennen und nur ein Glück ist sicher: Seine Pflicht zu thun — bis zum Tode!"

„Herr Freyer! Das ist wohl groß gedacht, aber wenn Ihre Frau das hörte, — würde sie damit einverstanden sein?"

„O gewiß, denn sie denkt wie ich — thäte sie's nicht, wir hätten uns nie vereinigen — sie hätte nie Reichtum, Rang und Macht und alle Güter dieser Welt von sich werfen können, um mit mir im Exil zu leben. Glauben Sie — sie that das für etwas Irdisches? Sie meint es — aber ich weiß es besser: Das Kreuz lockt sie — wie es jeden lockt, der damit in Berührung kam!"

„Was ist mit dem Kreuz?" frägt die Gräfin ins Zimmer tretend: „Guten Tag, Freund Bürgermeister!"

„Mein Weib! Er will mir nicht glauben, daß du mir gestatten würdest, den Christus wieder zu spielen — und wenn es mich auch mein Leben kostete?!"

Die Gräfin erschrickt und erbleicht. „O Gott — denkst du schon daran?"

„Ja, gnädige Frau" — sagt der Bürgermeister: „Er will es sich nicht ausreden lassen!"

„Joseph!“ sagt die Gräfin schmerzlich: „Willst du mir das anthun, — jetzt schon, wo du kaum ein wenig erholt bist?“

„Ich versichere euch, ich habe den Christus gespielt, wo ich mich viel elender fühlte als jetzt — Dank deiner hingebenden Pflege, mein liebes Weib!“

Der Gräfin kommen Thränen in die Augen und sie schweigt.

„Täuble, verstehen wir uns denn nicht?“

„Doch —“ sagt sie nach langem stillen Kampf: „Thu' es, mein geliebter Mann — gib dich Gott hin, wie ich dich hingebe. Er hat dich mir ja nur geliehen, ich darf dich ihm nicht vorenthalten, wenn er sich noch einmal in deiner Hülle der Welt zeigen will! Ich will dich hegen und pflegen und über dich wachen, daß du's aushältst! — Und wenn du von deinem Marterpfahl genommen wirst, dir die zerdehnten Glieder reiben und dir die heiße Stirn betauen mit den Thränen aller Schmerzen, die Maria und Magdalena um den Gekreuzigten gelitten und — wenn du ausgeruht und wieder die Augen lächelnd zu mir aufschlägst, dann halt' ich dein Haupt an meiner Brust, in dem seligen Gefühl, du bist kein Gott, der gen Himmel fahren wird — sondern ein Mensch, ein warmer, wonniger, geliebter Mensch und — mein! O solch ein Glück kann Gott nicht zerstören und thut er es dennoch, will er dich zu sich ziehen, damit ich mich desto inniger dir nachsehne, zu ihm, der aller Liebe Ursprung ist, — dann,“ — ihre Stimme bricht sich in Thränen und sie legt den Kopf an seine Brust — „dann wird dein Weib nicht murren —

sondern still und geduldig warten, bis es dir folgen darf!" — Sie lehnt an seiner Brust und weint leise, ihn mit den Armen förmlich umstrickend, damit er ihr nicht entrissen werde.

„Weibi —" sagt er sanft und die wundervolle melodische Stimme zittert in heiligster Erregung, „wir wollen's hinnehmen, wie Gott es schickt — treu dem Kreuz — wir beide, du und ich, geliebtes, hochherziges Weib! Weine nicht, mein Täuble! Treu dem Kreuz sein, heißt nicht nur geduldig, — es heißt auch stark sein! Geht nicht der Soldat für einen weltlichen König mutig in den Tod, und ich sollte für meinen Gott mein Leben nicht freudig wagen?"

„Ja, mein Gatte, du hast recht, ich will stark sein. Geh denn, heiliger Streiter, in den Kampf für das Ideal und stelle dich deinen braven Mitkämpfern zur Verfügung!" Und wie zu langem schwerem Abschied, lösen sich ihre Arme nur mühsam von seinem Hals. —

Da tritt der Bürgermeister entschlossen auf sie zu: „Gnädige Frau — vor diesem heiligen Eifer müssen wir Ammergauer uns beugen. Das ist freilich eine Größe, die den Tod überwindet! Wer diese Wirkung unseres bescheidenen Spiels auf Seelen wie die Ihre sieht, der kann sich nicht darüber täuschen, daß die Kraft, die solche Wunder thut, nicht von Menschen ausgeht und daß Der, welchem sie entströmt, ein Gott sein muß. Aber da er ein Gott der Liebe ist, nimmt er Ihr Opfer nicht an. Freyer soll jetzt die Rolle nicht mehr spielen, die ihm das Leben kosten könnte. Wir werden den Christus anders besetzen und uns für diesmal so behelfen!"

Freyer senkt schmerzlich enttäuscht den Blick zu Boden: „Nun ist die Krone wirklich von meinem Haupt gefallen! Gott hat mich nicht mehr angenommen — ich bin ausgeschlossen vom heiligen Werk!“

Da legt der Bürgermeister ihm sein Weib in die Arme: „Das sei jetzt Ihre Aufgabe, diese Seele zu behüten und ihrer Bestimmung zuzuführen, — das ist auch ein heiliges Werk!“ —

„Ja und Amen!“ sagt Freyer. —

* * *

Und sie machen das Wort wahr, die herabgestiegene Gräfin und der herabgestiegene Scheingott, beide ihrer Scheinwürde entkleidet und in der Demut erst zur echten Würde erwachsend! — Er lebt neu auf in der Pflege des liebenden Weibes und sie nützen die Gnadenfrist, die ihnen gesteckt ist, zu einem Dasein voll Arbeit, voll Hingebung und Dank gegen Gott. — — —

„Sie fragen mich, teuerster Freund,“ schreibt die Gräfin nach Jahresfrist an den Herzog von Barnheim: „ob Sie mich denn in gar nichts unterstützen dürften? Ich danke Ihnen für die treue Freundschaft, muß aber das edle Anerbieten ablehnen. Es kommt nicht darauf an, wie viel man hat, sondern wie viel man bedarf, und ich habe, was ich brauche, denn ich brauche wenig. Das liegt darin, weil ich nun Güter kennen lernte, die ich früher nie besaß, und die mir alles andere entbehrlich machen. Wie viel mir auch Gott genommen, — drei köstliche Dinge hat er mir dafür verliehen: die Verachtung der Eitelkeiten der Welt, den

Sinn für die kleinen Freuden des Daseins und die Erkenntnis wahren Menschenwerts. — In diesem Allem liegt ein stilles unendliches Glück! — Ich bin auch gar nicht so arm, wie Sie denken. Mein alter, treuer Martin, der mich nie mehr verläßt, half mir aus der ersten Not. Dann fanden sich doch auch die Wildenaus bewogen, mir mein Privateigentum, Schmuck, Kleider und Kunstsachen zurückzugeben und der Ertrag daraus reichte hin, Martin das kleine Haus, das er zuerst für mich erstanden, abzuzahlen und meinem Mann einen bescheidenen Schnitzwarenverlag zu etablieren, so daß er doch nicht abhängig von den andern Verlegern ist. — Wenn er fleißig arbeitet — was er nur zu sehr und auf Kosten seiner zarten Gesundheit thut — so können wir sorgenfrei, obgleich natürlich sehr bescheiden leben. Ich sehe so und so Viele meiner ehemaligen Bekannten, die ein ästhetischer Schauder überlaufen würde, bei solcher Prosa! Denen aber lasse ich sagen, daß ich gelernt, die Poesie nicht im Leben zu suchen, sondern sie in das Leben hineinzulegen. Ja, erzählen Sie es nur der achselzuckenden Welt: die Gräfin Wildenau lebt von der Händearbeit ihres Mannes und schämt sich dessen nicht! Mein Freund! Einer Frau, die man liebt, ein Vermögen hinwerfen, ist nichts, — aber jahraus jahrein, in unermüdlicher Pflichttreue und Entbehrung, im Schweiße seines Angesichts für sein Weib das tägliche Brot verdienen, das ist etwas! Und wissen Sie, was es für das Weib ist, dem geliebten Mann jeden Tag neu sein Leben zu verdanken? Das ist ein unbeschreibliches Glück! Sie, mein Freund, hätten mir ein Fürstentum zum Geschenk gemacht und ich

hätte es hingenommen wie einen schuldigen Tribut, ohne Ihnen groß dafür zu danken, — aber die Hand, die für mich arbeitet, die küsse ich jeden Abend in dankbar ehrfurchtsvollem Schauer!

Drum grämen Sie sich nicht um mich! Vermählen Sie sich getrost mit der liebenswerten und reizenden Prinzessin Amalie, von der Sie mir schreiben und wenn Sie einmal mit Ihrer jungen Gemahlin in die Nähe des kleinen tannenumrauschten Hauses, im Schatten des Kofel, kommen sollten, würde es mich herzlich freuen, Sie zu begrüßen.

Leben Sie wohl! Seien Sie so glücklich, wie Sie, edler Freund, es verdienen und lassen Sie mir meine Armut und meinen Reichtum. Sie sehen, das Phantom ist Wirklichkeit geworden — das Ideal erreicht!"

In alter Freundschaft

Magdalena Freyer.

Als der Herzog diesen Brief bekam, soll ihn sein Kammerdiener zum erstenmal in seinem Leben bitterlich weinen gesehen haben.

Schluß.

Vom Schein zur Wahrheit.

Zehn Jahre lang gönnte Gott dem liebenden Weibe den Gatten, es schien, als sei er völlig genesen. Endlich aber naht der Tag, wo er ihn zurückfordert. Zum drittenmal bot ihm die Gemeinde die Christusrolle an. Noch war er schön — ein Mann von achtundvierzig Jahren, aber schlank wie ein Jüngling und in seinem durchgeistigten Ausdruck, keusch und hehr — mehr denn je eine Christuserscheinung. Gott reichte ihm die volle Schale der Vollendung seines Geschicks und es hat sich vollzogen, wie er es ersehnt. Nicht auf dem Krankenbett, nicht erliegend dem langen Elend der langsam zerstörenden Natur, — nein, hoch am Kreuz ist er gestorben, als Sieger über Schmerz und Tod. Gott hat ihn der Gnade gewürdigt, endlich die Aufgabe zu vollbringen, — bis zur letzten Vorstellung hat er diesmal ausgehalten, — da, als sie ihn zum letztenmal vom Kreuz nehmen, mit den fallenden Blättern, unter dem ersten Schnee des Spätherbstes — da erwacht er nicht mehr. Am Kreuz ist das große Herz gebrochen, eingegangen ist er in den Frieden Dessen, den er darstellte — vom Schein zur Wahrheit – das Abbild zum Urbild!

Nie ist ein Mensch seligeren Todes gestorben, nie ein schöneres Lächeln der Vollendung auf dem Angesicht eines Toten gelegen.

„Es ist vollbracht! Du hast gethan in deiner Weise, was dein Vorbild that, du hast die heilige Lehre der Liebe mit deinem Tode besiegelt, mein Gatte!“ sagt die bleiche Frau, die ihm den letzten Kuß auf die Lippen drückt.

Das Spiel ist Wirklichkeit geworden und Maria Magdalena weint an der Leiche ihres Erlösers. —

Am dritten Tage nach der Kreuzigung, wo einst Christus auferstanden, tragen sie ihn zu Grabe. —

Aber wie der Phönix aus der Asche, so ersteht auch aus der armseligen Gruft für die Büßerin heute der wahre Christus!

„Wann wirst du mir erscheinen im Frühlingsgarten, erlösende Liebe?“ fragte sie einst. Jetzt ist sie da — im herbstlichen Garten, — am Grabe allen Glücks!

Als der Sarg hinuntergelassen ist und die Leidtragenden zu der alternden, gebeugten Witwe hintreten, frägt der Bürgermeister sie: „Wo werden Sie nun leben, gnädige Frau?“

„Wo anders als in Ammergau, hier — wo sein Fuß mir die Gottesspur vorgezeichnet hat? O mein Gethsemane!“

„Aber gnädige Frau,“ sagt der Pfarrer: „Wollen Sie sich für immer in das stille Dorf verbannen? Wollen Sie nicht wieder in Ihre Kreise und Ihre Welt der Bildung zurückkehren? Sie haben doch genug gebüßt!“

„Gebüßt? Nein Hochwürden, gebüßt nicht, denn höchstes Glück ist keine Buße, — die Buße fängt jetzt erst an!“ Und sie wendet sich dem Christus zu, der unweit des Grabes an der Kirchenmauer hängt und breitet ihre

Arme nach ihm aus: „Nun hab' ich nichts mehr als dich! Du hast gesiegt — Gedanke des Christentums, deine Macht ist ewig —! — — — — —

Schwer hängt die Thränenwolke über Ammergau und geht von Zeit zu Zeit in feuchten Schauern nieder.

Es ist Abend. Durch die erleuchteten Fenster des Erdgeschosses eines kleinen Hauses, von Tannen umrauscht, sind zwei Frauen sichtbar: Maria und Magdalena. — Die Büßerin liegt auf den Knieen vor der „Mutter" und diese hat die Hände tröstend und segnend über ihrem Haupte gefaltet.

In den niedern Häusern des Dorfes entzünden sich allmählich die Lichter. Da sitzen sie wieder im zerrissenen Handwerkskittel an der Schnitzbank und arbeiten und entbehren und tragen das Los der Armut und Niedrigkeit, stolz in dem Bewußtsein, daß von zehn zu zehn Jahren der Augenblick wiederkehrt, der ihnen das Joch abnimmt und den Purpur um die Schultern legt, der Augenblick, wo sich das Wunder in ihrer Mitte erneuert, das die Arme siegreich ausbreitet über eine ganze büßende Welt, — der Augenblick, der der kampfesmüden verzagenden Menschheit den Frieden und die Versöhnung bringt — am Kreuz!